

Biblioteka  
U. M. K.  
Toruń

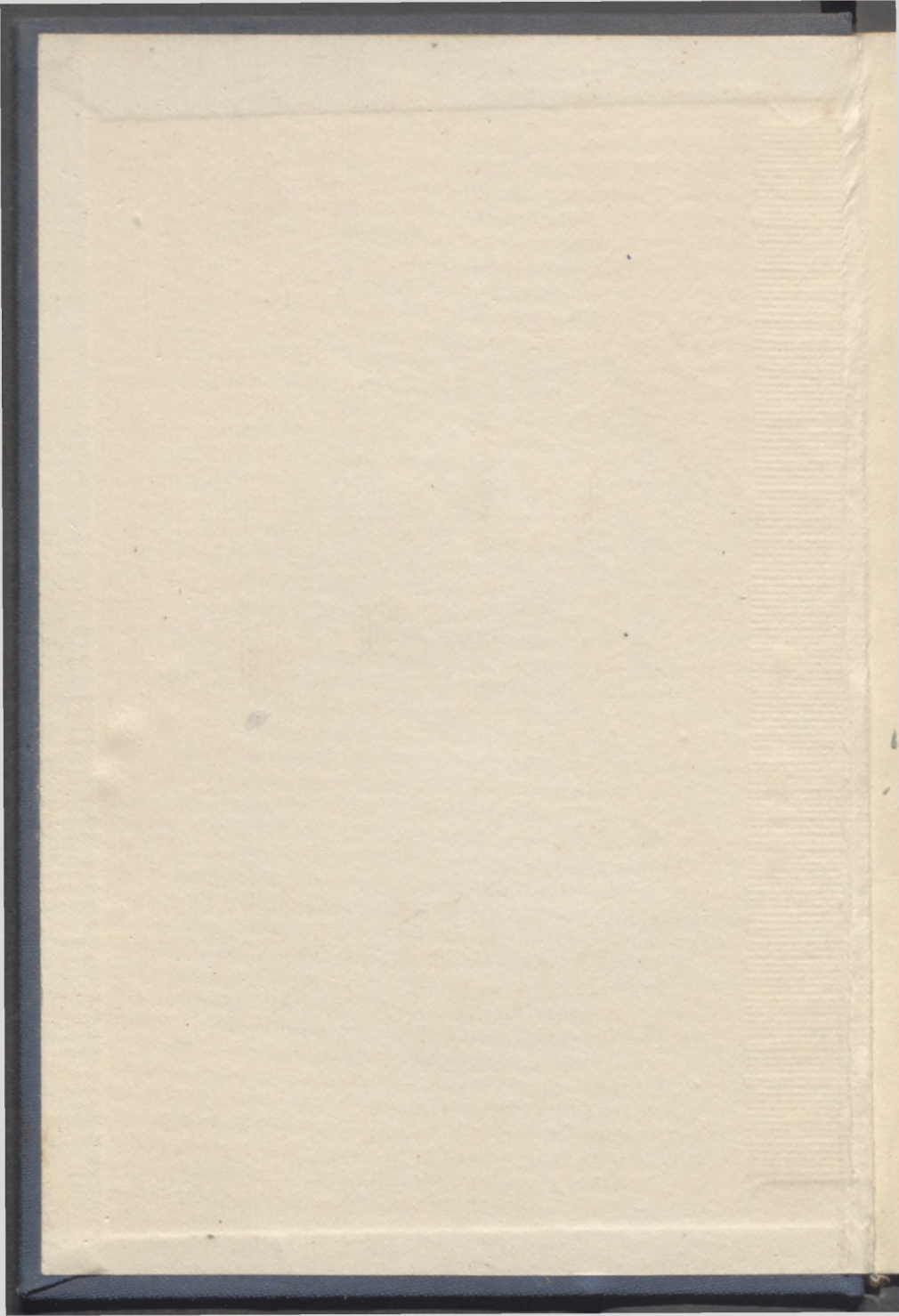
209036

II

UNIVERSITÄT  
MÜNCHEN

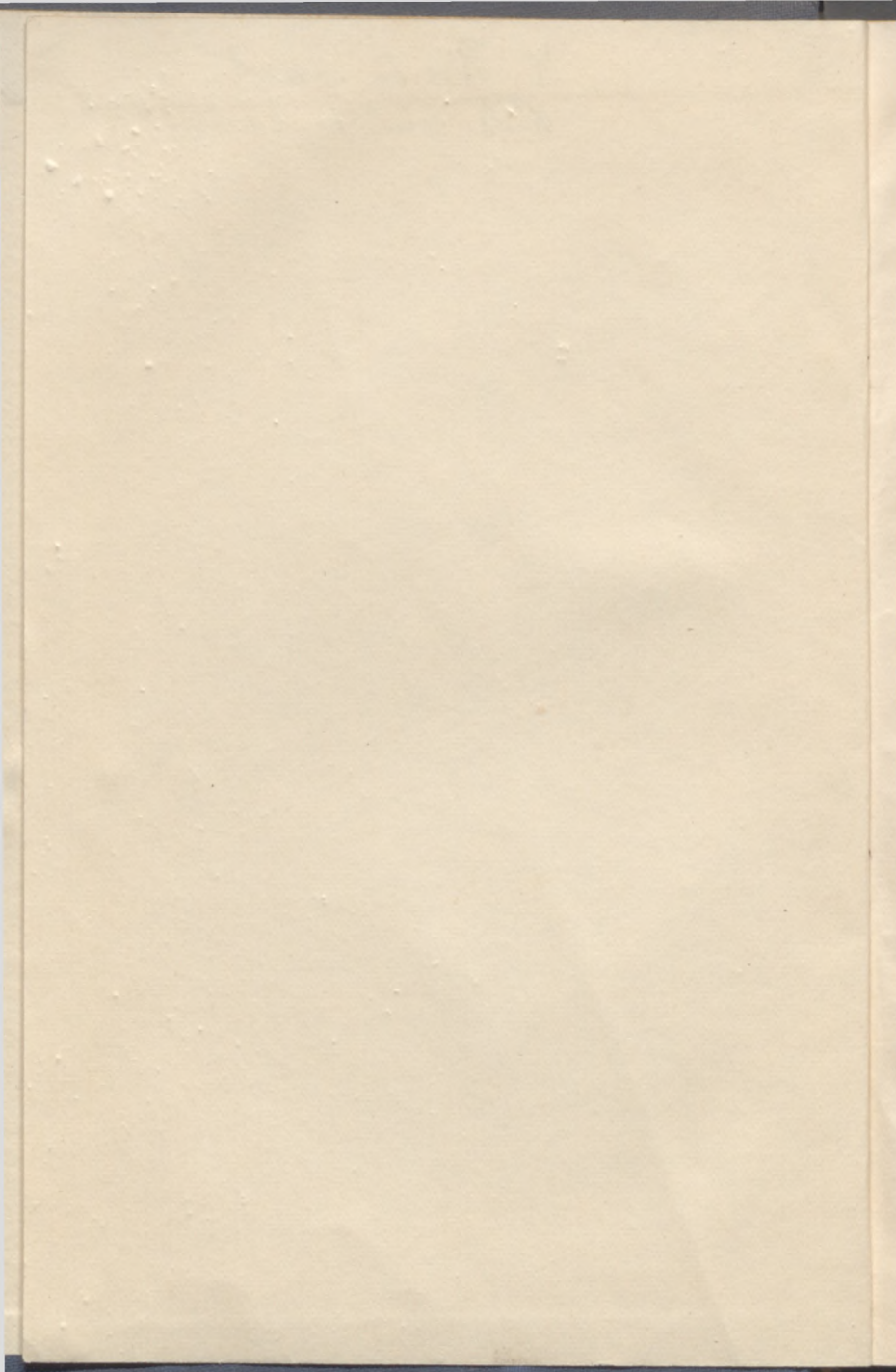
Elf.





H. Breidenbach.

Kupf. Hühlerdamm 34a



© Ifi

Ein Frauenleben

Reihe 100

1000 Exemplare

© Ifi



Verlag der Buchverlagsanstalt  
Hamburg

119

7

# Elfi

## Ein Frauenleben

Roman von

L. von Meerscheidt-Hüllessem



Peter J. Vestergaard Verlag  
Berlin-Schöneberg



ВООИВМОЖ

Alle Rechte,  
vor allem das der Uebersetzung,  
vorbehalten

209.036



II

Druck von Hallberg & Wüchting (Inh.: P. K. Meppia), Leipzig.



Er hat um mich gefreit! Ich schreibe es hin, damit es mir glaubwürdiger vorkommt, damit ich es schwarz auf weiß vor mir sehe, unwiderruflich, unanfechtbar, — wie ein Todesurteil — hätte ich beinahe gesagt. Wir, d. h. ich, sprechen oft törichtes, verkehrtes, aber so lustiges Zeug! So kraus und verworren — doch mit dem tiefen Goldgrunde der Wahrheit. Der Kleine weiß immer, was ich meine, wenn ich auch das direkte Gegenteil davon sage, — und du weißt es auch, Lena, du, für die ich diese Blätter schreibe, lose Tagebuchblätter, die dir einst geschickt werden sollen, einst, wenn dein lustiges Singvöglein im Käfig der Ehe hockt oder — doch nein, warum sollte ich früh sterben? Ich werde am Ende noch alt, uralte, wie Methusalem, wie die Patriarchen in der Bibel! Nun will ich aber ordentlich erzählen, „von Anfang an“, wie Tante Lottchen immer ermahnte, wenn ich beim Erzählen der biblischen Geschichte nicht mit der Schöpfung, sondern mit dem Sündenfall oder der Vertreibung aus dem Paradies anfang, was in diesem Falle . . . Lenchen, lache nicht, ich flehe dich an, sonst muß ich mitlachen, und das darf ich nicht; denn es ist eine gar ernste Sache, wenn

ein Mann, noch dazu ordentlicher Professor des römischen — und sonst mancherlei — Rechts oder Unrechts, eine sittsame deutsche Jungfrau zur Ehe begehrt. Nun weißt du es! Ja, Vena, er hat es getan! — Hoffentlich ist ein Stuhl in der Nähe, worauf du dich setzen kannst. Siehst du, wer hat nun recht behalten: du, meine kluge, ältere, — zwar nur um vier Jahre ältere! aber an Erfahrung so viel reichere Freundin — oder dein dummes Elßchen, das noch gar nichts vom Leben weiß, wie ihr alle unisono ausruft?!

Ich ahnte es, ein instinktives Gefühl sagte es mir. Er sah mich so besonders an, damals — auf unserem Gartenfeste, weißt du — so . . . wie soll ich nur sagen? . . . so . . . besitzergreifend! und ich lächelte dazu, — es schmeichelte meiner kleinen Eitelkeit ganz gewaltig, von ihm ausgezeichnet zu werden! von ihm, dem von Müttern und Töchtern unserer Bekanntschaft heiß — und bisher gänzlich aussichtslos! — Umworbenen!

Wie köstlich wir uns damals amüßten, — weißt du noch, Vena? — trotz des bevorstehenden Abschiedes von Erich, dem ja dies Zauberfest galt. Wie er niedlich war, und wie er uns allen den Hof machte! Man mußte sich einfach in ihn verlieben, notabene wenn man nicht so gut wie seine Schwester war. Wo mag er jetzt herumschwimmen? Ahnungslos, vor welchem entscheidenden Wendepunkte ich stehe! Erich, ich habe so wahnsinnige Sehnsucht nach dir! Du müßtest jetzt hier sein, dicht neben mir, und ich möchte meinen Kopf an deine Schulter schmiegen und dich fragen:

Soll ich, Erich? Glaubst du, daß ich ihn liebe? Mein Gott, wen soll ich denn fragen, wenn nicht dich! Bei allem habe ich dich gefragt, und du wußtest immer Rat, immer! Wenn meine Puppe den Arm verloren hatte, — oder ich nicht wußte, welches Kleid ich zur Tanzstunde anziehen sollte. Und jetzt, wo dieser Mensch, dieser Walden, um mich angehalten hat, da seid ihr alle wer weiß wie weit, und dem Kleinen kann ich das Herz doch nicht schwer machen und ihn fragen: Süßer, Einziger, soll ich fort von dir? Soll ich zu diesem superklugen, wildfremden Manne ins Haus, — Elschen unter vernünftige, trostlos langweilige Menschen?! Brrr! Mir graut vor dieser Waldenschen Sippe, — vor ihm nicht! sonst könnte ich nicht ungewiß sein, was ich tun soll! Er hat kluge, gute, tiefe Augen; findest du nicht, Lenchen? Warum bist du auch als governess nach England gezogen, du harteherziges, abscheuliches, liebstes, bestes, verständnisvollstes Mädchen?! Nach England! Empörend! Als ob du es näher nicht haben konntest? Als ob man dich hier nicht hätte festhalten wollen, mit beiden Händen und mit dem Herzen! Ich sehe gar nicht ein, warum du Doktor Jensen nicht heiraten konntest, oder wenn du das nicht wolltest, dennoch hierbleiben, hier bei uns, in unserem lieben Hause, wie bisher. Trotz deiner vielen Stunden immer zu finden, immer für uns da, mit deinem goldblanken Herzen und dem entschiedenen Ja oder Nein! Der Kleine war wie gebrochen nach deiner Abreise, und ich habe Tag und Nacht geweint. Was hat dich das gekümmert?! Du

willst deine Goldfische für das Alter sparen, lebst wie eine Prinzessin bei deiner Lady auf ihrem fürstlichen Bandstuhle und läßt uns Waisen! ja Waisen!, denn du wußtest sehr gut, daß ich keine Mutter habe, und konntest dir doch mit deinem gewohnten Scharfsinn denken, daß auch für mich einmal ein Doktor Jensen kommen würde! — Vergib, Lena, vergib! Ich habe mal wieder Zeugs geredet, — du weißt schon, wie das zu verstehen ist, — du meine Beste (mit der richtigen Betonung!). Wie wärst du mir nötig, — und — doch — — du würdest mir nicht raten, ich weiß es, du würdest mich nur mit deinen wunderbar klaren Augen ansehen und mit deiner weichen Hand über meine Locken streichen. Ach, daß du bei mir wärest, dann — dann — — lernte ich mein töricht Herz verstehen!

Lenchen, diese Blätter schicke ich dir gleich, nachdem die Entscheidung gefallen ist, nach vier Tagen also, — nach vier Tagen „Bedenkzeit“. Ist das nicht komisch?! Der Kleine hat sie ausbedungen; ich habe bis zu Tränen darüber gelacht. Nie habe ich mich bei etwas bedacht, — und nun . . . — Heiraten ist freilich noch nie dagewesen, — entschuldige, Verloben kommt ja zuerst! Und nicht einmal so weit sind wir bis jetzt. Lenchen, nun erzähle ich aber ordentlich:

Heute um elf Uhr ließ mein Vater mich in sein Studierzimmer rufen. Ich war höchstverwundert, glaubte ihn schon längst in der Universität, und nichts Böses ahnend, lief ich trällernd hinein: „Na nu, Kleiner, was ist los? Du schwänzeßt heute, und es ist nicht

einmal Blau-Montag!" Er saß so in seinem Lehnstuhl, daß ihm das Licht in den Rücken fiel; ich sollte die Erregung in seinem lieben, lieben Gesicht nicht sehen. Er hielt die Hand vor die Augen, seine Stimme klang-seltsam bewegt. „Elschen . . .“, da war ich neben ihm, du weißt, auf der Lehne des Stuhls, schlang meinen Arm um ihn und hielt den feinen, klugen Kopf an mein Herz gedrückt, das auf einmal so ängstlich klopfte: „Heraus mit der Sprache, mein Süßer, was ist es? Haben sie dich abgesetzt, oder bist du krank — oder — Erich — —?“ „Nein, Liebling, nichts von alledem, aber, aber — —“, seine Stimme zitterte, — „es ist einer gekommen, der dich liebt und um dich wirbt, ein edler, begabter, allgemein geachteter Mann mit reinem Herzen, dem man vertrauend sein Liebstes geben kann, — errätst du, wer es ist?“ „Walden?!“ „Ja, Walden. Und liebst du ihn? Willst du seine Frau werden?“ Dummer Kerl! Ich finde es unverschämt, so mir nichts dir nichts zu freien, namentlich da er doch gar nicht wissen konnte, ob ich ihn auch nur ein ganz klein bißchen gern habe! Und dir dadurch Kummer zu machen, dich aufzuregen, einfach unverschämt. Mir war das Weinen nahe; aber er lachte wie erlöst, der Kleine, sein liebes, weiches Lachen, dann wurde er ernst, — unheimlich ernst! „Elschen, ich bin, nein, ich werde allmählich alt und muß einmal sterben, wie wir alle. Dann stehst du allein da in der Welt. Vermögen haben wir nicht, bis auf das Erbteil deiner Mutter, — und auch davon habe ich für Erich genommen . . .“ Ich legte

ihm die Hand auf den Mund: „Ich weiß, ich weiß . . . Und ich weiß noch viel mehr: daß du nämlich ein wohlhabender Mann wärst, Erni, wenn du nicht alljährlich so vielen armen Studenten die Mittel zum Studium gegeben hättest und es noch . . .“ „Still, mein Liebling.“ Eine feine Röthe überslog seine schönen, edlen Züge, — wir liebten das so an ihm, Lena, — was kann man überhaupt nicht an ihm lieben? „Elfschen, du bist noch sehr jung, vielleicht zu jung, um den ernstesten, den bedeutungsvollsten Schritt im Leben des Weibes zu tun. Hättest du eine Mutter, ich wünschte es noch nicht für dich. Wünschen — was sage ich da! Wie kann ich wünschen, mein Leben, mein alles fortzugeben in fremde Hand . . . Aber meine Pflicht möchte ich tun, ich möchte deine Zukunft sichern. Du — gerade wie du bist —, du könntest nicht das Brot anderer Leute essen, nicht ohne Beschäftigung bei den Verwandten leben, und um Gouvernante zu werden, — dazu fehlt dir die exakte Schulbildung und die Kenntniß der russischen Sprache. Was soll denn ein Mädchen von Adel sonst bei uns werden, wenn nicht Gouvernante?! Zur Telegraphistin kann ich dich doch nicht machen!“ „Würde mir gar nicht schlecht stehen, die Uniform, . . . aber Kleiner, das hast du nicht bedacht, dazu braucht man doch erst recht Russisch, und ich kann nur ‚choroscho‘, ‚nischewo‘ und ‚poscholl‘ sagen.“ Wir lachten. „Damit ist es also nichts. Aber — ich kann doch jemand anders heiraten; ich bin gar nicht so unbegehrt, wie du glaubst, mein Kind! Neulich machte Hans Werden verzweifelt

deutliche Andeutungen, und — der ist doch keine ganz schlechte Partie: reich, von Adel, mein Jugendfreund, tanzt herrlich Walzer und hat die reizendsten Augen, . . . richtige goldbraune Augen. Muß es denn durchaus Walden sein? Und muß ich mich in vier Tagen entscheiden? Erni . . .“, ich schmiegte mich noch fester an ihn, — „Erni . . . ich möchte bei dir bleiben, ganz lange, bis wir beide alt sind, alt und grau, so alt, daß wir alle überleben und es von uns heißt wie im Märchen: ‚Und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie noch heute.‘ Erni, wäre das nicht amüsant? Ich hätte dann weiße Locken, trüge ein schwarzes Spitzenhäubchen, und alles, was jung ist und zu Hause nicht lachen und Unsinn sprechen darf, das käme zu mir. Ich hätte den Schlüssel zu all den jungen Herzen und schloße sie auf mit liebender Hand; ich entdeckte Schätze darin, Schätze so herrlich und wunderbar, daß die bösen Tanten zu Hause Augen machen würden, Augen so groß wie die Teetassen! — ließe ich sie nur ein ganz klein wenig hineinschauen. Da wären wir ja nicht einsam und — ich eine glückliche alte Jungfer!“ Er hatte die Hand über die Augen gelegt; wir schwiegen lange Zeit, — aber ich sah, daß seine Hand bebte. Ich kniete neben ihm nieder und legte den Kopf auf seine Knie. „Kleiner, warum bist du so still? Sprich doch, mir wird bange, ja unheimlich zumute.“ „Mein Liebling, das Zukunftsbild, das du da vor mir entrollst, wäre das Ziel meiner Wünsche, und — ich glaube, wir zwei könnten es wagen, wir würden glücklich sein und es bleiben, aber —“, er stockte. „Nun aber — —“

„Wir zwei, sagte ich. Aber wenn du allein bliebest, Elfi? Man kann plötzlich abberufen werden, wie mein Freund Bergen, und — — was dann? Dieser Gedanke verfolgt mich jetzt bei Tag und Nacht. Ich möchte mein Elfschen in sicherer Hut wissen.“ „Kleiner, jage mir keinen Todesschreck ein . . .“, ich zitterte: „Bergen hatte ein Herzleiden, und daher kam das plötzliche Ende. Du bist aber doch gesund, Kleiner, nur ein bißchen rheumatisch; dabei kann man hundert Jahre alt werden, sagt Onkel Heinrich, und du bist erst vierzig. — bedenke!“ Er lächelte. „Wir Randens leben nicht lange. Woher es kommt, weiß ich nicht. Wir sterben aber alle früh, — so oder so. Fast keiner aus unserem Geschlecht hat das sechzigste Jahr erreicht.“ „Weil Erichs Vater durch einen Sturz vom Pferde verunglückte, — so jung, ach so jung, — brauchst du keine dummen Schlüsse zu ziehen. Deswegen kannst du furchtbar lange leben. Ich ertrage es nicht, wenn du vom Sterben sprichst . . . und — und — ich verbiete es dir!“ Die Tränen waren da, die unaufhaltsamen, und ich schlang beide Arme um ihn. „So grausam wird Gott nicht sein . . . Er kann nicht . . . Ohne dich kann ich keine Stunde leben, ich kann es gar nicht ausdenken; aber — aber — wenn es dich beruhigt, ich heirate, wen du willst, den Schah von Persien oder Kopfstein, den Pedell.“ „Ich will deine Entschlüsse nicht beeinflussen, ich sage dir nur, was ich denke. Wir haben uns doch immer alles gesagt, Elfi.“ Er sah mir nicht in die Augen. „Erni, Vater, du verheimlichst mir etwas. Und das ist abscheulich von



dir. Ich sehe es dir an, du bist nicht offen wie sonst. Kleiner, am Ende hast du auch ein Herzleiden, wie Bergen . . .? Und darum . . .“ Er hielt mich fest an seinem Herzen, so fest, daß ich das unruhige Klopfen desselben hören konnte, und eine dumpfe Angst stieg in mir auf, die mir fast die Besinnung raubte. „Frage doch Professor Delius, ob ich nicht Methusalem's Alter erreichen kann. Rauheim hat ja Wunder an mir getan. Mein Liebling, du brauchst dich nicht um mich zu ängstigen, du siehst ja, ich bin wohl und frisch.“ „Aber Walden hat es dir nun einmal angetan, was, Erni? Walden mit seiner kraftvollen Persönlichkeit. Du willst also durchaus, daß ich einen Professor heirate? Billiger läßt du es nicht?“ „Prüfe dich — und — dein Herz, Elfi. Und dann entscheide dich. Vier Tage hast du Zeit dazu. Gehe jetzt in dein Zimmer, schließe die Thür hinter dir zu, setze dich vor das Bild deiner Mutter und frage sie, was du tun sollst. Als wir uns verlobten, war sie in deinem Alter.“ Wir schwiegen längere Zeit. Ich hörte das Ticken der Uhr auf dem Schreibtische, ich hörte das Zwitschern der Vögel draußen im Garten. Ein Sonnenstrahl huschte durchs Fenster und streifte das Bild der jugendlichen Frauengestalt, die mit übermütigen Braunaugen auf uns beide herabsah, uns beide, den Mann ihrer Liebe und mich, ihr einziges, vergöttertes Kind. Seit zehn Jahren ruht sie auf dem Friedhose, — und doch, wie lebhaft erinnere ich mich an alles: wie ich an ihrem Bette kniete und sie ihre heiße Hand segnend auf meinen Kopf legte: „Habe

ihn lieb, Elfi, lieb!" — „Ja, Mutti.“ Und dann standen zwei Särge im Saal: in dem einen lag sie, in dem anderen das kleine, neugeborene Brüderchen. Wie schön sie war und wie jung! Wie eine Braut sah sie aus in dem weißen, leichten Gewand, und einen Kranz von Maiglöckchen trug sie im dunklen Haar . . . Lena, warum mußte sie fort, — warum? Das habe ich nie begreifen können! „Erni,“ — meine Stimme klang fremd, wie von weitem her, — „ja, ich will Mutti fragen. Versprich mir aber, daß du nicht traurig sein wirst. Mir scheint, Väter sind im allgemeinen nicht betrübt, wenn Freier sich einsinden; es wäre im Grunde auch töricht! Ihr Männer glaubt uns eine Ehre zu erweisen, wenn ihr uns untergeordnete Sterbliche überhaupt nur bemerkt!“ Ich wollte ihn erheitern; aber es mißlang. Wir saßen noch still beieinander und konnten uns nicht entschließen, das Schweigen zu brechen. Uns war andächtig, ja feierlich zumute, wie in der Kirche am Weihnachtsabend, wenn die großen, schlanken Tannenbäume zu jeder Seite des Altars stehen und ein Leuchten von ihnen ausgeht wie himmlischer Glanz. Endlich erhob ich mich leise und ging hinaus. Ich lief in mein Zimmer, ich fürchtete Tante Lottchen zu begegnen — und schloß die Thür hinter mir zu. Dort stellte ich mich vor ihr Bild, das herrliche Ölgemälde, womit Erni mich zu meiner Konfirmation überraschte, und das zu leben scheint. Da habe ich Zwiesprache mit ihr gehalten, habe mein Herz vor ihr ausgeschüttet und habe geweint wie noch nie . . . Ich war er-

schütterert bis in die tiefsten Tiefen meiner Seele. Nicht, daß Walden um mich gefreit hatte, war es, — nein, Ernis Benehmen, seine Stimme, seine bebende Stimme. Immer wieder packte mich die Angst, ob er doch nicht krank sei. Warum wünschte er es sonst, daß ich heirate, daß ich einen Beschützer habe. Was sind mir zehn Waldens gegen ihn, meinen Einzigen! Und für einen Walden soll ich ihn verlassen, soll fortgehen aus unserem Hause, von all dem Glück fort, ich soll Erni nicht täglich, stündlich sehen! Warum soll ich heiraten? Ich will nicht, nein, ich will nicht! Ich mache mir nichts aus Walden; alle diese himmelstürmende Liebe der meisten Mädchen ist ja pure Einbildung, — und ich bilde mir nichts ein. Ob er sehr unglücklich sein wird, wenn Erni ihm schonend und in seiner feinen, rücksichtsvollen Art ein Körbchen gibt? Ich stampfe mit dem Fuß. Warum bekomme ich jetzt Herzklopfen, was zieht mich zu diesem Professor der Rechte, zu diesem bürgerlichen Philister, wie Wetter Heine ihn nennt? Für mich ist er nicht der Rechte, längst nicht; überhaupt keiner ist es: ich will keinen, ich liebe keinen, ich will meine goldene, süße Freiheit behalten und bei Erni bleiben. Punktum. Basta! Dein und Erichs Bild stellte ich vor mich hin und fragte euch: Was soll ich tun? Um alles in der Welt sagt doch, wofür soll ich mich entscheiden? Du sahst mich voll an, Lena, und nicktest; und Erich . . .? Um seinen ausdrucksvollen Mund zuckte es in verhaltenem Spott: „Elfi, ja nicht! Titania und — — ich schweige lieber.“ Er hat es nämlich wirklich ge-

sagt, damals auf dem Gartenfest. Er war wütend auf Walden, weil er mich für sich beanspruchen wollte; diese Frechheit! Und er, Erich, sah mich zum letzten Male in langer Zeit. Den andern Tag reiste er ab, und wir gehörten doch zusammen, wie Bruder und Schwester. Ich konnte seitdem nicht mehr mit Walden sprechen, ich sah immer die Eselsohren, und seine bewundernden Blicke ärgerten mich. Armer Erich, wie schwer ihm das Scheiden wurde! Und Tante Vottchen erst! Drei Jahre sind eine lange Zeit, — und auf See, was kann einem da nicht alles zustoßen! Wie er meine beiden Hände so fest in die seinen nahm und mit bewegter Stimme sagte: „Vergiß mich nicht, Elfi, und — — doch nein, ich darf ja nicht!“ „Was darfst du nicht, Erich?“ „Nein — nein — Elfi, frage mich nicht, du bist ja noch so jung, fast ein Kind. Wenn ich wiederkomme, nach drei Jahren, — so lange wirst du doch warten und mich lieb behalten —?“ Da legte ich beide Arme um seinen Hals und lachte: „Du dumme Erich, was sind drei Jahre für uns? Uns kann die Ewigkeit nicht trennen.“ Da jubelte er auf und hob mich hoch in die Luft, wie früher, als ich noch ein kleines Mädchen war. Und dann schloß er mich in seine Arme und küßte mich leise auf den Mund. Ich glaube, er hat mich früher nie auf den Mund geküßt, — diesmal war es wenigstens ganz anders, so warm, so heilig. Wir waren beide allein im Garten, die Maiensonne schien hinein, die Apfelbäume blühten; wir standen Hand in Hand, wie so oft früher, — und doch war es anders, eben weil er fort

mußte. Da beschleicht einen so ein neues Gefühl; nicht, Lena? Halb Glück, halb Traurigkeit. In unseren Augen schimmerten Tränen, auch in seinen, — das sah ich zum ersten Male, Lena! Sonst hatten wir ihn nur lachen gesehen, ihn, unsern Balder, wie die Studenten ihn nannten, den sonnigen, lustigen Erich! Mir wurde so bekloffen ums Herz: „Erich, du kommst ja wieder, und Tante Lottchen wollen wir schon trösten. Schwer wird es sein; aber du wirst schreiben, lange Briefe, und von allem erzählen, was du siehst. Und wenn du wiederkommst, recht viel mitbringen, indische Schals und leichte seidene Gewänder, wie Titania sie trug.“ Ich wollte lachen; aber ich erschrak, so düster wurde sein Gesicht. Seine blauen Augen sprühten Flammen: „Erinnere mich nicht daran, jetzt nicht, Elfi, in dieser schwersten und schönsten Stunde meines Lebens.“ Dann kniete er vor mir hin und nahm meine Hand: „Prinzessin, holdeste Elfi, ja! Gewänder sollst du haben, so schön und duftig, wie sie für dich passen, Gewänder von weißer Seide, eine goldene Spange an deinen weißen Arm, und Blüten wirst du dir ins Haar flechten, weiße Blüten, wenn der Prinz heimkehrt. Aber nicht früher, hörst du?!“ „Erich, wenn ich aber alt werde und der Prinz nicht kommt, und ich muß in Werttagskleidern einhergehen, was dann?“ „Schadet nichts,“ sagte er, „eine Prinzessin bleibst du doch. Laß dich das Warten nicht verdrießen.“ — So schieden wir, — und es wurde plötzlich einsam im Garten, einsam und herbstlich. Ich hätte mich nicht gewundert, wenn die

Blätter gelb und runzlig geworden wären und die Blüten alle welk. Mein Bruder, mein Gespieler, mein Freund! Erich ist mir ja alles gewesen; ich habe nie eine Schwester vermisst, bis du zu uns kamst, Vena. Mein Gott, wieviel Liebe habe ich genossen, wie habt ihr mich verwöhnt und mir die Mutterliebe tausendfach ersetzt, die ich verloren! Und ich habe nichts für euch tun können als euch ganz furchtbar lieben, mit meinem ganzen Herzen, und glücklich, so glücklich sein! Damit waret ihr zufrieden und wolltet nichts weiter. Ach, die Erinnerungen!! Ein ganzes Jahr ist Erich nun fort; ich bin heiter gewesen, habe mein Versprechen zu halten gesucht und Tante Böttchen getröstet; niemand kann es so gut wie ich, sagt sie. Aber Erich hat mir doch gefehlt, an jedem Tage! Sonst war er in Petersburg, das ist ja so nah, und zu allen Ferien kam er nach Hause, sogar für die Butterwoche! Man konnte ihn immer erreichen. Beim Abschiede freute man sich schon auf das Wiedersehen. Und nun ist er so weit, wer weiß, wie weit. Die Trennung von dir, Vena, und von Erich, — das waren die ersten Schmerzen in meinem Leben seit Muttis Tod, — und damals war ich ja noch solch ein Kind. Was Sehnsucht ist und Vermissten, das habe ich jetzt erst kennen gelernt. Briefe sind ja ein Trost, aber doch nur ein sehr kleiner, besonders für uns drei, die wir uns so verstehen. Ein Blick, ein Lächeln sagt mehr als Seiten! Denke dir, ich sollte von Erni getrennt sein, — und Briefe sollten mich darüber trösten!! Kalte, gleichgültige Buchstaben, mit denen man Fleisch-

preise notiert und um ein Pfund Kaffee bittet. Einfach unausdenkbar! Mein ganzes Wesen ist erschüttert, Vena; ich muß an alles das denken, an alles, was ich gehabt — und vermisse, an dich besonders und an Erich, und dabei habe ich solch ein neues Gefühl im Herzen, als lebte da etwas auf in der Tiefe, was noch nie da war . . ., ein Schleier liegt darüber, den ich nicht zu heben wage . . . Ob das Liebe ist, — Liebe für Walden? Mutti sieht mich an und lächelt. Sie hat es leicht gehabt, sie hat sich nicht bedacht, als Erni ihr von seiner Liebe sprach im Park von Schloß Sonten, in der Lindenallee. Es war im Juli, und die Linden blühten. Sie hat kein Wort gesagt, sie ist ihm in die Arme geflogen und hat gelacht und geweint! Ja, das konnte nicht anders sein. Wer sollte Erni nicht lieben! Aber Walden, das ist eine andere Frage. Er interessiert mich, er imponiert mir, ich habe sogar ein bißchen Angst vor ihm, — ist das Liebe, Vena? Wenn Erni es nicht wünschte, ich sagte ein flottes „Nein!“, und damit wäre die Quälerei zu Ende; aber so, — ich kann dem Kleinen nichts abschlagen. Und wenn er mein Leben forderte. Und am Ende, was ist dabei verloren, wenn ich Walden heirate?! Ich bleibe hier, ich kann Erni sehen, täglich, stündlich, — und er ist beruhigt. Fressen wird er mich hoffentlich nicht, dieser Professor der Rechte! Er soll mich ja liebhaben. Dieser Weiberfeind, den alle Mütter hier für ihre Töchterlein begehrten, und der so stolz und einsam seinen Weg einherging, — mich liebt er! Mich will er zu seiner Frau machen; Elfi, du kannst

stolz sein! Lena, ich bin müde vom Denken, vom Weinen. Ich knie vor Muttis Bild hin und will beten. Gott helfe mir das Richtige erkennen und tun.

Später: Eben war ich bei Onkel Delius; ich mußte wissen, wie es mit Erni steht. Ich fand keine Ruhe, Lena, — und ganz beruhigt bin ich auch jetzt nicht: ich fühle es, sie verheimlichen mir etwas. Ich fiel gleich mit der Tür ins Haus und erzählte, was Erni mir gesagt hat in bezug auf sich. Onkel Delius sah mich forschend an mit seinen klugen grauen Augen, so forschend, daß ich rot wurde. „Onkelchen, mir braucht ja keine Diagnose gestellt zu werden; dazu komme ich nicht zu Ihnen!“ Ich lachte. „Sie wissen, mir fehlt nie etwas. Aber warum spricht Erni vom Sterben? Und warum habe ich eine dumpfe Angst im Herzen seinetwegen?“ „Elsi, liebes Kind, Sie brauchen nicht das Köpfschen hängen zu lassen. Es ist wahr, was er Ihnen gesagt hat, er kann alt werden, und besonders viel Aussicht wäre dazu da, wenn er dies Jahr Nauheim brauchen könnte; dann garantiere ich beinahe für langes Leben. Wir alle sind täglich, ja stündlich in Lebensgefahr; man macht es sich nur nicht klar. Wir kämpfen mit jedem Atemzug gegen den Tod, gegen seine treuen Diener, die Bazillen, die uns überall zu finden wissen und ihr unheimliches Werk an uns tun wollen. Aber wir genießen das sonnige Dasein trotzdem, wir sind heiter, glücklich, und je mehr Sonne da ist, je mehr Garantie und Waffen gegen die dunkeln Mächte, die unsere Gesundheit bedrohen.



Daher Kopf hoch, Elfen, Sie haben keinen Grund zur Besorgnis. Sagen Sie dem Papa, sein alter Freund Delius schicke ihn nach Rauheim, und zwar verordnete er, Sie müßten mit. Das wäre zum Gelingen der Kur durchaus nötig.“ „Sie goldenster aller Medizinmänner!“ jubelte ich auf und drückte seine Hände, daß er aufschrie. „Aber, sagen Sie ehrlich, nach Rauheim werden Herzkranke geschickt, — ist Erni doch am Ende . . .?“ Ich konnte nicht weiter, die Tränen stürzten mir aus den Augen; ich war, glaube ich, nervös geworden, nervös von all den vorhergegangenen Aufregungen. Lachst du, Vena. Nervöse Elfen sind eigentlich nicht denkbar. Onkel Delius legte seinen Arm um mich und hielt mich fest und schützend. Nach einer Weile sagte er, und seine Stimme klang weich: „Elfi, was ist denn das? So tief sitzt also die Sorge? Kind, ja, — die Herztätigkeit ist ja ein wenig unnormal seit dem Tode Ihrer Mutter und seiner letzten Krankheit. Aber es hat nichts zu bedeuten, solange Ihr Papa keine starken Gemütsbewegungen hat. Es ist das eine Schwäche, die ihm nach dem Gelenkrheumatismus zurückgeblieben ist, weiter nichts! Ich könnte Ihnen sehr viele Menschen nennen, die das haben und die für gesund gelten, — und nicht nur dafür gelten, sondern gesund und leistungsfähig sind, sage ich Ihnen. Also fort mit dem Mairegen! Sonnenschein soll es sein, nur Sonnenschein.“ Er streichelte meinen Kopf, den ich fest an seine Schulter gedrückt hatte: „Randens Leben ist gottlob so schön und sorgenlos wie nur je eines. Sie,



Tante Gottchen und wir alle, wir, seine Freunde, wir tun, was wir ihm nur an den Augen absehn können, und er genießt das dankbar, kindlich und doch voll Verständnis. Weiß Gott, es gibt keinen zweiten Randen auf der Welt! Den muß man sich zu erhalten suchen.“ Ich hob den Kopf, — in Onkel Delius' Augen schimmerte es feucht. „Ja, Onkel Delius, den muß man sich zu erhalten suchen!“ Ich sagte das so ernst und feierlich wie ein Gelöbniß. „Jeden Wunsch muß man ihm erfüllen, — jeden.“ Ich stand und hielt Onkel Delius' Hand in der meinen; ein fester Entschluß war in mir reif geworden, reif in einigen kurzen Minuten, ein Entschluß, der doch über mein ganzes Leben entscheiden sollte! — In meinem Herzen starb etwas, ich weiß nicht, was, — etwas, das ans Licht gewollt, — etwas Unnennbares, Seliges, Bärtliches!

Draußen schimmerte der goldene Maientag, die Apfelbäume blühten und Maiglöckchen. Düste strömten durchs offene Fenster herein, Venzesdüfte. An solch einem Tage war Erich gegangen und mit ihm meine Freude am Frühling. So war mir jetzt zumute, — wie nach einem Abschied!

Auf Onkels Tisch stand ein Strauß Maiglöckchen, — Erichs Lieblingsblumen. Ich hatte ihm ein paar an die Brust gesteckt damals, als er fortging. Mechanisch nahm ich einige aus der Vase und sog ihren feinen Duft ein. Die Erinnerung überkam mich so mächtig, — die Sinne vergingen mir. Als ich zum Bewußtsein kam, lag ich auf Onkels Sofa, die

Maiblumen fest in der Hand — — zerbrückt — —  
verwelkt!

Ich sprang auf die Füße. „Nur dem Kleinen nichts sagen, hören Sie, Onkelchen! Ewige Feindschaft, wenn Sie es tun!“ „Werde mich hüten, Prinzesh Elfi; dazu sind mir meine Augen viel zu lieb. Trinken Sie jetzt ein Glas Wein, essen Sie ein paar Biskuits und versprechen Sie mir, sich vor dem Sorgen zu hüten; Elfen gehören ins Sonnenlicht, nicht in den Schatten.“

„Sie gehörten ins Sonnenlicht, einst — Onkel Delius — als man noch an Märchen glaubte! Die Gegenwart, ist materiell — ist plumpe Wirklichkeit, — jetzt müssen auch die Elfen an den Winter denken und an ein warmes Haus! Adieu, Onkelchen, und Discretion Ehrensache.“ Es wallte so bitter auf in meinem Herzen, — zum ersten Male. Erkennst du mich so, Vena?

Ich bin müde, — so müde, Vena, will mich auf mein neues, niedliches Ruhebett legen, die Augen schließen — und schlafen. Was habe ich heute nicht alles erlebt, — genug, um einen Riesen zu fällen! Wenn ich nur schlafen könnte! Mein Herz klopft, klopft so seltsam, so ganz anders als bisher! Ja, bis jetzt, da hatte ich keine Sorgen, da war ich Elfi, das Sonnenkind! Ich bin ein Kind nicht mehr, Vena, seit heute nicht mehr!

Spät abends. Als ich aufwachte, kniete er an meiner Seite und hielt meine Hand. Besorgt

fragte er: „Elfi, Liebling, bist du krank?“ „Keine Spur! Was? es dämmt, so lange habe ich geschlafen, ich Faulpelz. Kleiner, komm, setze dich neben mich, ganz nah, — so, — lege den Arm um mich, ich will dir etwas sagen, etwas, das dich freuen wird.“ Gottlob, daß es fast dunkel im Zimmer war, ich habe wohl nicht froh ausgesehen, Lena, aber ich wollte ihn froh machen, ihn, meinen Einziggeliebten, und — dann, das wußte ich, dann würde ich auch froh werden, ganz gewiß. „Also ich habe mich entschlossen, Walden das Jawort zu geben,“ ich stockte, „und da ist es vielleicht besser, du teilst ihm das schon morgen mit, wozu noch die Fragen mit den vier Tagen Bedenkzeit, nicht? Erni, wir Randens tun ganz, was wir tun wollen, und — ich will Frau Professor Walden werden.“ Er legte beide Arme um mich, er küßte mein Haar, meine Stirn. „Mein Liebling!“ Es klang wie tiefe innere Freude. „Ja, wir wollen ihm das gleich morgen mitteilen; Gott sei Dank, daß wir so weit sind! Aber, Elfi, wie ist das so schnell gekommen? Heute morgen warst du noch gar nicht entschlossen. Hat Mutti dir dazu geraten? Glaubst du, daß sie es gewünscht hätte?“ „Frage nicht, mein Liebster! Wie soll ich dir darauf antworten. Ich kannte mein Herz eben nicht.“ „Liebst du Walden, Elfi? Glaubst du, daß du ihn liebst?“ „Ich weiß es nicht, Kleiner, ich weiß nicht, was Liebe zu einem Fremden ist. Ich weiß nur, daß ich dich so liebe, wie ich nie jemand anders lieben kann, und — daß ich Walden heiraten will.“ Gottlob, daß es dunkel war, Lena, — ich hätte es

nicht sagen können, wenn die Sonne ins Zimmer gelacht hätte, denn — — Gute Nacht, Lena! Versprich mir, daß du nach Nauheim kommst, wenn Erni und ich da sind, versprich es mir! Du mußt Erna von Nanden noch einmal sehen; deine Lady muß dich beurlauben. Wie wollen wir drei dann glücklich zusammen sein, übergücklich! —

Heute habe ich mich verlobt, Lena. Es war besser, als ich dachte. Er kam um halb fünf. Ich empfing ihn im Gartenzimmer, die Flügeltüren standen weit auf, ich ging ihm entgegen; aber ich konnte mich kaum auf den Füßen halten, so zitterte ich! Er nahm meine beiden Hände in die seinen und sah mir in die Augen, d. h. er wollte es tun, ich aber senkte sie zu Boden. Seinen Blick nur fing ich auf, den hellen Strahl von Glück, der sein ernstes Angesicht verschönte. Da wurde ich ruhiger. Er sprach zu mir von seiner Liebe, seiner großen, tiefen Liebe, gegen die er angekämpft mit aller Macht seines Willens, weil er gemeint habe, wir paßten nicht zueinander, — die aber dennoch stärker gewesen sei und sein ganzes Wesen überflutet, ja verändert habe, — umgewandelt. Er habe so viele Bedenken gehabt, Standes- und Altersunterschied; er habe gefürchtet, ich würde nicht in sein schlichtes, bürgerliches Haus passen, mich nicht an seine Familie anschließen können, an ihn selbst und seine ernste Art gewöhnen, — aber alles habe die Liebe besiegt, die übermächtige. „Ich will Sie hüten und auf Händen tragen, Elfi! Ich will Ihnen die Liebe meines

ganzen, ungetheilten Herzens geben; denn nie habe ich sie spielend verschwendet: Sie sind die erste, die einzige, die dies Gefühl in mir erweckt hat, Sie mit dem unnennbaren Zauber Ihrer Persönlichkeit." Eine Flamme brach aus seinen Augen, er wollte mich in seine Arme schließen. Abwehrend streckte ich die Hände aus, diese Leidenschaft erschreckte mich, — oder was war es sonst, Lena? „Elst, fürchten Sie sich vor mir?“ Er nahm meine Hände und küßte sie: „Seien Sie ruhig, kleine Braut, es ist ja schon Seligkeit, Sie so nennen zu dürfen. Seien Sie ruhig und vertrauen Sie mir, — wollen Sie?“ Da sah ich zu ihm auf, frei und groß: „Ja, ich will, — und ich will offen gegen Sie sein. Sie müssen Nachsicht mit mir haben und — nicht zu viel verlangen, nicht Härlichkeiten, meine ich; das liegt nicht in meiner Natur. Wenn Sie mich verstehen, d. h. meine Seele, mich nicht nur bewundern, weil ich nicht gerade häßlich bin, wenn Sie mir helfen wollen, besser, edler, selbstloser zu werden, denn ich bin egoistisch, bin verwöhnt, dann — dann — wird das alles von selbst kommen, — das andere. Und noch eins: zu Erni muß ich gehen können zu jeder Zeit, wenn es mich zu ihm treibt, wenn ich Sehnsucht nach ihm habe; ich muß die Gewißheit haben, daß ich ihn immer sehen kann, wenn ich will oder er mich braucht. Versprechen Sie mir das?“ Ein finsterner Zug legte sich auf sein Gesicht. Endlich sagte er: „Ja, wenn es denn durchaus sein muß, — ich verspreche es. Aber wie wird es werden, wenn wir beide Sie um uns haben wollen, Ihr Vater

und ich? Wem werden Sie den Vorzug geben?“ „Natürlich meinem Vater, der hat ältere, der hat die heiligsten Rechte auf mich.“ Ich legte schüchtern die Hand auf seinen Arm. „Bedenken Sie, wir sind nie getrennt gewesen, er und ich, wir sind uns alles gewesen; dies Band kann nichts lösen, keine Heirat, nicht einmal der Tod, — und — Sie müssen mich, Sie werden mich darum nur höher achten, weil ich treu bin.“ Da legte er den Arm um mich und hielt mich fest an seinem Herzen; seine Stimme klang so weich, wie ich es nie für möglich gehalten: „Kleine, süße Elfi, Sie sind viel tiefer, viel reifer, als ich dachte! Ich sah nur das eben zur Jungfrau erblühende Kind; diese Festigkeit, dies Zielbewußtsein hätte ich Ihnen nie zugetraut. Ich will versuchen, mit dem zufrieden zu sein, was Sie mir geben, und Ihrem Vater das herrliche Bestztum Ihrer Liebe nicht schmälern zu wollen. Ihr Herz ist so reich, auch ich werde nicht darben müssen, nicht wahr, Elfi?“ Ich senkte den Kopf: „Um ganz aufrichtig zu sein, muß ich Ihnen sagen, daß ich nicht weiß, was Liebe ist; Sie sollen klar sehen. Ich achte Sie und vertraue Ihnen, ich möchte Sie zum Freunde haben, — ob ich Sie liebe, ich weiß es nicht.“ Da küßte er mich, Lena; aber es war nicht ganz so schrecklich, wie ich gefürchtet, — und — dann kam Tante Lottchen und bat uns zum Kaffee. Ich war wie mit Blut übergossen, — ob sie den Kuß gesehen? Ich hoffe, nicht, — es wäre zu abscheulich. Ich sagte, sie bat zum Kaffee, aber nein, sie tat es nicht, sie wurde sprachlos bei unserem Anblick, toten-

blaß. Wir traten auf sie zu, und ich sagte sehr schüch-  
tern: „Tantchen, ich — d. h. wir — haben uns eben  
verlobt.“ „Nicht möglich . . .“ damit stürzte sie aus  
dem Zimmer. Wir sahen uns verwundert an; in  
solcher Aufregung hatte ich Tante noch nie gesehen.  
Da kam der Kleine und mit ihm das Glück. Er sah  
strahlend aus, und wie er Walden die Hand reichte  
und mit bebender Stimme sagte: „Ich gebe Ihnen  
mein Bestes,“ — da hätte ein Stein nicht ungerührt  
bleiben können. Ich flog ihm an den Hals und küßte  
ihn, du weißt schon wie, Bena, und mir war so selig,  
so übergücklich zumute. Dann tranken wir Kaffee, —  
aber ohne Tante Vottchen. Sie ließ sich entschuldigen,  
sie hätte zu starke Migräne bekommen. Hast du es  
je erlebt, daß Tante Vottchen solche Nicken kriegt?  
Denn an die Migräne glaube ich nicht, — sie war  
kreuzfidel vorher, hatte prächtvolle Kümmelkuchen ge-  
backen aus Freude über einen langen Brief von Erich,  
— und nun diese plötzliche Wandlung! Sie schwärmte  
ja vorher für Walden, sah alle Vollkommenheiten in  
ihm, sie fand ihn sogar hübsch, — findet sie ihn für  
mich zu schade? oder — hätte sie selbst ein kleines  
Faible? — doch nein, vergib, Herzenstantchen? Der  
Kleine sagte nachher tröstend zu mir: „Sei unbesorgt,  
Elschen, der Ärger wird schon vorübergehen, nachdem  
ich mich mit ihr ausgesprochen habe; sie ist nicht sehr  
für die ungleichen Heiraten zwischen Adel und Bürger-  
lichen, das weißt du.“ Also — darum! Aber traurig  
stimmte es mich doch. Gute Nacht, und tausend süße  
Küsse, my own darling! Nach Nauheim mußst du



kommen! Lust du es nicht, — dann komme ich nach England und erdroffle dich!!

Deine Erna von Randen.

Postskriptum: Es wird mir doch schwer werden, das „von“ aufzugeben. Meine Wäsche wird aber mit siebenzackiger Krone eingezeichnet!! Dazu habe ich das Recht.

d. 22. Mai.

Zwei Tage bin ich nun verlobt! Gottlob, daß Walden noch viel zu tun hat und uns nicht ewig auf dem Halse sitzt. Ich gewöhne mich so allmählich an den Gedanken, Braut zu sein. Von einem überwältigenden Glücksgefühl verspüre ich nichts: ich glaube, das bilden sich andere Bräute ein! Es macht sich besser, immer und überall von seinem seligen Glück zu sprechen, mit schwärmerischem Augenaufschlag! Ich bin fröhlich, ich bin zufrieden, und Walden gefällt mir ganz gut — bis auf die Momente, wo die Flammen aus ihm herausbrechen wollen. Ob sie alle dann und wann solch einen Rappel kriegen?! Er vergeht ja wieder, gottlob! und dann kann er nett und gemüthlich sein, obgleich er wenig spricht. An Erich wollte ich schreiben; zehnmal habe ich es versucht, — jetzt gebe ich es auf, ich kann nicht. Ich wollte ihm einen bogenlangen Brief schreiben, ihm erzählen, wie alles kam, — meine Angst um den Kleinen —, es geht nicht! Eine sonderbare Befangenheit hält mich davon zurück. Rasch entschlossen nehme ich jetzt einen Brief-

bogen und schreibe: „Lieber Erich! Ich habe mich vorgestern mit Professor Walden verlobt; der Kleine wünschte es. Elfi.“ So! nun steht es da und wird seinen weiten Weg antreten über Länder und Meere. Was er dazu sagen wird! Erichs Gesicht möchte ich sehen. Er wird nicht freundlich ausschauen, er wird, fürchte ich, mit der Hand auf den Tisch schlagen und — doch nein, Erich muß Vernunft annehmen, es ist ja zu unserem Besten. Was Tante Vottchen nur hat! Sie geht verstört umher, kein Lächeln habe ich auf ihrem lieben Gesicht gesehen, und heimlich seufzt sie und weint. Wenn ich nach der Ursache ihres Kummerß frage, dann schüttelt sie den Kopf und geht weg, oder sie umarmt mich und sagt: „Arme kleine Elfi!“ Manchmal oben in meinem Zimmer, abends, wenn Walden fort ist, stehe ich am offenen Fenster, die Düste des Gartens steigen zu mir herauf und mich umfängt der ganze unsagbare Zauber des Frühlings. Ich sehe die Sterne an, die hellen, leuchtenden, die ich als Kind für Gottes Lichter hielt, und denke, wo Erich jetzt sein mag, und ob er nicht an den Mast gelehnt hinaufsieht zu denselben Sternen mit Heimweh im Herzen. Dann sage ich wohl leise wie Tante Vottchen: „Arme kleine Elfi!“

d. 23. Mai.

Mein, so was ist doch noch nie dagewesen! Heute, als ich in des Kleinen Schreibzimmer komme, finde ich den alten Baron Werden dort vor. Er geht aufgeregt hin und her, gestikuliert, ist rot wie eine Pflaume, und

ich höre ihn sagen: „Überlege es dir, Randen, ich bitte dich auf Grund unserer alten Freundschaft! Überlege es dir. Verlobt ist noch nicht verheiratet!“ „Ist auch nicht,“ sagte ich, „aber man gratuliert einer Braut, lieber Baron!“ „Das kommt darauf an, sehr darauf an, Fräulein Elfi! Es gibt auch Beispiele von Exempeln, wo man kondolieren möchte, wenn man aufrichtig sein dürfte!“ „Ach, diese herrlichen Pfingstrosen und Maiglöckchen sind gewiß für mich, nicht wahr? Sie kennen ja meine Schwäche für diese Blumen.“ „Ja die Blumen schickt Ihnen meine Frau, und Ihre Lieblingsstüchen sind auch irgendwo da drin! Aber den Korb geben Sie mir nicht zurück, Fräulein Elfi; von Ihnen nehme ich keinen an!“ „Das ist prachtvoll, aber mir wollen Sie einen geben; das hätte ich nicht von Ihnen geglaubt, Baron!“ „Elfi, lassen Sie die faulen Witze!“ Er stand dicht vor mir und sah mich so flehend an: „Sie wissen, wie lieb Sie uns sind, — uns allen, von Klein auf. Ich nehme keinen Korb an.“ „Ja, wollen Sie mich denn heiraten?“ Ich sagte das lachend, aber mein Herz klopfte doch ein wenig ängstlich. „Unsinn, bei uns hat jeder Mann, wie Sie wissen, nur eine Frau; aber eine Baronin Werden sollen Sie trotzdem sein. Hans liebt Sie, Elfi! und ich bin hier —“ „Zu spät, zu spät!“ sagte ich schnell. „Ein anderer ist Hans zuvorgekommen: ich bin verlobt!“ Es war dumm, aber mir fiel nichts anderes ein. Baron Werden nahm meine beiden Hände und führte mich zum Fenster, so daß das helle Sonnenlicht auf mein Gesicht fiel. „Jetzt sehen Sie

mir in die Augen, Elfi, und sagen Sie ehrlich: Können Sie im Ernst ungewiß sein, wo Sie die Wahl haben zwischen Hans und — jenem — jenem Philister! Werfen Sie ihn zu seinen Pandekten, das ist alles, was ein solcher Kerl verdient, wenn er es wagt, seine Hand auszustrecken nach der Perle Livlands, nach dem hübschesten Mädchen der drei baltischen Provinzen, nach meiner Schwiegertochter in spe! Mir hätte er kommen sollen! Zur Lüre hätte ich ihn rauschmeißen lassen! Das fehlte uns auch gerade noch. Es gibt ja hier Pastoren- und Doktorentöchter genug, einen ganzen Haufen, da soll er wählen, das paßt für ihn! Dadurch macht er noch eine Familie glücklich. Randen, Randen, ich begreife dich nicht. Aber Kinder, ernst könnt ihr die Sache doch nicht nehmen! Daraus werden kann nichts, das ist ausgeschlossen!! Eine höfliche Entschuldigung, Elfi wäre noch so jung, sie hätte es sich nicht überlegt, usw. usw. Ihr reist dann ins Ausland, Hans folgt nach einigen Wochen, die Kinder verloben sich dort, heiraten sich meinetwegen auch gleich, und bis sie ihre Hochzeitsreise machen, haue ich ihnen ihr Nest. Ich gebe Hans Feldhof ab. Somit wäre alles in bester Ordnung!“ Der Kleine saß zusammengesunken in seinem Behnstuhl, er sah alt und krank aus, ein gequälter Ausdruck lag auf seinem Gesicht. Ich warf stolz den Kopf zurück und legte Baron Werden die Hand auf den Arm: „Soweit wäre alles in bester Ordnung, lieber Baron, — bis auf die eine Kleinigkeit, daß ich nämlich nicht will, — ich, Erna von Randen! So sehr mich der Antrag

Ihres Sohnes ehrt, so gern ich ihn habe als meinen Jugendfreund, seine Frau kann ich nicht werden. Professor Walden hat mein Wort, — und wir Randens, wir halten Wort! Hans wird sich mit der Zeit trösten, so gar tief wird es ihm nicht gegangen sein. Er hat einen leichten Sinn, und — er wird Ihnen eine reiche, schöne Braut als Schwiegertochter ins Haus bringen, — Elfi — das hoffe ich — wird bald vergessen sein.“ Meine Stimme bebte doch etwas. Armer Hans! Der Kleine sah mich sprachlos an: solch entschiedene Meinungsäußerungen hatte er noch nie von mir gehört. Ich erkannte mich selbst kaum; aber es hatte mich empört, daß Baron Werden so wegwerfend von Walden, von meinem Verlobten, gesprochen. Tiefes Schweigen. Baron Werden fährt sich mit der Hand über die Augen. „Elfi, was Sie da von dem Hans gesagt haben, das — das — stimmt nicht ganz! Ja, er hat sein Studentenleben genossen, er hat gekneipt, geliebt und gejeut, wie wir alle, er hat sich ausgetobt, wie jeder junge Edelmann es tun muß. Er hat aber seinen Mann auf der Mensur gestanden, — schief ansehen läßt er sich nicht, — hat auch wohl mal mit der Pistole geknallt. Ein ehrenhafter, nobler Junge ist er aber — weiß Gott! —, und jedes junge Mädchen kann ihm ruhig ihr Lebensglück anvertrauen. Nach der Hochzeit wird nicht mehr losgelebt, das steht bombenfest, — leicht ist er nicht, unser Hans. Er hat ein weiches, warmes Herz, und wenn er liebt, das sitzt tief, das ist nicht auf der Oberfläche, wie Sie zu glauben scheinen. Elfi! Wir alle

haben Sie immer als zu unserer Familie gehörig angesehen; — als Sie noch in kurzen Kleiderchen herum-liefen, haben wir Sie schon als die einstige Frau von Hans geliebt. Sie lösen sich jetzt gewaltsam von uns; — weiß Gott — mir ist zumute, als wären Sie gestorben! Leben Sie wohl, Sie kleine resolute Person! Und mögen Sie es nie bedauern, daß Sie nicht von Ihrem Professor lassen konnten. Mein armer Hans! — Adieu, mein alter Kanden, adieu!“ Der Korb mit den Pfingstrosen, mit Maiglöckchen und Jasmin stand vor mir; so lebensfrisch, so duftend waren die Blüten, so lenzeswarm. Vielleicht hatte Hans sie geschnitten — für mich! — seine zukünftige Braut! und sein hübsches Gesicht darüberbeugt, ihnen Liebesworte zuflüsternd, — und nun —? Was tat ich zum Dank? Ich preßte die Hände vors Gesicht, dann lief ich zu Erni, setzte mich auf die Stuhllehne und legte den Kopf an seine Schulter: „Mein Kleiner, warum ist das Leben so grausam? Warum müssen wir anderen Schmerz bereiten und können es nicht ändern, beim besten Willen nicht.“ Er sah auf: „Mein Liebling, nicht ändern, sagst du. Hättest du Hans Werden nicht erhört, wäre — wäre — er früher gekommen?“ Ich sprang auf: „Nein und abermals nein! Das hätte ich nicht! Hängt es denn nur davon ab, mit wem man sich verlobt, wer zuerst kommt?!“ Ruhiger sagte ich: „Erni, ich habe Hans sehr, sehr gern, aber seine Frau wäre ich nicht geworden, auch wenn es keinen Walden auf der Welt gäbe! Siehst du, Kleiner, ich muß einen Mann haben, den ich re-

spektiere, der mir imponiert. Hans kann das nicht; den hätte ich um den Finger gewickelt; der hätte alles getan, was ich will, ja, er hätte mich womöglich noch in meinen Fehlern bestärkt, und dabei wäre mein innerer Mensch verkümmert. Nicht jeder, oder vielmehr nur du hast die Gabe, erziehend und läuternd auf eine Seele einzuwirken, durch Liebe und Milde, durch sonnige Heiterkeit und Humor, — und — da ich doch nun einmal von dir fort muß und zur Frau Professorin bestimmt bin, will ich auch Gewinn davon haben. Ich will eine tüchtige, leistungsfähige Hausfrau werden, sie sollen mich achten lernen, diese tugendfatten Waldens.“ Der Kleine sah amüsiert aus: „Sage nur, Elfschen, wie ist das alles über dich gekommen? Ich bin starr vor Staunen!“ „Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verstand! Du bist Professor der Theologie — und weißt das nicht?! Kleiner, jetzt scheint es mir aber an der Zeit, Reisevorbereitungen zu treffen; denn gereist wird noch im wunderschönen Monat Mai! Bereite Walden schonend darauf vor, willst du?“ „Warum nennst du ihn nicht bei seinem Taufnamen, Elfschen? Es klingt so fremd, Walden!“ „Weil er einen zu häßlichen hat: August! Da denkt man an den ‚dummen August‘, — ich wenigstens! Sein zweiter Name ist Karl; das ist hübsch, auch Kaiser hießen so und ernste Leute; Karl würde ich ihn nennen, aber er will nicht! Er will partout bei August bleiben, — ein dummer Eigensinn! August sage ich nicht, — dann bleibt’s bei Walden.“ Der Kleine lachte: „Warum denkst du auch an den Clown

August?! Gelehrte, Dichter, gekrönte Häupter trugen diesen Namen; ich finde ihn recht wohlklingend.“ „Freut mich für dich; dann sage du lieber August, — ich kann es nicht, ohne herauszuplazen.“ Wir waren ganz fidel geworden und besprachen eifrig die bevorstehende Reise. Wie lange wir in Berlin bleiben und was wir einkaufen wollten, Aussteuer und Sommer-toilette. „Weißt du auch, Elfi, daß August die Hochzeit für den August bestimmt hat?“ „So, hat er das? Der fängt ja nett an! Ohne mich zu fragen!! Und du hast ihm natürlich gesagt: „Ja, liebster August, Ihr Wunsch ist mir Befehl!“ — Kleiner, das sage ich dir, so lasse ich nicht mit mir umspringen! Eine Hochzeit ist doch keine Landpartie! Wie denkst ihr euch das eigentlich, ohne mich, die Hauptperson, zu fragen! Das ist — das ist, — — ich finde keine Worte!“ Ich war wirklich böse: „Nein, jetzt aber gerade nicht! Jetzt soll er ein Jahr warten, oder noch länger. Jetzt bestimme ich den Termin, wann ich will!“ „Was bestimmst du, meine kleine Braut?“ fragte Waldens Stimme plötzlich neben mir. Ich erschrak. Die herrliche Courage war fort, wie weggeblasen, und ich stammelte ganz verwirrt: „Nun — ich meine, — — du hättest mich fragen sollen — — wegen der Hochzeit. Darüber haben, glaube ich, doch die Bräute zu bestimmen.“ „Da täuschest du dich! Da bestimmt der Bräutigam. Ist auch das einzig Richtige!“ „Haben denn die Eltern der Braut und sie selbst gar nichts dabei zu sagen?“ Ich machte mit Willen ein dummes Gesicht; er merkte nicht, daß



ich ihn necken wollte. „Nun ja, — ihre Meinung können sie ja schließlich abgeben, — und meistens wird der Bräutigam sie auch berücksichtigen; auch ich werde es tun —, gewiß!“ Ich lachte hell auf und sah ihn schelmisch von der Seite an: Himmel, wo hat der Mensch bis jetzt gelebt! „Elfi, es macht den Eindruck, als lächtest du mich aus! Das — das liebe ich nicht, — daran bin ich nicht gewöhnt.“ „Nun, dann lernen Sie es, Herr Professor Walden, — es ist die höchste Zeit! Kennen Sie das schöne Lied: ‚Wer niemals einen Scherz verstand, der ist kein braver Mann‘? Lachen und scherzen muß ich, das gehört zu meiner Lebensbetätigung, das haben wir getan von Klein auf, wir alle, Lena, Erich und ich! Wenn du das nicht magst, hättest du dich mit Sabine Seegast verloben sollen, die keinen Witz machen kann, auch nicht, um ihr Leben zu retten! Überlege es dir noch ernstlich, jetzt, wo es Zeit ist. Eine Essigtruke werde ich nicht, lachen muß ich und dummes Zeug schwätzen. Argert es dich, — verstehst du nicht, wie schön es ist, — kennst du es nicht, das heilige Lachen, diesen Jungbrunnen der Menschheit! — dann wollen wir uns die Hände zum Abschied reichen und sagen: ‚Behüt dich Gott, es wär’ nicht schön gewesen usw.!“ Walden war blaß geworden; seine Stimme klang wie fern grollender Donner: „Erna, mit so ernstern Dingen kann ich nicht scherzen! Ich — ich — halte das für ein Unrecht. Ich begreife nicht, wie du die Worte so rasch über die Lippen bringst. ‚Zum Abschied‘, Elfi. Ja, ermüdet du denn die Tragweite dieses Wortes?“

Ich stellte mich ihm gegenüber und sah ihm fest in die Augen: „Ja, ich weiß, was ich sage! Und gut ist es, daß es jetzt ausgesprochen wird, in der Gegenwart meines Vaters. Klarheit muß sein und der Weg zu sehen. Ich will nicht im Dunkeln tappen! Ich, Erna von Randen, verlange von meinem zukünftigen Mann die Anerkennung meiner Menschenrechte! Ich kann nicht slavisch nur seinen Launen gehorchen, ich will mich ausleben und frei heraus gestalten dürfen! Ich muß lachen und singen, ich muß offen sprechen können, — ich verstehe es nicht, jedes Wort auf die Goldwaage zu legen mit der inneren Angst, der Gebieter könnte es übelnehmen, — ich will mich frei und natürlich geben dürfen wie bisher! Ich habe eine so glückliche Kindheit und Jugend gehabt, ich bin aufgewachsen in Licht und Luft und Sonne, — ich vertrage nicht Gefängnishaft und Zwang!! Willst du mich knechten, — darf ich nicht das Recht meiner Meinung haben, — soll ich in den entscheidenden Wendepunkten des Lebens nicht einmal um meine Einwilligung gefragt werden, wie eben jetzt bei dem Termin für unsere Hochzeit, — dann — ja dann — lieber auseinandergehen!! So! nun ist es heraus!!“ Hoch aufatmend stellte ich mich neben Ernis Stuhl, die bebenden Hände ineinanderpressend, und sah in den blühenden Garten hinaus. Auch ich wollte blühen in Gottes Sonnenschein und mein junges Leben froh genießen; meine ganze Kraft und Elastizität hatte ich wieder. Eine lange Pause. Ich hörte das schwere Atmen der beiden; dann umschlangen mich zwei kräf-

tige Mannesarme, die nicht willens zu sein schienen, das loszulassen, was sie einmal ergriffen, — und eine von Leidenschaft erstickte Stimme sagte dicht an meinem Ohr: „Komm zu mir, du süße wilde Rose, erfülle mein ödes Dasein mit deinem Duft, Komm und läche und singe! Ich will den Tag segnen, wo dein leichter Fuß meine Schwelle betritt. Ich liebe dich viel zu sehr, um dich je zu lassen!“ Da habe ich meinem Verlobten den ersten Kuß gegeben, — freiwillig!

d. 31. Mai.

Müde, fast gebraten und verstaubt sind wir heute in Berlin angekommen und im Evangelischen Hospiz in der Behrenstraße abgestiegen; letzters wohnten wir auch da. Den Kleinen hat die Reise doch sehr angegriffen, trotz seines hartnäckigen Beugnens, und ich habe ihn gleich nach unserer Ankunft ins Bett gesteckt. Ich war natürlich nicht müde, — keine Spur! Ich kleidete mich um und ging hinaus. Großstadtleben, Berlin, sei mir begrüßt! Ich möchte allen Vorübergehenden zunicken, sie sehen mich freundlich an, sie merken es mir an, glaube ich, wie gern ich hier bin, wie es mich elektrifiziert, wie mich alles amüsiert, — dies Straßenleben, dies Fahren und Gehen, diese elegant gekleideten Menschen, die köstlichen Schaufenster! Ich bleibe Unter den Linden stehen vor einem Juwelierladen. Ach, wer da doch kaufen könnte! Schmuß, das ist meine Achillesferse! Viel habe ich ja nicht, aber die Perlen von Mutti mit dem Brillantschloß,

die sind schön. Darum beneiden mich alle Mädchen in Dorpat. Eine süße Brosche ist da, Rubinen und Perlen, ich muß sie immer ansehen! Ich bin ganz vertieft in diesen Anblick. Da werde ich an beiden Armen ergriffen, umgedreht, und Onkel Heinrichs liebe, lustige Stimme sagt: „Aber Elfi, bist du des Teufels!“ „Onkel Heinrich, Onkel Heinrich!“ juble ich auf. „Um Gottes willen nur jetzt nicht um den Hals fallen, sonst stehe ich überall gern zur Disposition!“ und leise: „Aber Menschenkind, Elfi, man bleibt doch nicht unter den Bänden vor einem Schaufenster stehen!“ „Warum nicht, Onkelchen, wenn da so hübsche Sachen sind?“ „Kind, sieh doch die Menge Herren!“ Ich bemerkte sie jetzt erst und lachte: „Die wollen auch was Hübsches sehen!“ „Und das haben sie, — Ehrenwort!“ schnarrte ein Leutnant. „Komm fort, livländische Krabbe! Dich läßt man doch nicht so allein in Berlin los. Wo ist denn der Hüter des Schatzes?“ „Im Bett, war sehr angegriffen, der arme Kleine?“ „Und du strolchst hier allein rum! Da schlag doch Gott den Deiwel tot!“ — „Warum nicht, du alter Brummbär! Jeden Tag kommt man doch nicht nach Berlin! Ich bin förmlich wild, veressen auf Amüsement. Ich werde doch nicht mütterseelenallein im christlichen Hospiz sitzen!“ „Würde ich auch nicht, ha ha ha! Nicht mir da zu fromm! Somit sei dir für diesmal verziehen, Nase-weis. Aber in Zukunft wird nie mehr allein gebummelt, — hörst du? — nie mehr!“ „Unter der Bedingung, daß du mich überallhin begleitest, wo es für den Kleinen zu ermüdend ist!“ Onkel sah mich

pfiffig lächelnd an: „Meinetwegen! Von zwei Übeln ist das immer noch das kleinste. Hör mal, Knirps, es paßt sich nicht, daß junge Mädchen allein bummeln, — und noch dazu in Berlin! Könnte sehr unangenehme Folgen haben!! Nun aber komm mit in mein Hotel, wollen fragen, ob da noch zwei Zimmer frei sind. Ihr verlaßt das christliche Asyl und kommt zu mir als meine Gäste. Wollen uns ordentlich amüsieren, Kleine, — was?! Man ist doch nur einmal jung!“ Ich kniff Onkel in den Arm, daß er aufschrie. Ich mußte meiner Freude Luft machen. „Onkelchen, du bist und bleibst der reizendste Mensch auf der ganzen Welt! Ich möchte dich —“ „Hoffentlich nicht totküssen vor Freude! Evis beliebte Redensart. Ihr gleicht euch übrigens wie Schwestern, siehst immer mehr deiner Mutter ähnlich, Elfi. War das hübscheste Mädchen in Kurland — und das will was sagen. Steht mir noch vor Augen, zum Malen deutlich, als wir das erste Mal in Berlin waren. Boß Kuckuck, machten die Leutnants Augen! Rein aus dem Häuschen waren sie vor Entzücken. Ja, — und nun ruht sie schon so lange in Gottes Erde . . .“ Wir schwiegen, bis wir Hotel Bristol erreichten, wo Onkel immer absteigt. Zimmer waren frei und wurden bestellt; dann schrieben wir ein Briefchen an den Kleinen, des Inhalts, er sollte uns nach zwei Stunden zu Dressel nachkommen, und los gings an Onkels Arm auf einen köstlichen Bummel. Wie ist doch die Welt so schön, so wunderschön!

Berlin, d. 2. Juni.

So lobe ich mir das Reisen, wie Onkel Heinrich es betreibt. Alle sind freilich auch nicht Majoratsherren wie er! Es setzte einen harten Kampf mit dem Kleinen, bis wir hierherzogen: er ist so furchtbar stolz und will von keinem etwas annehmen, aber Onkel kann man nichts abschlagen, er setzte seinen Willen durch, und so wohnen wir hier im Hotel Bristol wahrhaft fürstlich. Mein Zimmer ist reizend, — Blumen — Früchte — Schachteln mit Süßigkeiten — Kartons mit Kleidern und Hüten, — alles in buntem Durcheinander und doch so süß harmonisch, — so verheißungsvoll! Alles Geschenke von Onkel. Ich lebe wie im Märchenlande. Und die Art, wie er einem das alles gibt, — bezaubernd. Ich gehe hier nicht mehr, ich habe Flügel! Und Walden schreibt, — — doch was soll man sich die sonnige Gegenwart verdüstern. Natürlich hat er Sehnsucht nach mir, — ich dagegen, wie sollte ich dazu kommen? Habe ich doch die liebsten Menschen bei mir. Er würde uns nur stören, wenn er hier wäre. Es klopft: Herein! Wer ist es? Vena, Vena! Ein großer Keks, — das Tagebuch fliegt vom Tisch und ich in ihre Arme. Wundert euch nicht, wenn ich närrisch vor Freude werde!!

Spät abends. Wie hübsch sie geworden ist. Es liegt ein vergeistigter Ausdruck in ihrem lieben, lieben Gesicht, an dem ich mich nicht satt sehen kann. Meine Vena, meine kluge, süße Vena! Es ist also

kein Traum, daß du hier in meinem Zimmer sitzt und dein weiches, braunes Haar kämmt. Ich muß mich neben dich hinknien, die Arme auf deine Knie gelegt und dir in die Augen sehen, dich fragen, — ach, — so vieles! Ich bin müde vom Glück: morgen!

d. 4. Juni.

Onkel Heinrich ist bald ebenso verliebt in Vena wie wir beide: der Kleine und ich. Und das ist viel, sehr viel, — eine große Errungenschaft; denn er ist schauderhaft diffizil, verwöhnt durch die schönen und liebenswürdigen Frauen in seiner Familie, sagt er. Es war himmlisch, ehe Vena kam; wie es jetzt ist, dafür gibt es einfach keine Worte! Onkel übertrifft sich selbst, — und der Kleine, — er ist eben er! Und so glücklich und froh, daß einem das Herz im Leibe lacht. Heute waren wir aber sehr ernst und haben etwas Wichtiges beschlossen: Wir fuhren nach Babelsberg und Sanssouci; ein goldener Sommertag war es, alles wie in Licht getaucht. Nachdem wir die Sehenswürdigkeiten absolviert hatten, setzten wir uns an ein schattiges Plätzchen im Park und plauderten. „Höre mal, Randen, wo soll denn Elfis Hochzeit eigentlich sein?“ fragte Onkel Heinrich ganz unvermittelt. „Wißt ihr was, Kinder, ich will euch einen Vorschlag machen! Feiern wir die Hochzeit in Berlin, wenn ihr aus Nauheim zurückkommt, — so gegen Anfang August, denke ich. Ich bin dann mit Marienbad und meine Damen mit Schwalbach fertig. Die Jungens zitieren wir her

und verheiraten diese kleine Krabbe, die viel zu früh unter die Haube will, ganz gemütlich und en famille. Ist ein famoser Gedanke, — was, — Randen? Ich habe die Sache reiflich erwogen, von allen Seiten beleuchtet und finde es so am besten für alle Teile. Das junge Paar unternimmt von Berlin aus eine Hochzeitsreise in die Schweiz, oder sonst wo hin, und dich, mein Alter, schleifen wir mit nach Schloß Sonten und lassen dich nicht eher fort, bis Frau Elfi glücklich in Dorpat im eigenen Neste sitzt. Nun, — ist das nicht befriedigend?“ „So bald schon, Onkelchen! Ich wollte ihn ja noch ein Jahr warten lassen.“ „Unsinn, langer Brautstand taugt nichts. Wer einmal A gesagt hat, muß auch B sagen, — wer, Kuckuck, plagte dich, schon jetzt an Verlobung zu denken, wo andere Mädchen noch mit Puppen spielen. Zurückzuppen is nich, holdeste aller Nichten! Mit der goldenen Freiheit muß es nun doch bald vorbei sein.“ „Meinetwegen, Onkelchen. Daß der Kleine mit euch nach Kurland reist, versöhnt mich am meisten mit diesem Gedanken, und wenn ihr alle und Lena da seid, dann ist es gut; Tante Vottchen hat mir ja schon so kategorisch erklärt, sie komme nicht zu meiner Hochzeit, — und wenn sie auch in Dorpat ist.“ „Um, hm — nun ja, — sie kann wohl schwer abkommen, ihre Schwägerin ist dann noch im Auslande, und sie muß sie im Hause vertreten.“ „Das sind alles leere Vorwände; Tante Vottchen kann ich jetzt nicht verstehen, sie ist wie ausgewechselt. Zu meiner Hochzeit will sie nicht da sein und hat immer gesagt, sie liebe mich wie ihre Tochter.“



„Na, lassen wir das, Kleinen, und — wie bleibt es, Randen; stimmst du für meinen Plan?“ „Ja, lieber Schwager, es wird wohl am besten so sein. Walden hatte ja von Anfang an um diesen Termin gebeten.“ „Also bon! Dann ist das abgemacht, und die jungen Mädchen können schon „bei langsam“ die Aussteuer besorgen, d. h. Kleider und solchen Firlefanz, — Wäsche, Silber und das Solide geben wir! Elfi ist Elisabeths Taufstochter, da versteht es sich das ganz von selbst. Hat ja keine Mutter mehr, armes Ding! Komm her, Elfi, und gib mir einen Kuß; hier steht's niemand. Hat der alte Onkel es recht gemacht? Bist du zufrieden?“ Ich kroch ganz dicht an Onkel Heinrichs Seite und versteckte den Kopf an seiner breiten Brust; ich mußte weinen, ich weiß nicht warum. Niemand sprach ein Wort. Onkel Heinrich hatte den Arm um mich gelegt, mein Hut war heruntergefallen, er strich mit der anderen Hand zärtlich über mein Haar. „Onkel, du, ihr alle werdet doch sehr gut gegen den Kleinen sein, wenn — wenn — ich fort bin,“ sagte ich leise mit von Tränen erstickter Stimme. „Ja, Elfi!“ Ich hob den Kopf ein ganz klein wenig: in aller Augen schimmerte es wie von Tränen, — eine Wolke hatte sich über die Sonne gelegt.

Nauheim, d. 12. Juni.

Ganz gemütlich haben wir uns in Nauheim eingerichtet. Das Wetter ist schön, und der Kleine wird rosiger und frischer mit jedem Tage, das ist die Haupt-

sache. Berlin war etwas zu viel für ihn: das ungewohnte Treppensteigen, die veränderte Umgebung, die vielen Kunstgenüsse, — er fühlt ja noch so jung und lebhaft, mein Süßer! Wie oft habe ich ihn vor einem Bilde, das ihm besonders gefiel, stundenlang sitzen sehen, in tiefes Sinnen verloren, mit feuchten Augen, — und dann der Gedanke an die baldige Trennung von mir. Ernstes Gespräche mit Onkel Heinrich, deren Inhalt ich nicht erfahren durfte, — empörend geradezu! — ich, seine Tochter! kurz, Berlin hat ihn angegriffen. Hier ist es köstlich still, harmonisch und doch so lustig. Vena ist ganz aufgelebt; sie ist noch viel hübscher und so ladylike geworden, hat geschmackvolle, diskrete Toiletten; des Kleinen feiner, künstlerischer Geschmack ist befriedigt. Walden scheint beseligt über den festgesetzten Hochzeitstermin, er schrieb so warm und innig, daß auch mein Herz froh wurde. Jemand zu erfreuen, was gibt es Schöneres auf der Welt! Der Kleine blüht förmlich auf, Vena auch, und wenn ich das sage, lachen sie mich aus. Vena hat einen weichen, träumerischen Ausdruck, das gibt ihr einen ganz besonderen Reiz, bräutlich, möchte ich sagen, — ich dagegen, die wirkliche Braut, ich bin ausgelassener als je: ich singe, ich tanze, ich maskiere mich, ich denke mir jeden Tag einen neuen Streich aus! Und wie sie das freut, meine zwei großen Kinder! Wie sie lachen, — herzerquickend. Abends das Plaudern mit Vena in unserem Zimmer, ganz wie sonst und doch anders. Die Fenster stehen weit auf, wir haben natürlich kein Licht im Zimmer, sie sitzt oder liegt auf dem Sofa,

und ich hoche auf einem Schemel neben ihr; sie wühlte mit ihren weichen, lieben Händen in meinem Haar, das hat sie immer gern getan, und wir sprechen leise, ganz leise, als hätten wir Geheimnisse. Wie ich sie liebe. Sie ist so klug und gut, so frisch und natürlich, so wahr und klar. Es ist alles gesund an ihr, frisch und rein wie ein Bergquell. Gestern abend war Mondschein, und ein Duften kam vom Garten herein, schwer und betäubend, von Rookosen und weißen Lilien. Da nahm sie meinen Kopf zwischen beide Hände und küßte mich, — sie tut es selten. „Elfi, hast du Walden jetzt lieb? — Kind, mir wird manchmal sehr bange, wenn ich an deine Zukunft denke. Du hättest noch warten sollen, dich prüfen, ob das die große Liebe sei, die echte, ohne die man nicht heiraten sollte. Siehst du, Elschen, das Heiraten hat doch auch seinen realen Hintergrund; ich bin durchaus viel älter als du und kenne das Leben mehr: es gibt ernste Pflichten in der Ehe, Pflichten, von denen du noch keine Ahnung hast. Die Frau wird Mutter, Elfi.“ „Das ist ja das Schönste daran!“ jubelte ich. „Darauf freue ich mich am meisten. Tante Gottchen hat mir gesagt, durch ein Wunder wird einem ein Kind geschenkt, — ich glaube das und zerbreche mir nie den Kopf darüber, wie es geschieht. Ja, es widert mich an, wenn die anderen Mädchen darüber sprechen. Mich überkommt stets ein Gefühl der Andacht, wenn ich daran denke. Ein süßes, kleines Geschöpfchen zu haben, — mein Kind, — mein eigenes! Zu schön muß das sein!“ „Elfi, aber die Ehe ist die innigste Gemeinschaft auf Erden; hast du

auch daran gedacht? Man bewohnt ein Zimmer, man tritt sich körperlich nahe; du hast keine Mutter, Lieb-ling, ich mußte dir das sagen . . . Kannst du es dir vorstellen, daß Waldens Kopf neben dem deinen auf dem Kissen liegt?" Ich sprang auf: „Nein, Venchen, das wird nie sein, nie! — Freilich, Onkel Heinrich und Tante Elisabeth bewohnen dasselbe Zimmer, — die sind aber schon so lange verheiratet, das ist etwas anderes, — als sie jung waren, haben sie es gewiß nicht getan: Onkel Heinrich ist viel zu zartfühlend dazu! Und Walden, ein mir total fremder Mensch! Es ist einfach lächerlich . . . Ich würde mich ja zu Tode genieren!“ Vena seufzte: „Meine arme kleine Elfi, wie soll es dann werden —?“ „Wie, liebste Vena? Das ist doch sehr einfach! Ich stecke mich hinter den Kleinen, d. h. ich schreibe es ihm, — über die Lippen bringe ich es nicht! — und der sagt es Walden. Er verpflichtet ihn kontraktlich dazu, daß wir getrennte Schlafzimmer haben. Venchen, mir läuft es kalt über den Rücken, wenn ich nur an die andere Möglichkeit denke! Gut, daß du mich beizeiten gewarnt hast!“ „Elfi, — ist es denn noch immer dein fester Entschluß, Walden zu heiraten? Wirfst du ihn lieben können?“ „Ihn zu heiraten, bin ich fest entschlossen: ich habe ihm mein Wort gegeben. Ob ich ich ihn liebe —? Ja, Herzenslena, das weiß ich nicht! Wie kann man das überhaupt wissen? Ich begreife die Mädchen nicht, die mit absoluter Sicherheit von sich sagen können, wenn sie einen Menschen auch nur sehr oberflächlich kennen: — Ich liebe, —

oder: — ich liebe nicht. — Ich achte Walben, er ist mir sympathisch, er imponiert mir, — einmal habe ich ihn sogar geküßt, — ich, aus freien Stücken — und dann, Beni, der Kleine wünschte es so! Er glaubt, es sei mein Glück, und er kennt mich doch wie kein anderer auf der Welt. Wenn Erni es für richtig und gut hält, dann ist es auch so. Erni ist verheiratet gewesen und weiß mehr davon als du, Fräulein Superflug! Wo du nur alle die Weisheit in bezug auf die Ehe her hast, das wundert mich! Bist du am Ende heimlich mit einem Lord verheiratet, dort oben, wo Lords und Maultiere ihren Weg im Nebel suchen?!" „Sehr wahrscheinlich, die Lords warten nur darauf, daß eine unscheinbare deutsche governess ohne jeglichen Titel hinkommt, um ihr Herz, Hand und Millionen zu Füßen zu legen! Und wenn auch, — ich könnte doch keinen erhören." „Nicht, Vena? Dann liebst du!" Ich sprang auf. „Vielleicht, — ich weiß es nicht," sagte sie träumerisch; „ich weiß nur, daß ich glücklich bin." „Und wer, — wer ist es?" „Frage nicht, Elfenkind, und grüble nicht. Ich kenne mein eigen Herz nicht mehr." Sie nahm mich in ihre Arme und küßte mich, so warm wie nie zuvor. „Daß uns die flüchtige Stunde genießen und glücklich sein, ohne zu fragen, ohne zu wünschen. Ach, Elfi, wie ist es schön, zu leben und hier bei euch zu sein!" Ich kniete wieder neben ihr und hielt ihre Hände in den meinen: „Vena, weißt du auch, daß Hans Werden um mich angehalten hat, und daß ich ihm einen Korb gegeben habe?" „Hans Werden? Wann das?" „Nachdem ich zwei

Tage verlobt war. Der alte Baron freite für Hans, und er wollte durchaus, daß ich Walden den Laufpaß gebe, durchaus! Aber ich hätte nie Hans Verdens Frau sein können.“ „Warum nicht, Elfi? Er ist ein reizender Mensch!“ „Weil es mir wie Spiel und Spaß vorgekommen wäre und — ich weiß nicht, warum, Lena, aber ich hätte nicht gekonnt! Seitdem ich denken kann, hat Hans immer gesagt, ich müsse seine Frau werden; Erich ärgerte sich wütend darüber, und sie haben sich gebalgt und geprügelt, die dummen Jungen! bis zur Erschöpfung! Wie oft bin ich dazugekommen und habe sie ordentlich ausgescholten. Dann schrien sie beide: ‚Mich mußt du heiraten, Elfi!‘ — ‚Nein, mich! Versprich, daß du mich heiraten wirst!‘ — ‚Keinen von euch beiden!‘ sagte ich hoheitsvoll mit überlegener Miene. ‚Ich heirate einen alten General, dem im Kriege beide Beine abgeschossen sind, — oder einen Blinden, — oder einen Professor, der viele, viele Kinder hat und keine Frau mehr.‘ ‚Wirklich, Elfi?‘ fragten sie ganz betreten; ‚aber dann wirst du ja gar keinen Spaß davon haben.‘ ‚Ich tue das erst, wenn ich alt bin,‘ belehrte ich sie. ‚Bis dahin ist noch sehr viel Zeit, bis dahin können wir ja noch tanzen und springen und lustig sein!‘ — Wie töricht wir damals waren und wie vergnügt! Siehst du, Lenchen, — und darum könnte ich Hans nicht heiraten, obgleich ich ihn sehr gern habe.“ „hm . . .“ machte Lena, „eigentlich ist mir das eine große Beruhigung. Walden muß doch ein Gefühl in dir erweckt haben, du süßes, törichtes Baby, das der Liebe verwandt ist.“

„Vielleicht, Venchen, er ist so männlich und fest. Wenn er nur nicht hart ist, das könnte ich nicht vertragen.“  
„Hart, Liebling? Wie kommst du darauf? Wer sollte gegen dich hart sein? Das bringt ein lebender, fühlender Mensch nicht fertig.“ „Manchmal hat er einen so harten Zug um den Mund; dann fürchte ich mich vor ihm. Wenn er lächelt, ist er ein anderer Mensch. Wenn er das Lachen lernt und lieb und nachsichtig wird, paß auf, Venchen, dann nach Jahren werde ich dir einst sagen können: ‚Ich liebe ihn‘.“ — „Gott gebe es, Liebling! Ohne Liebe muß die Ehe eine Art Hölle sein! Wenn man aber liebt — — — Wie stark die Blumen duften! Es ist spät geworden, Kind; ins Bett mit dir.“

d. 20. Juni.

Ein Festtag folgt dem andern; mir scheint es wenigstens so. Wenn ich morgens aufwache, geht ein Strom von Glück durch mein ganzes Wesen; ich möchte jubeln und die Arme ausstrecken, — wonach denn? — das weiß ich selbst nicht. Ich öffne blinzelnd die Augen, die der Schlaf noch festhält, und dann sehe ich Lena vor dem Toilettentisch sitzen und ihr schönes, nußbraunes Haar kämmen. Der spitzenbesezte, weite Ärmel fällt von ihrem schöngeformten weißen Arm zurück; sie hält oft träumerisch inne und sieht lächelnd durchs Fenster in die sonnige Welt hinaus. Dann springe ich aus dem Bett, schleiche mich leise hinter ihren Stuhl und halte ihr die Augen fest. „Elsi, du Kobold! Guten Morgen Langschläferin.“ „Guten

Morgen, Lena! Ist es nicht herrlich, dir das sagen zu können und gleich beim Erwachen dich zu sehen. Der Morgen muß gut sein, wenn man dich sieht und bei sich hat. Ich will gar nicht daran denken, daß wir nur noch zehn Tage in Nauheim sind.“ „In Berlin sind wir ja auch noch mehrere Wochen zusammen.“ „Ja, in Berlin; aber da kommen die Besorgungen und Schneiderinnen; das Anprobieren ist so langweilig! — mit der Gemütlichkeit ist es aus. Warum braucht man so viele neue Sachen, wenn man heiratet? Ich finde das unnütz; es verbittert einem nur die letzte Zeit vor der Hochzeit, die Zeit, die man noch mit seinen Liebsten verbringen könnte. Wenn ich einmal eine Tochter habe —“ „So läßt du sie in Sackleinwand herumlaufen, nicht wahr, Elfi? Mach aber vorwärts: der Kleine wird gleich von seiner Morgenpromenade zurück sein, und der Frühstückstisch ist im Garten gedeckt.“ „Ich eile, ich fliege. O, Leni, wieder ein Tag des Glücks.“ Wir haben eine junge Frau von Witzleben kennen gelernt, die mit ihrem kranken Jungen hier ist. Er ist süß, hat große braune Augen und goldblonde Locken. Herzleidend ist er, — wie weh mir das tut! Ich mache mir mehr Sorge um ihn, glaube ich, als seine Mutter. Sie ist Offiziersfrau, ihr Mann ist Hauptmann im ersten Garderegiment und Kurtchen ihr einziger Sohn. Ist sie lebenslustig! So etwas habe ich noch nie gesehen! Sie hat immer Vergnügen und Gesellschaft nötig, macht elegante Toilette, sieht gut aus, und wir haben sie ganz gern. Wenn sie das süße Kurtchen nur nicht



so viel dem Fräulein überlassen wollte! Wäre er mein Sohn, ich wollte mich nur seiner Pflege widmen; keinem Menschen würde ich ihn anvertrauen. Ob er wirklich nicht lange leben wird? Er hat so schwermütige Augen und zuweilen einen Blick, bei dem mir die Tränen kommen. Ich liebe diesen Jungen! Ihm Freude zu machen, mit ihm zu spielen, sein leises Lachen zu hören, das ist meine Wonne. Er hat so wenig von seinem Leben, er liegt fast immer, — ach, und ist so geduldig, so dankbar, wenn man sich etwas mit ihm beschäftigt. Er darf nicht aufgeregt werden, und neulich komme ich dazu, wie das Fräulein ihm die Geschichte vom Ritter Blaubart erzählt. Er zitterte förmlich vor Aufregung: „Und er ließ ihnen wirklich den Kopf abschlagen, Fräulein? Und sie waren jung und lustig wie meine Mama?“ „Dummer Junge, es ist ja nur ein Märchen! Was soll man dir dann erzählen, wenn dich jedes alberne Märchen schon aufregt?! Ich glaube, du weinst gar?“ Ja, er weinte, — und ich kniete neben seinen Liegestuhl, nahm die Kleinen, kalten Hände in meine warmen und strich ihm die Locken aus der feuchten Stirn. „Elfi, kann es so schlechte Menschen geben? Elfi, glaubst du das?“ „Nein, Kurtchen, das würde der liebe Gott nicht zulassen. Du weißt, der liebe Gott beschützt uns vor Gefahr und liebt uns so sehr, — so sehr, weißt du, — noch viel mehr, wie dein Papa dich liebt. Dieser Ritter Blaubart hat nie gelebt, gewiß nicht; es ist nur eine dumme Geschichte.“ Er lachte wieder: „Dann leben sie alle noch, seine Frauen?“ „Er hat gar keine gehabt, Kurtchen; er

war gar nicht da.“ „Ach, Elfi, wie schön das ist! Ich dachte gleich an dich, und mir wurde so bange. Wenn dir nun einer den Kopf abgehakt hätte! Fräulein sagt, Ritter Blaubart liebte die Mädchen mit blondem Haar und nahm sie zur Frau, ob sie wollten oder nicht.“ „Kurtchen, mein Süßer, das einzige, was man aus dieser knüppeldummen Geschichte lernen kann, ist, — nicht neugierig zu sein. Siehst du, darum hat ein alter, griesgrämiger Herr sie sich ausgedacht, der furchtbar neugierige Töchter hatte, die überall in allen Schubladen schnüffelten und umhersuchten und alle Bücher lasen, die ihnen verboten waren. So sehr er schalt und strafte, sie taten es doch! Da dachte er sich die Geschichte vom Ritter Blaubart aus und ließ sie drucken.“ „Und die Töchter lasen sie, Elfi?“ „Ja, natürlich; sie mußten sie so lange lesen, bis sie sie Wort für Wort auswendig wußten, und von da an waren sie nie mehr neugierig.“ Kurtchen klatschte in die Hände: „Elfi, wenn ich groß bin, heirate ich dich! Du kannst die schönsten Geschichten erzählen, und so lustig sind sie. Komm heute abend an mein Bett und erzähle mir was, — dann schlafe ich so schön ein, — willst du? Manchmal liege ich lange wach und fürchte mich. Ein Hammer schlägt in meiner Brust, und ein schwarzer Vogel fliegt im Zimmer umher, mit großen schwarzen Flügeln, — der kommt immer, immer näher! Dann möchte ich schreien, aber ich kann nicht. Wenn er sich auf meine Brust setzt, Elfi, dann haßt er mich tot, Elfi, — ja, gewiß!“ „Kurtchen, aber hinter dem

Schwarzen Vogel fliegt ein Engel ins Zimmer. Du siehst ihn nur nicht vor Angst. Ein Engel mit schönem, sanftem Gesicht im weißen Kleid, mit weißen, weichen, glänzenden Flügeln. Er beugt sich über dein Bettchen, fächelt leise mit seinen Flügeln, und dann fallen dir die Augen zu: du schläfst ein, süß und ruhig.“ „Und dann, Elfi!“ „Nun, — und dann träumst du. Es ist heller Sonnenschein, und du bist in einem schönen Garten, wo Blumen blühen, schöner, als wir sie je gesehen. Und der Engel hält dich an der Hand; er führt dich zu vielen kleinen Kindern, die tragen Kränze auf dem Kopf und kommen alle zu dir. Sie sehen dich so freundlich an und lieben dich. Sie spielen mit dir, und du bist gesund und froh wie sie.“ „So möchte ich wohl träumen, Elfi, — ich liebe so sehr, mit Kindern zu spielen. Sind sie aber nicht wild und klettern sie auch nicht auf Bäume? Laufen und springen sie nicht? Das darf ich nicht, Elfi, auch wenn ich gesund bin.“ „Nein, Kurtchen, sie spielen nur, was du auch spielen darfst. Sie sind nicht wild, sie sind sanft und artig und lustig.“ „Träumst du auch manchmal von diesem Garten, Elfi?“ „Ja, Kurtchen, wenn ich am Tage sehr artig gewesen bin.“ Er lachte. „Große Leute sind immer artig!“ „Nein, Kurtchen, das sind sie nicht. Sie wollen nicht immer gehorchen, sie sind nicht immer sanft und liebevoll, und darum, siehst du, kommt der Engel nicht zu ihnen. Doch, da kommt deine Mama!“ „Nun, Sie herrliches Mädchen, Sie haben Kurti was Schönes erzählt; ich sehe es ihm an, — nicht?“ „Ja, Mutti, es war sehr

schön.“ Er seufzte tief auf, und seine großen Augen sahen träumend in die Weite. Sieht er dort etwas, was unseren Blicken verborgen ist? — Frau von Witzleben legte ihren Arm in den meinen und führte mich in das Haus. „Kommen Sie, Fräulein von Randen, es ist so unerträglich heiß draußen. Hier ist es kühler; plaudern wir ein wenig!“ „Gnädige Frau, ich fürchte, Ihr Fräulein hat manchmal nicht die richtige Art, mit Kurtchen umzugehen: sie erzählt ihm zu aufregende Geschichten.“ Ein Schatten flog über das hübsche Gesicht. „Mag sein; aber er ist doch 'n Junge! Mein Gott, man kann ihn doch nicht unter der Glasglocke halten. Wo ist ein Leben denkbar, in dem es keine Aufregungen gibt!“ „Ja, ein Leben für Gesunde; aber Kurtchen —“, ich stockte. Die Tränen kamen mir in die Augen. Sie sprang auf und umarmte mich. „Sie süßes, kleines Herz! Nehmen Sie die Sache nicht so tragisch. Der Junge kann noch Kavallerieoffizier werden. Solche leichte Herzaffektionen reparieren sich in diesem Alter und bei der nötigen Vorsicht, hat mir der Professor in Berlin gesagt. Na, und gehütet wird er doch wie ein rohes Ei! Übrigens, Fräulein von Randen, ich muß es Ihnen einmal sagen: ich finde es ewig schade, daß Sie schon verlobt sind. Sie hätten für einen Winter zu uns nach Berlin kommen sollen, Hofbälle mitmachen: alle hätten sie Ihnen zu Füßen gelegen, — alle, — mein Mann nicht ausgeschlossen! Die brillianteste Partie hätten Sie machen können, — und wie hätten wir uns amüsiert! Zu schade! Man ist doch nur einmal jung und muß sein Leben genießen,

solange man es kann. Ist man erst verheiratet, — na ja, — man tanzt und flirtet ja noch ein bißchen, — aber es ist doch nur der halbe Spaß. Sie denken sich die Ehe natürlich hochpoetisch, ein Sommernachts-  
traum. Armes Kind, wird das 'n Reinsfall werden! Man müßte Sie eigentlich aufklären, solange es noch Zeit ist. Herrgott, Sie sind ja unschuldig wie 'ne Siebenjährige. So was gibt's bei uns in Berlin überhaupt nicht! Wäre undenkbar!" Ich erhob abwehrend die Hände. „Bitte, bitte nicht!“ „Na, denn nicht! Aufzwingen will ich Ihnen die Wahrheit nicht. Wird Ihnen ja bald genug ein Licht aufgehen, Sie kleines Schneeglöckchen. Wo so was aufwachsen kann in unserem aufgeklärten Jahrhundert, ist mir schleierhaft! Hat aber einen besonderen Reiz. Was ist, Kleine, kommen Sie nicht nach Berlin? Der Herr Bräutigam kann warten und sich glücklich schätzen, wenn er Sie schließlich doch noch kriegt. Erst 'n bißchen austoben, austanzen, allen Leutnants die Köpfe verdrehen und dann in die Provinz gehen, in Ihr altes Nest, — wie heißt es doch gleich? — was kaum auf einer Landkarte steht!" Ich lachte. Sie ist so apart und niedlich. Die weißen Zähne blitzen zwischen den roten Lippen, und die blauen Augen sprühen vor Lebenslust. Wie sie das nur so ruhig sagen kann: „Mein Mann wird Ihnen zu Füßen liegen." Ich würde meinem Mann so etwas nicht erlauben; er darf nur mich lieben und bewundern, mich ganz allein! Sie denken doch anders als wir, die deutschen Frauen, und ich hatte mir eine so ideale Vorstellung von ihnen

gemacht! Ob sie sich wirklich alle den Hof machen lassen? Ich kann es mir nicht denken. Ich will meine kluge Bena fragen. —

Später. Ein bißchen gruselig wurde mir doch, als Frau von Wibleben von der Ehe sprach. Sie wollte mich warnen, sie wollte mich aufklären, ehe es zu spät ist, — was soll das alles heißen? Wo bleibt das vielbesungene, von jedem Mädchenherzen erträumte Glück der Liebe?! Wenn es kein Glück ist, zu heiraten, warum wünschen und erstreben es denn die Mütter für ihre Töchter und manche Väter auch, wie meiner zum Beispiel! Die kennen doch das Leben und die Ehe. Wie beseligt sind alle jungen Paare in den Flitterwochen! So kann man doch nicht heucheln!! Nein, ich lasse mich nicht mehr einschrecken! Die niedliche Kriegersfrau raffelt wohl nur mit dem Säbel, aus purem Ull! Warum ist sie selbst denn so selbstzufrieden, wenn die Ehe 'n Reinsfall ist?! Oder nennt sie das so, weil Walben bürgerlich ist? Ich will mir nicht weiter den Kopf darüber zerbrechen. Ich will zu Kurtchen hinübergehen und ihm was erzählen — zum Einschlafen. Die Angst um ihn ist der bittere Tropfen in meinem Glücksbecher. Auch ich sehe den schwarzen Vogel; er kommt meinem süßen Liebling näher und immer näher, — ich fühle das Wehen der großen schwarzen Flügel. O, mein Gott, warum muß es einen Tod geben? Warum Leiden und Krankheit? —

d. 10. Juli.

Fast drei Wochen sind vergangen wie in einem schönen Traum. Kurtchen erholt sich und darf schon etwas gehen. Wie froh ich bin! Zu reizend ist es, wenn Erni und er plaudern; dann möchte ich immer zuhören. Mein großes Kind wird kräftiger mit jedem Tage. Wie jung und hübsch er noch ist, — „zum Verlieben hübsch“, — sagt Frau von Wigleben. Sie scherzen und necken sich — und wirklich, der Kleine flirtet etwas, — ich hätte es nicht für möglich gehalten. Zu niedlich ist er dabei. Wie stolz ich auf ihn bin! Frau von Wigleben sagte neulich: „Um Ihren Vater kann man Sie wirklich beneiden, Fräulein von Randen; ich habe noch nie einen Menschen gesehen, der so Aristokrat ist durch und durch! Und dabei fein und geistvoll, gütig und heiter.“ Ja, das glaube ich ihr aufs Wort. Mein Süßer, Einziger, du stehst etagenhoch über allen anderen Herren des In- und Auslandes! Dazwischen liest er uns vor: Mark Twain oder Reuter. Frau von Wigleben hatte nie etwas von Reuter gelesen, — kaum glaublich und doch wahr. Und wie er liest! — einzig. Alle Feinheiten bringt er zur Geltung, und erst den frischen, urwüchsigen Humor! Reuter würde ihm die Hand schütteln und ihm danken. Du bist ein Glückspilz, Erna von Randen! Wir können uns gar nicht entschließen, von Nauheim fortzugehen. Eigentlich wären wir ja schon mit der Kur fertig; zur Nachtur gehen wir nach Eisenach; der Kleine will einen Freund dort besuchen. Wir sehen dann die Wartburg, Luthers Zimmer, — herrlich wird

es sein, und wir freuen uns fürchtbar darauf, alle drei! Der Doktor ist so zufrieden mit dem Kurerfolge, — das sieht ja auch ein Blinder, wie viel gesunder mein Süßer ist. O du liebes, liebes Nauheim!

Berlin, d. 2. August.

Ganz trunken von Natur- und Waldespoesie sind wir hier eingerückt, — in die Großstadt! Seitdem legt sich ein unbestimmtes Etwas beklemmend auf meine Seele. Ob es der bevorstehende Abschied von meinen Liebsten ist? Ob ein Vorgefühl kommenden Unglücks? Ob das in unklarem Dämmerlicht vor mir liegende Leben als Frau? Ich weiß es nicht; aber ein Bangen kommt über mich, das ich nicht überwinden kann: ich fürchte mich vor dem Wiedersehen mit Walden; der Gedanke daran regt mich auf. Wozu diese gräßlichen Andeutungen von Frau von Wigleben? Entweder die Wahrheit oder völliges Schweigen. Ich finde es unzart, solche intime Verhältnisse auch nur mit einem Worte zu berühren: mir hat sie die Unbefangenheit genommen. Leni merkt mir etwas Ungewöhnliches an und ist doppelt lieb, auch der Kleine. Es ist wahrhaft rührend, wie er sich für meine Aussteuer interessiert, für jedes Kleid und jede Kleinigkeit. Und das lag ihm sonst so fern; er überließ Tante Lottchen bedingungslos das Haus- und Kleiderressort. Ja, Tante Lottchen, die hat mich bitter enttäuscht. Es kränkt und schmerzt mich, wie sie jetzt gegen uns ist. Dann und wann kommen magere, inhaltslose



Briefe, denen man den inneren Zwang anmerkt; kein liebes, warmes Wort. Erich könnte gestorben sein, sie nennt seinen Namen nicht. Sonst konnte sie nicht drei Worte sprechen, ohne daß Erich darin vorkam, — und er selbst, er schweigt sich tot. Erich, mein Bruder! Kann man das begreifen? Ja, kann denn Liebe plötzlich aufhören, ohne jeden Grund? Ich leide mehr darunter, als ich es mir selbst eingestehen will, — ich verstehe die beiden nicht mehr. Wenn ich mit dem Kleinen und Lena darüber spreche, dann benehmen sie sich so merkwürdig: sie sehen mich nicht an und gehen gleich auf ein anderes Thema über. Ein Rätsel bleibt es für mich. Ob es einmal gelöst werden wird? Wahrhaftig, ich fange an zu grübeln, — wo habe ich das nur gelernt?

d. 5. August.

Was war das heute für ein lustiger Tag? So müde ich bin, ich muß noch schreiben, die Erinnerung daran festhalten. Ob es noch viele solcher Tage für mich geben wird? Ich bin zu glücklich gewesen; das kann nicht immer so bleiben, sagt man. Wir sitzen heute nachmittag im Café Bauer und schlürfen behaglich unsere Schokolade, — wir schlemmen nämlich ganz unerlaubt hier in Berlin; ich erkenne den Kleinen nicht mehr: er wäre kapabel, uns jeden Tag Champagner vorzusetzen! Plötzlich kommt ein Schwarm von Menschen herein; ich springe wie elektrifiziert auf, ich erkenne die kurische Sprechweise und Onkel Heinrichs Lachen.

Richtig, sie sind es, die Contener in corpore! Wie reizend Evi geworden ist! Und Mahse, — Elisabeth will sie jetzt genannt werden, — ein vielversprechendes Rosenknöspschen. Wie man alt wird! Dies Kind will bald erwachsen sein, dies Baby, das ich mir nur im kurzen Kleide vorstellen konnte! Die Bettern sind wohl sehr hübsche Jungens, alle beide: Ary hat sich gereckt und sieht mit dem aussprießenden Flaum auf der Oberlippe stolz in die Welt, — Heine ist der alte geblieben, Erichs bester Freund, unser Intimus. Hätte ich sie alle nur umarmen können, — was ist ein noch so warmer Händedruck! Im Schatten unserer Väter haben wir uns heimlich geküßt, Evi, Mahse und ich! Wir konnten nicht anders! Heine und Ary wollten sich auch daran beteiligen, wurden aber ernst in ihre Schranken zurückgewiesen. Dies köstliche Schwagen, — alle auf einmal, aber niemals laut! Die kurische Art, zu sprechen, die Witzchen, die amüsanten Redensarten, die sie immer auf Lager haben, — man fühlt das Leben, das freie, ideale, sorgenlose Leben in jeder Fingerspitze pulsieren. Heine nahm die Miene an, als sei er nach zehn Minuten sterblich in Leni verliebt, und machte ihr die Cour, — ja, womit soll ich das vergleichen? — wie nur eben Heine es kann. Es geht nicht tief bei ihm, ich weiß das aus Erfahrung; aber er versteht es aus dem ff. An Heiraten denkt er nicht, das hat er uns oft genug gesagt; aber flirten muß er, wenn er ein hübsches Mädchen sieht, — behauptet er! Wie jung ich mich fühle, als wäre ich gar nicht verlobt. Was hatten wir uns nicht alles zu

erzählen, zu fragen! Und dabei mußten auf Onkel Heinrichs Befehl so viel Kuchen gegessen werden, daß wir nicht weit vom Plagen waren. Am Sprechen störte uns das aber keineswegs. „Kinder, erbarmt euch und hört auf. Mir ist so schwindlig, als wäre ich eine halbe Stunde auf dem Dache in Sonten herumspaziert! Versucht mal, 'n paar Minuten zu schweigen, wenn ihr irgend könnt!“ Aber wir konnten nicht, beim besten Willen nicht; und Onkel Heinrich ergab sich so heldenhast in sein Schicksal, daß er uns alle mit Sprechen überbot. Der — und Stillschweigen! „Guten Abend, meine Herrschaften!“ Eine hohe, schlanke Gestalt im hellen Sommeranzug nach neuester Mode verbeugt sich vor uns, wahrscheinlich schon mehreremal, ohne daß wir es beachtet hatten. „Gestatten Sie, daß ich mich an Ihren Tisch setze?“ Wille Münster, — wahrhaftig! Er zieht sich einen Stuhl heran und setzt sich neben mich, — auch ein Sohn der alma mater, mein Partner beim Vancier in der Tanzstunde. Keiner machte so tiefe und korrekte Verbeugungen wie er. Wille Münster, das ist zu nett, den lade ich gleich zu meiner Hochzeit ein, als Evis Marschall, — ich hatte so wie so keinen passenden für sie. Evi ist dunkelrot geworden, — ein riesiges Dalglicht geht mir auf. Also so steht die Sache? Tant mieux! Da flüstern sie miteinander. Ich lache im stillen. Ich fange wirklich schon an, als liebender Genius mit Hymens Fesseln umherzusplattern und zu erspähen, wem ich sie anlegen könnte. Tante Elisabeth sieht mit ihren klugen grauen Augen so freund-

lich zu mir herüber. Mein Herz wallt auf in frohem Dankgefühl, — wie wohl fühle ich mich unter diesen lieben Menschen, die uns stets nur Gutes und Liebes erwiesen und in deren Mitte wir so viel frohe Stunden verlebt haben! Sie finden alle, daß der Kleine sich auffallend erholt, und — ja, wirklich! — daß er sich verjüngt und verschönt hat. Als ob er das noch gebraucht hätte! Das Wetter ist köstlich. Onkel Heinrich schlägt vor, in den Zoologischen Garten zu fahren, — vornehm, im Wagen natürlich. Dort ist Konzert, man bummelt, ißt dort zu Abend, besteht sich vorher die Viehstücker, und das Ganze wird riesig gemüthlich! „Apropos, die Neuhöfchen sind auch hier,“ sagt Wille Münster; „sie wohnen Hotel Bristol. Soll ich nicht bei ihnen vorspringen und sie auffordern, den Abend mit den Herrschaften zu verbringen?“ „Gewiß, je mehr, je besser! Allmählich werden wir die ganze Verwandtschaft und somit halb Kurland in Berlin zusammentrommeln. Einer und der andere kommt noch aus den Bädern zurück und kann für die Hochzeit abgefangen werden. Es wird kolossal nett sein, — was, Elfi? Eine lustige kurische Hochzeit mit allen obligaten Cousinchen und Vettern.“ „Herrlich, Onkelchen, getanzt muß werden; ohne Tanz ist keine ordentliche Hochzeit!“ „Elfi, du mußt noch einmal ordentlich geschwenkt werden, ehe du in den Hafen der Ehe einläufst. Fast alle deine früheren Tänzer werden hier in Berlin vertreten sein, und ach! Elfi, alle deine früheren Verehrer — —“ Seine legte die Hand aufs Herz: „Diesen Kummer verwinde ich nie, Elfi. So

unvorbereitet wirst du mir entrißen und so unwiderruflich!“ Wie lustig wir waren und was für törichtes Zeug wir schwätzten. Lena war entzückend in ihrem Cremefleid, mit dem eleganten, feschem Hut aus London, — „Zum Anbeißen!“ — sagte Onkel Heinrich. Zum Souper wurde Champagner getrunken, Beuve Cliquot, Onkels Marke. „Die einzige Witwe, für die ich ein Faible habe,“ sagt er jedesmal und zwinkert so lustig dabei mit den Augen. „Ohne Champagner geht es bei den Kurländern nie ab, das weiß ich schon von Sonten her.“ Der Kleine war sehr vernünftig und nippte nur von meinem Glase. Der Doktor in Nauheim hat ihm jeden Weingenuß nach der Kur streng verboten. Nur, wie auf meine Gesundheit getrunken wurde, da mußte er mit den anderen anstoßen. Ach, wie herrlich war der Abend! Feenhaft schön! Die Sterne funkelten am dunkelblauen Firmament, als wir nach Hause, d. h. ins Hotel, fuhren. Ich saß neben Tante Elisabeth, und sie hielt die ganze Zeit meine Hand fest in der ihren. Sie hat so etwas Mütterliches, viel mehr als Tante Lottchen. Ich schmiegte mich an sie, — wir sprachen nur wenig, — aber unsere Seelen fanden sich im innigsten Berstehen! —

d. 10. August.

Morgen ist mein Hochzeitstag!

Zum letztenmal schreibe ich als Elfi von Randen. Morgen um diese Zeit heiße ich Erna Walden, — und übermorgen bin ich weit fort, — getrennt von

meinem Vater? Warum ich Vater hingeschrieben habe? Mir ist feierlich und wehmütig ums Herz, — aber nicht unglücklich. Walden ist sehr lieb zu mir, und wir leben uns allmählich ganz gut ein. Wir sind uns nähergetreten in den acht Tagen, die er hier ist. Er gefällt den Verwandten. Das freut mich. Stattlich sieht er aus, beinahe vornehm; klug ist er furchtbar und so vielseitig gebildet. Ich komme mir oft schrecklich dumm neben ihm vor! Er lacht, wenn ich das sage, und seine Augen verschlingen mich fast. Das ist mir unheimlich!

Ich will sehr tapfer sein und gar nicht weinen, weder zur Trauung noch beim Abschied. Verheulte Bräute mit roten Nasenspitzen finde ich gräßlich.

Mein Brautkleid ist einfach entzückend! Tante Elisabeth hat mir ein Spizentäschentuch geschenkt; es stammt von meiner Großmutter her: prachtvolle echte Spitzen, ein winzig Stückchen Battach in der Mitte, — eine Träne kann man damit abtrocknen! Ich bin so froh, daß Tante Elisabeth hier ist! Ihre Nähe beruhigt mich. Mein Mutterchen, ach! könnte ich dich nur auf einen Augenblick sehen und deine liebe segnende Hand auf meiner Stirn fühlen! Noch nie habe ich solche Sehnsucht nach dir gehabt. — Warum mußt du uns so früh genommen werden?! Hättest du gelebt, — — dann wäre morgen nicht meine Hochzeit! Gut, daß der Kleine nach Sonten fährt. Tante Elisabeth wird ihn trösten und pflegen, sie versteht es, — und Onkel Heinrich und die anderen sind so lustig, da wird er gar nicht zum Vermissen kommen. Bald bin

ich ja auch wieder da, — als würdige Frau Professor, — zu komisch! Tante Elisabeth habe ich gebeten, mit Walden wegen des Schlafzimmers zu sprechen. Es wurde mir sehr schwer, — — aber ich entschloß mich doch dazu. Sie nahm mich nur still in die Arme — und sagte kein Wort. Die Tränen standen ihr in den Augen. Nach längerem Schweigen sagte sie weich: „Elfi! Denke bei allem, was dir schwer fällt und was dich befremdet im Eheleben, daß Gott es so eingerichtet und gewollt hat. Wir Frauen müssen das festhalten, mein geliebtes Kind, sonst scheint der Grund unter unseren Füßen zu wanken. Nur in diesem Bewußtsein finden wir unser Glück in dem Aufgeben unseres eigenen Ich und der völligen Hingabe an den Mann unserer Wahl, den einstigen Vater unserer Kinder. Daran denke, Elfi! Gott segne dich und helfe dir!“

Für den Nachmittag habe ich mir einige stille Stunden mit dem Kleinen und Lena ausbedungen. Walden darf natürlich nicht dabei sein. Wir fahren in den Tiergarten und suchen ein stilles Plätzchen auf; dort sitzen wir in trauter Gemeinschaft, plaudern oder schweigen, je nachdem, — und sind glücklich, so glücklich, wie Menschen es nur sein können, die sich so lieben und verstehen wie wir. — — Der Kleine sieht heute blaß aus und hat kalte Hände. Ich habe ihn tüchtig ausgescholten. Das fehlte mir auch gerade noch! Er soll froh sein; er muß es sein! Ist man denn nicht zufrieden, wenn einem ein großer Wunsch in Erfüllung geht? Ich kann die Menschen jetzt nicht mehr verstehen!

Liegt das an mir, oder liegt es an ihnen? Elfi von Randen, du wirst noch viel lernen müssen, sehr viel! Dein kleines Lebensschifflein steuert aus dem sicheren Hafen hinaus, — morgen ist es schon auf hoher See. Werden Wind und Wellen ihm günstig sein, und ist er des Weges kundig, er, der das Steuer hält? Wie dem auch sei: Kopf hoch, Elfi von Randen, und Blick klar! Das dumme Herzklopfen muß überwunden werden, das ist zu kindisch. Wovor fürchtest du dich denn eigentlich? Liebes Tagebuch, dir sage ich es, dir allein! Es ist mir genau so zumute wie damals, als ich zum Zahnarzt mußte und der rote Sammetmarterstuhl vor mir stand. Das Hineinsetzen war der schrecklichste Augenblick meines Lebens.

d. 14. August. München.

Drei Tage bin ich nun verheiratet.

Die Welt geht ihren Lauf wie sonst, die Sonne geht auf, — ach, und leider geht sie auch unter, und es wird Nacht. Mich schaudert . . .

Ich saß auf dem Sofa und wimmerte leise vor mich hin, — weinen konnte ich nicht. Ich mußte immer wieder einen Vers hersagen, ich mußte: — „O, wär' es nie geschehen! O, könnt' ich betteln gehen über die braune Heide!“ —, und dann stieg zum erstenmal in meinem Leben ein bitteres Gefühl gegen Erni in meinem Herzen auf, — und das tat weh, ach, so weh! Warum hast du mir das getan, Erni? Meine Gedanken verwirren sich. Alles schien aus den Fugen



gerissen, die ganze Welt verwandelt. Es muß ein Fluch auf meinem Geschlechte liegen, — sonst — — könnte das nicht sein. Ich wollte beten, ich konnte nicht. Ich faltete die Hände, — nein, ich preßte sie zusammen, bis ich einen körperlichen Schmerz empfand, — ich hätte aufschreien mögen in meiner Herzensqual, — und ich lachte, — ja, ich lachte! Das also soll das vielgepriesene Glück der Ehe sein. Wozu erniedrigt sich die Frau zu solcher Lüge? — Der Tag dämmerte. Ich schlich ins Nebenzimmer, barfuß. Er schlief, fest und ruhig, die eine Hand über dem Kopfe, die Hand, auf der ein neuer, breiter, goldener Reif blinkte. Merkwürdig, es bäumte sich etwas in mir auf, als ich das Zimmer betrat, — aber der Unblick seines festen, männlichen Gesichtes beruhigte mich wunderbar. So sieht man nicht aus, so schläft man nicht, wenn man ein Unrecht begangen hat. Ich griff an meine Hand und fühlte nach meinem Ringe. „Gottgewollt“, — hatte Tante Elisabeth gesagt. Ich kroch zum Sofa in unseren kleinen Salon zurück, streckte mich aus — und — schlief ein. Als ich erwachte, flutete goldener Sonnenschein ins Zimmer. Ein Strauß köstlicher Rosen stand auf dem Schreibtisch, und neben dem Sofa kniete er! — Wie soll ich ihn nennen, — mein — — Herr, so heißt es in der Trauformel. Ich schlug die Hände vors Gesicht; das Blut stieg mir in die Wangen. Er nahm meine Hände und küßte sie, viele Male, und — ja, — er küßte den goldenen Reif, andächtig, wie etwas Geheiliges. Dann schlang er die Arme um mich, und ich verdeckte den Kopf an seiner

Schulter. Wir schwiegen, — mein Herz klopfte furchtbar. „Nun bist du mein Weib geworden, süße kleine Elfi, ein Teil von mir; nun gehörst du mir ganz und für immer. Laß mich in deine Augen sehen.“ „Nein, nein, nie!“ Er zuckte zusammen: „Habe Vertrauen zu mir, Elfi; die weitere Lebensführung liegt in der Hand des Mannes; das Weib muß sich fügen und seinen Willen ehren.“ „Muß?“ fragte ich bitter. „Ja, muß; dabei bleibt es. Aber man kann doch gern tun, was man tun muß. Die Pflichten des Weibes sind groß und herrlich; es übt eine Macht aus, deren du dir noch nicht bewußt bist, meine mädchenhafte kleine Frau! Der Mann ist der Herr und soll es bleiben; aber das Weib dient und herrscht zugleich durch Liebe, — und Liebe ist die größte Macht auf Erden.“ „Und im Himmel,“ sagte ich leise. „Ja, glaube das nur; daran will ich nicht rühren. Willst du dich nicht zum Frühstück fertig machen? Ziehe etwas recht Hübsches an.“ Ich zitterte; aber ich war so hungrig. Während der Reise hatte ich fast nichts gegessen; ich genierte mich so. Es schien mir, als ob alle Menschen uns daraufhin musterten und dachten: „Aha, ein junges Ehepaar!“ Und in ihren Blicken lag etwas, was mich beleidigte. So hatte Frau von Witzleben mich angesehen, als sie sagte: „Ihnen wird ja bald genug ein Licht aufgehen.“ Mir saß etwas in der Kehle, ich konnte kaum einen Bissen herunterbringen. Ob sie es wirklich wissen, — alle, alle Menschen? Dieser Gedanke peinigt mich wie eine fortwährende Folter, wie ein zu enger Schuh, an den man immer erinnert wird,

man mag tun oder denken, was man will. Er bemerkte meine Verlegenheit. „Bitte, kann ich nicht hier mein Frühstück haben?“ „Ja, gewiß, wenn du es wünschest.“ „Ich wünsche es sehr.“ Ich lächelte, — ich konnte es wirklich. — „Aber bitte, gehe hinaus, ich muß mich ankleiden.“

Nachmittags. Gottlob, er ist fort, — ich atme auf. Er will sich die Stadt ansehen, das interessante München. Ich sollte mit, in geschmackvoller Toilette; sogar meinen neuen weißen Hut sollte ich auspacken und aufsetzen. Er hat, er wurde ernst, er runzelte die Stirn, — ich beobachtete ihn schein von der Seite, — ich hatte furchtbare Angst, daß er böse werden würde und am Ende befehlen, — er, der Herr! Aber nein, plötzlich ging es wie sonniges Leuchten über sein energisches Gesicht (ach, wenn er nur nicht hart wäre!); er kam zu mir und sagte freundlich: „Diesmal sollst du deinen Willen haben, törichte kleine Frau. Du bist ja noch fast ein Kind und — ein verzogenes! Wenn ich wiederkomme, nicht wahr, dann belohnst du mich?“ Seine Augen schossen Flammen: „Dann begrüßt mich ein zärtliches Willkommen?“ Ich senkte errötend die Augen. Das abscheuliche Rotwerden! Wenn ich mir das doch abgewöhnen könnte! „Du begreifst es vielleicht nicht, Elfi, wie schwer es einem jungen Ehemanne fällt, allein auszugehen und seine Frau zu verlassen, notabene eine so reizende Frau, mit der er sich gerne zeigen möchte! Aber — ich füge mich.“ Einer, — nein mehrere heiße, sengende

Küffe, und — er ging. Ich schloß die Türen hinter ihm zu: das war ein Gefühl der Erleichterung. Die Fenster sind weit auf, die Nachmittagssonne scheint herein, ein leichtes Sommerlüftchen bläht die leichten Cremegardinen, von ferne her dringt Wagengerassel und Großstadtlärm zu mir herauf. Die Rosen duften; ich habe ein hellblaues leichtes Morgenkleid an, mit weißen Spitzen und blauen Schleifen; mein Haar habe ich nur mit einer blauen Schleife zusammengenommen; ich wollte mich heute nicht frisieren, ich hatte Kopfwahl. Er war entzückt davon; bis jetzt gefällt ihm alles an mir, nur eins tadelte er: daß ich unsere Zimmer nicht verlasse, — wir nehmen auch die Mahlzeiten hier ein. Ich kann nicht unter die vielen Menschen, — ich kann es nicht! Er scheint es nicht zu begreifen, — und es ist doch kinderleicht . . . Wie er sich verändert hat in diesen drei Tagen, das ist nicht zu sagen! Er geht mit der Miene eines Siegers umher und hat sich verjüngt, entschieden verjüngt. Ich dagegen . . . liebes Tagebuch, da ist eine Träne auf dich gefallen! Wenn ich eine Tochter habe, — armes Ding, ich bedauere sie jetzt schon! — dann soll sie nicht vor achtzehn Jahren heiraten, — und vielleicht überhaupt nicht. Was ich alles gedacht habe in dieser Zeit, — Bände könnte ich damit füllen. Gedacht — und gefragt — und gegrübelt, — — aber klüger bin ich nicht geworden. Warum der Kleine diese Heirat so wünschen konnte, das werde ich nie begreifen, nie! Wir waren so unmensächlich glücklich in unserem lieben, gemütlichen Hause, nichts fehlte uns.

Wir waren wunschlos, und da muß ein Riß gemacht werden, ein unheilbarer, — und ich bin abgetrennt. Warum? Warum?? Konnte er das für ein Glück halten, was mich mein inneres Gleichgewicht hat verlieren lassen, was mich schwindeln macht, wovor ich erschauernd zurückbebe? Mein goldener Ring, — mußte ich dich so teuer erkaufen? Jetzt verstehe ich, warum Tante Böttchen sagte: „Arme kleine Elfi!“

Später. Ich habe auf dem Diwan gelegen und meine Briefe gelesen. Drei Briefe bekam ich heute aus Berlin: einen von Erni, einen von Tante Elisabeth und einen von Lena, — und ich habe geweint, geheult wie eine Schloßknechtin. Seitdem ist mir leichter ums Herz. Wie lieb er schreibt, mein Einziger, — zart und doch so verständnisvoll. Er fühlt, daß ich gelitten habe und — für ihn! Aber ein Grundton der Befriedigung geht doch durch seine Zeilen. Gottlob, so ist das Opfer nicht umsonst gebracht. Was tut man nicht alles für seine Liebsten. Ich könnte mein Leben für ihn hingeben, das ich doch so liebe; ja, ich könnte es, — ich weiß es. Die Liebe zu ihm ist so groß, so voll Kraft; sie erfüllt mein ganzes Sein; sie wird mich lehren, meine Pflicht tun, auch wenn dunkle Stunden kommen. Leicht werde ich es nicht haben, das merke ich. Er ist herrisch und verlangt einfach; die Zartheit, die Rücksicht, die Erni eigen war, die fehlt ihm! „Verzogenes Kind“, — das war verlegend. Er wollte es nicht, gewiß nicht; aber es traf mich wie ein Schlag. „Muß“, „soll“, — das sind seine kate-

gorischen Ausdrücke. Ich bin nie ungehorsam, bin sehr fügsam gewesen; aber man hat mich aus Liebe gehorchen gelehrt, als könnte es nicht anders sein, und hat mit Liebe Gehorsam verlangt. Verwöhnt bin ich worden, verwöhnt und umgeben von einer Atmosphäre von Liebe und Frieden und Rücksicht, verzogen nicht! Verstehst er den Unterschied nicht? Kennt er überhaupt nicht die feinen Nuancen, die zarten Beziehungen, die ein Zusammenleben allein harmonisch und beglückend gestalten können? Seine Mutter hat er früh verloren, ist von einer unbegabten, schwachen Tante wirklich „verzogen“ worden; sein Vater hat sich nie viel um die Kinder gekümmert, wollte nur unbehelligt bleiben, — so hat er früh selbst für sich verantworten gelernt, was er mit Stolz betont, — aber das Weiche, Zarte, Bergeistigte im Familienleben ist ihm fremd geblieben. Eine hohe Aufgabe ist mir gestellt: die Härten und Ecken dieses Edelsteins abzufeilen und zu glätten. Gebe Gott, ich hätte das rechte Verständnis dafür, — und ich liebe mich nicht wund daran! — Die gute Tante Elisabeth! Jedes ihrer Worte ist eine Liebkosung und fällt wie Balsam auf mein verwundetes Mädchenherz. Ich kann mich noch nicht als Frau denken, es ist zu neu! Wie danke ich ihr, daß sie so zu mir spricht. Was kann ein gutes, verständnisvolles Wort nicht alles wirken! Ja, es kann Wunder tun. Und die Menschen, die kalten Verstandesmenschen wollen die Wunder aus der Welt fort-leugnen. Ich fühle mich wie neugeboren nach Tante Elisabeths Brief, gehoben und stolz. Sie hat des

Rätsels Lösung mit ein paar Worten, aus ihrem echten warmen Frauenherzen kommend, gefunden; sie hat mich mir selbst wiedergegeben; der Fluch wird zum Segen! Ich habe an meinem Bett gekniet und gebetet; ein wunderbarer Friede ist über mich gekommen, und die Tränen, die ich jetzt geweint, sind erlösend, heilend. Ich höre ihn kommen: er soll ein freudiges Willkommen haben. —

St.-Wolfgang, d. 21. August.

Wenn man froh ist, dann schreibt man entweder gar nicht oder nur flüchtig, das hast du auch merken müssen, liebes Tagebuch! Wir wohnen im Gasthof „Zum weißen Roß“. Unsere Zimmer sind zum See hin gelegen, und es ist so himmlisch schön hier, wie ich es gewiß nicht beschreiben kann, — dazu bedürfte es einer gewandteren Feder. Eine Naturbeschreibung ist nämlich sehr schwer! Ich fühle den wunderbaren, märchenhaften Zauber der Bergwelt, — ich fühle ihn so tief, daß ich sprachlos war, als ich ihn zuerst empfand und mein Mann mich erstaunt fragte: „Gefällt es dir nicht, kleine Frau?“ Gefallen! Welch nichtiges, ausdrucksloses Wort für den mächtigen Eindruck, der einen ganz gefangennimmt, geistig — und körperlich, — möchte ich sagen. Ein Kleinod oder ein Gut können mir gefallen, für die große, schöne Gotteswelt paßt dieses Wort nicht, — die fühlt man; davon ist man so ergriffen, daß es einen auf die Knie niederzwingt. Am ersten Morgen nach unserer Ankunft

sprang ich aus dem Bett und lief ans Fenster; behutsam öffnete ich die Jalousien und guckte hinaus. Vor mir lag der See, von Bergen eingefasst, von hohen Bergen, die fast senkrecht bis zum Wasser hinunterreichen. Ein leichter Duft lag darüber, und oben auf den Bergspitzen leuchtete es golden: die Sonne küßte sie! Ein Vogel zwitscherte leise, sonst kein Laut. Ich stand wie gebannt, die Hände gefaltet, — wie lange, — ich weiß es nicht. Meine Seele erhob und weitete sich: das Kleinliche, das Enge schwand. Ein Gefühl durchflutete mich, ein Gefühl der Unendlichkeit, der Ewigkeit, der Gottese Nähe. „Aber Elfi, du wirst dich erkälten, du stehst barfuß am offenen Fenster. Schade, daß ich kein Maler bin! Mit deinem Bilde, wie du jetzt so dastehst, könnte ich mein Glück machen.“ Wie aus einem Traum erwachend, wandte ich mich um: das Alltagsleben rief mich. Nein, er versteht mich nicht! Mein Bestes nicht. Der Kleine hätte kein Wort gesagt, nur seine Hand auf meine Schulter gelegt, und unsere Seelen hätten sich gefunden . . .

St.-Wolfgang, d. 23. August.

Wir haben reizende Ausflüge gemacht. Ich wollte alles ganz genau beschreiben, um die Erinnerung festzuhalten; aber ich komme nicht dazu: ein Tag ist zu kurz, und wir haben noch so viel zu sehen. Ich bin nie müde; ich klettere die Berge hinauf und hinunter; ich gehe, als hätte ich Flügel unter den Fußsohlen,



und ich schlafe so herrlich, fest und traumlos! Am Morgen, gleich beim Erwachen, durchströmt mich ein köstliches Gefühl der Freude; ich kann es gar nicht beschreiben: so wie am Weihnachtstage. Sofort bin ich am Fenster und sehe, was mein Freund, der See, für ein Gesicht macht. Ich schwinge mich aufs Fensterbrett und sitze in stilles Anschauen versunken: ich nehme den Frieden, die Luft, die Größe der Bergwelt in mich auf und fühle das Leben und die Gesundheit in jeder Ader pulsieren. Glückliche Menschen, denen es vergönnt ist, hier zu leben. Wie wird es in Dorpat sein? Nicht einmal einen Garten werde ich haben. Er will dies Paradies verlassen und nach Wien reisen; er will mir Wien zeigen. Ich sträube mich hartnäckig. Was kann eine Stadt mir bieten? Schöne Bauten, Kunstschätze — und viele, viele Menschen. Das alles lockt mich nicht, ich verstehe noch zu wenig davon; außer einigen Ahnenbildern in Sonten und sonst auf den Gütern in Kurland und jetzt auf dem Fluge in Berlin habe ich keine Ölgemälde gesehen, und von Skulpturen ahne ich noch weniger. Wie soll gemalte Natur mir Freude machen, wenn ich aus dem reichen Born der Wirklichkeit schöpfen und trinken kann in vollen Zügen! Nein, nach Wien gehe ich nicht: mag er allein hinreisen, — ich bleibe hier, ich lasse mir keinen Tag abdingen, den ich hier verbringen könnte. Wie sagte doch der Kleine? „Was du von der Minute ausgeschlagen, bringt keine Ewigkeit zurück.“ Wann werde ich noch einmal hierherkommen? Ob überhaupt? Ich ergreife die flüchtige Minute und halte

sie fest. Wie gut mir dieser Aufenthalt getan hat, das begreift er nicht. Der Kleine wüßte es. Ja, der Kleine! Wie es kommt, — ich weiß es nicht, — aber ich fühle mich ihm hier so nahe, — so nahe, als wären wir nicht getrennt. Wo reine Höhenluft weht, da ist er, da fühle ich ihn. Und er ist glücklich. Ich schreibe ihm lange, ausführliche Briefe, d. h. ich schreibe ja nicht, was man so Briesschreiben nennt. Ich spreche mit ihm. Manchmal sage ich auch nichts, mache nur einen Gedankenstrich; aber ich weiß, er versteht mich immer. Die Waldens scheinen mir nicht besonders „merksch“ zu sein, wie man in Kurland sagt. Seine Schwester, die Doktorin Berg, will unsere Wohnung einrichten, d. h. sie erbot sich dazu, und mein Karl August war einverstanden. Ich erhob lebhaften Protest dagegen, und — wirklich! — er gab nach: ich setzte meinen Willen durch. Der Kleine und Tante Lottchen werden es tun, — selbstverständlich! Die kennen meinen Geschmack und haben eigenen, — die liebe Schwägerin dagegen! Man braucht nur ihre Wohnung anzusehen, — der Gipfel der Spießbürgerlichkeit und Geschmacklosigkeit: weiße gehäkelte Schutzdeckchen überall, wo man sie anbringen und nicht anbringen kann, — Papierblumen in rosa Vasen, — das sagt genug! Mein Herr und Gebieter sieht so etwas nicht. Es ist ihm nie aufgefallen; er wurde sogar etwas ärgerlich, als ich eine kleine, ganz unschuldige Bemerkung darüber machte. Elfi, ich fürchte, du wirst einen schweren Stand haben! Liebes Tagebuch, schreibe mich nicht ein. Siehst du, ich habe ja

nur ihn geheiratet, wie er ist, und muß mich mit seinen Fehlern und Eigentümlichkeiten abzufinden wissen, — aber die ganze Familie brauche ich doch nicht tadellos und herrlich zu finden. Das kann ich beim besten Willen nicht. Sie sind mir nicht sympathisch, diese Waldens; ich finde sie langweilig und stöckig, — und o weh! — sie werden mich belehren wollen, — die Frau Doktor gewiß. Kein Stäubchen ist in ihrem Hause zu sehen; sie schneidet alle Kleider für ihre sechs Kinder zu, kocht immer selbst Saft ein und — tadelt die meisten anderen Hausfrauen! Saft zu kochen, das ist doch kein Kunststück, das verstehe ich auch! Und überhaupt: bei uns ist zehnmal bessere Küche als bei Doktors; aber man spricht nur nicht so viel darüber. Er kommt, — schnell zugemacht! Gottlob, diskret ist er bis jetzt: niemals wirft er einen Blick in mein Tagebuch. Ich habe ihn auch angefleht, es nicht zu tun, sonst wäre es ja mit dem Schreiben vorbei!

St.-Wolfgang, d. 24. August.

Er ist ein Langschläfer! Um halb sieben, spätestens um sieben Uhr stehe ich auf: die Morgen sind so köstlich! Dann schleiche ich mich auf Strümpfen ins Nebenzimmer, um ihn nicht zu stören, feiere ein Wiedersehen mit meinem geliebten See und kleide mich dann rasch an. Wir bewohnen hier auch zwei Zimmer; daran habe ich festgehalten, — ich kann nicht anders. Er findet es sehr unnütz, sogar anspruchsvoll, kann es absolut nicht begreifen, warum ich darauf bestehe; aber

er hat nachgegeben. Mich in seiner Gegenwart anzukleiden, das kann ich nicht, und das werde ich nie tun, auch wenn wir hundert Jahre verheiratet sind! Elfi, — hundert Jahre! Der Kleine würde lachen. Wenn ich etwas stark betonen will, schieße ich übers Ziel. Gottlob, seit Tante Elisabeths Brief ist Frieden in meiner Seele: ich habe die Ehe mit ihrer gottgewollten Bestimmung begreifen gelernt. Wir sind nicht hier auf Erden, um im sogenannten Glück uns selbst zu leben; in der Hingabe, in Selbstverleugnung erfüllen wir unseren Frauenberuf und empfangen den Lohn, den unverwelklichen Kranz der Nachfolger Christi. Es ist nicht leicht, sich selbst zu verleugnen, wenn jede Faser unseres Wesens sich dagegen auflehnt, wenn die Scham, der Mädchenstolz geopfert werden müssen; aber es ist groß und heilig, — und es ist ein Sieg. Ich kann jedem Menschen in die Augen sehen; meine Seele ist rein und frei: der Damm ist gewichen. Ich bin viel älter geworden, viel reifer als sonst in Jahren. Von Erich bekam ich ein paar Zeilen. „Wenn du es kannst, Elfi, — — dann sei glücklich! Erich.“ Ich habe mir den Kopf zerbrochen, was er damit gemeint haben kann, — und das Herz tat mir weh! Es ist ein bitterer Ton in den Worten. Warum? Tante Lottchen schickte mir Erichs Zeilen und schrieb endlich selbst an mich. Sie wollte lieb und gut zu mir sein wie sonst, ich merkte ihr aber den Zwang an. Warum das alles? Diese Menschen, die ein Teil meines Lebens sind, warum wenden sie sich jetzt von mir, —

jetzt gerade? Mir scheint, ich brauchte alle Liebe, die ich befehlen, mehr als je.

Die stillen Morgen sind eine Weiße für den ganzen Tag. Auf der Terrasse nehme ich allein mein erstes Frühstück ein: Milch und Hausbrot. Dann bleibe ich dort sitzen, in Schauen verloren, und lasse die Natur zu mir reden. Ich weiß nicht, ob und was ich denke. Ich trinke die Schönheit in durstigen Zügen, und meine Seele wird satt! — Manchmal schlendere ich die paar Schritte zu der alten Kirche hinunter, wo Frühmesse gefeiert wird, knie in einen Betstuhl nieder und bete. Heute war ich auch dort, — ich war so versunken in Andacht! Diese altertümlichen katholischen Kirchen üben einen mächtigen Reiz auf mich aus; der schöne Gesang selbst hier in diesem kleinen Ort, der Weihrauch, die andächtig Knienden! — Rosenduft! Auf dem Betpult lag ein Strauß erlesener Rosen, geschmackvoll geordnet, — ich ließ sie liegen. Beim Hinausgehen aus der Kirche traf ich mit einem jungen Ungarn zusammen, der in unserem Hotel wohnt. Ich hatte ihn auch öfters in der Kirche bemerkt, wo er zuweilen neben mir kniete. Er sah mich forschend, fragend, — und ich weiß nicht, — kurz: er sah mich so an, daß ich rot wurde. Ob er die Rosen für mich hingelegt hatte? Das wäre zu unverschämt. Morgen wird nicht in die Kirche gegangen.

St.-Wolfgang, d. 25. August.

Heute hatten wir ein ernstes Gespräch; wir unternahmen einen Ausflug, zuerst mit dem Dampfer, dann

gingen wir ohne Weg und Ziel in die Berge. Im Walde fand ich Hyklamen: ich war außer mir vor Freude. Zu Hause bei uns die spärlichen Blüten, mühsam in Töpfen gezogen, und hier diese Fülle! Ich kniete auf den Waldboden hin und pflückte, pflückte . . . Ich preßte sie an die Rippen, diese köstlichen, duftenden Bergwaldkinder, und ordnete sie mit leichten Farnen und Efeublätter zu einem wundervollen Strauß. Er sah mir überlegen lächelnd zu, ungefähr wie ein Vater das Spiel seines Töchterchens mit der Puppe beobachtet. Das ärgerte mich, und ein heißes Erröten stieg mir in die Wangen. „Du machst dich über mich lustig, scheint es?“ „Das nicht gerade, aber du bist manchmal noch gar zu kindisch für eine Frau.“ „Hättest dir eine ältere nehmen sollen,“ sagte ich schnippisch. „Elfi!“ Es klang verweisend. „Ja, eine ältere hätte viel besser für dich gepaßt.“ „Da bin ich anderer Ansicht. Ein langes Leben liegt vor uns. Mit jedem Tage wirst du älter und hoffentlich vernünftiger. Und dann, — ich habe es mir immer so schön gedacht, meine Frau zu erziehen.“ „So; verstehst du das? Es soll gar nicht so leicht sein, — das Erziehen! Du als Jurist wirst vielleicht zu oft auf deinem ‚Recht‘ bestehen wollen und mir für die kleinsten Versehen eine harte Strafe dekretieren. Das, — siehst du, — das paßt nicht für mich.“ Die Tränen, die dummen Tränen, kamen mir in die Augen. Er legte den Arm um mich und zog mich an sich: „Kind, Elfi, — hältst du mich denn für einen Tyrannen?“ Ich schluckte an meinen Tränen, ich versuchte zu ant-

worten, — endlich gelang es. Ich raffte meinen ganzen Mut zusammen; jetzt mußte ich sprechen, jetzt — oder nie! „Für einen Tyrannen gerade nicht. — aber du bestehst zu starr auf deinem Willen, — und dann, — verzeih! — aber du nimmst manchmal gar keine Rücksicht auf mich!“ „Wieso denn?“ „Zum Beispiel dies schreckliche Lesen abends im Bett! Dies Rascheln mit Papieren, dieser Lichtschein, der mir in die Augen fällt und mich am Einschlafen hindert. Ich hab dich schon mehreremal darum, es nicht zu tun; du lachtest mich aus und sagtest: ich müsse mich daran gewöhnen! Sei nicht böse, aber ich nenne das rücksichtslos. Mir ist es wahrlich nicht leicht geworden, mich an vieles in der Ehe zu gewöhnen; das mußt du doch gesehen haben! Ich tat es, ohne zu klagen, — weil, nun weil — — es so sein muß — und der liebe Gott es so gewollt hat. Ich würde noch mehr tun, gern manche liebe Gewohnheit aufgeben, um dir Freude zu machen; aber ich denke, auch du solltest etwas für mich aufgeben wollen; das schiene mir gerecht, naturgemäß!“ „Es ist gut, daß wir auf dies Thema gekommen sind; da muß Klarheit geschaffen werden, kleine Frau, gleich von Anfang an. Ich bitte dich, versuche nie, mich ändern zu wollen; das wird dir nicht gelingen und mich nur reizen. Wie ich bin, so bleibe ich, und so mußt du mich verbrauchen. Ich will gar nicht damit gesagt haben, daß ich keine Fehler habe; ich sehe ganz klar über mich und bin mir derselben wohl bewußt; ich verlange aber von meiner Frau, daß sie mich nimmt, wie ich bin, und nicht versucht, mich umzumodeln. Ich

bin nicht weiches Wachs, ich bin eine fertige Persönlichkeit, ein Mann — und kein grüner Junge!“ Ich sah ihn scheu von der Seite an; mein Mut sank, — ich schwieg. „Nun, habe ich dich erschreckt?“ „Ja, mehr als das. Wie kann man nur so ungerecht sein! Du willst nicht nachgeben, dich in gar nichts ändern, keine, auch nicht die kleinste Rücksicht auf deine Frau nehmen; sie dagegen soll, — ja, sie soll weiches Wachs in deinen Händen sein und sich in jede Form hineinplassen lassen, die du ihr zu geben beliebst. Kannst du dir ein harmonisches Zusammenleben dabei denken? Ich nicht; dazu habe ich eine zu ausgeprägte Eigenart. Ich kann alles für einen Menschen tun, aus Liebe und aus Pflicht; das schwerste Opfer kann ich bringen, ja, das kann ich, — lächle nicht so ungläubig! Aber mit einer Statue kann ich nicht leben, — und was ist ein Mensch anders als eine Statue aus Eisen oder Stein, wenn er nichts an seinem Innersten ändern will? Das ist kein Leben, das ist Erstarrung!“ Er sah mich erstaunt an, wie etwas Fremdes, — und fremd erschien ich mir selbst, so bitter quollen die Worte aus meinem Herzen und von meinen Lippen. Er küßte mich und sagte: „So genau mußt du meine Worte nicht nehmen! Du wirst sehen, es wird so schlimm nicht sein. Aber sagen mußte ich es dir, daß ich kein Talent zum Pantoffelhelden habe, daß mein Wille der alleinbestimmende im Hause sein wird; damit mußt du dich besreunden. Jetzt, in den Flitterwochen, kleine Frau, da nehme ich das Leben überhaupt nicht ernst; da lasse ich dich tun, was du willst.“



Ich möchte aber nicht, daß du dich der Täuschung hingibst: es würde immer so bleiben. Wir Waldens haben einen gar festen Sinn. Wir sind immer die Herren im Hause gewesen; unsere Frauen müssen sich beugen und gehorchen lernen. Wie du mit eigenen Augen sehen wirst: sie sind glücklich und zufrieden dabei.“ „Glücklich! Mögen sie es sein, die Frauen der andern Waldens. — Ich, Erna von Randen, ich bin an keine absolute Monarchie gewöhnt. Ich muß wissen, warum ich mich fügen soll!“ „Kleiner Trozkopf, die Empörung steht dir zu reizend! Wer kann dir böse sein?!“ Ich ärgerte mich. „Also das nennst du ein ernstes Gespräch? Ich nicht.“ Er lachte. „Kleine Elfi, ich bin in meinem Leben meistens ernst gewesen. Du weißt, eine Mutter hat bei uns im Hause gesehlt, und meinen Vater habe ich nie lachen hören. Solch süßes, lebhaftes Geplauder kannte ich nicht. Laß es mich genießen voll und ganz! Man hat ja nur einmal im Leben Flitterwochen!“ „Flitterwochen! — — Wie ich dies Wort hasse! Es klingt so häßlich, — es sagt nichts, und alle Welt lächelt so unangenehm, wenn man es ausspricht. Was sind Flitterwochen? Vergänglicher Glanz, — einmal im Leben — —. Ich verstehe das nicht. Das heilige Band, fürs Leben geknüpft, zwei Herzen vereinend, — — es muß fester werden mit jedem Jahr. Gold muß es sein, reines Gold, — nicht Flitter, — sonst — —“ „Sonst, kleine Frau?“ „Sonst ist es keine Ehe.“ Er zog mich in seine Arme, mein Kopf ruhte an seiner Brust; ich fühlte, wie sein Herz schlug: volle, ruhige Schläge

waren es; er hielt mich so fest, als wollte er mich nie lassen. Ich schmiegte mich an ihn; weich strich seine Hand über mein Haar. „Mein kleines, törichtes Mädchen, — du bist Weib geworden. Wie ist es nur so schnell gekommen?“ Ja, wie? Ich lächelte träumerisch. In meinem Herzen regte sich etwas Neues, — nie Bekanntes. Ob das Liebe ist? Sei verschwiegen, mein Tagebuch! Ich weiß es noch nicht.

St.-Wolfgang, d. 28. August.

Heute früh zog es mich in die Kirche. Drei Tage war ich nicht dort gewesen und hoffte, unbehelligt zu bleiben. Ich kniete mich neben eine Bäuerin hin, die verückt auf das Muttergottesbild sah, während ihr die hellen Tränen über die Wangen liefen. Sie ließ die Perlen ihres Rosenkranzes durch die Finger gleiten, und ihre Lippen murmelten unverständliche Worte dabei. Ihre tiefe Andacht ergriff mich, — und plötzlich mußte ich an Erich denken, — ich weiß nicht, warum. Vielleicht war er in Gefahr, — oder krank, — oder traurig? Ja, ich fühlte es, er war traurig. Dazwischen überkommen ihn solche Stimmungen. — In der ausgelassensten Lustigkeit stockt ihm plötzlich das Wort im Munde, und seine dunkelblauen Augen werden schwarz, — ein abgrundtiefes Weh liegt dann darin, und seine Lippen beben. Genau so soll sein Vater gewesen sein, „der tolle Manden!“, wie sie ihn nannten; der liebte, — jeute — und schoß wie kein anderer. Der Kleine wurde immer ernst und traurig, wenn er

von seinem Bruder Erich sprach, — — und doch hatte alle Welt ihn geliebt, — den lustigen, schönen Randen. „Ich freue mich nicht darüber, daß Erich seinem Vater gleicht,“ sagte der Kleine oft leise zu mir. „Solch ein Naturell bringt viel Versuchungen mit sich.“ Ich schwärmte für Onkel Erich! Tante Vottchen wurde nie müde, mir von ihm zu erzählen, und stellte dann jedesmal sein Bild vor sich hin. Wir sahen ihn beide bewundernd an, den bildschönen, in Jugend und Lebensfreude übermütig lachenden tollen Randen mit den feurig blihenden Augen, Erichs Augen, — der so früh sterben mußte, — so plötzlich! Ein Angstgefühl überkam mich —. Wird Erich auch am Ende bald sterben müssen? Ich neigte den Kopf auf meine gefalteten Hände und betete für meinen Jugendfreund, so recht innig und von Herzen, solch ein Gebet schützt! . . . Da schlug eine leise, in leidenschaftlicher Erregung bebende Stimme an mein Ohr, und Rosenduft strömte zu mir herüber. — Er war es, — dicht neben mir kniete er, — so daß sein heißer Atem meine Wange streifte. „Madonna! Zu Ihnen bete ich Tag und Nacht. Sie nur sehe ich wachend und schlafend. — Vergeben Sie mir! Sehen Sie mich nicht so erschreckt an, — ich muß es Ihnen sagen. — Ich kann nicht mehr leben ohne Sie! — Ich bin jung und reich. Ich habe einen herrlichen Besitz in Ungarn, dorthin bringe ich Sie, dorthin, zu meiner Mutter. Alles lege ich Ihnen zu Füßen, — alles, was ich habe, — kommen Sie mit mir, — Sie sollen erfahren, — was Glück ist!“

Eine leise Melodie zog an meinem Ohr vorbei. —  
Was war es nur?

„Du schönes Kind, komm, geh mit mir! Gar schöne Spiele spiel' ich mit Dir. Manch bunte Blumen sind an dem Strand, — Meine Mutter hat manch güldnen Gewand.“ „Erlkönig,“ sagte ich leise. Er schien es nicht zu hören; er sprach und lockte, und seine dunklen Augen glühten in heimlichem Feuer. Ich war wie gebannt. Ich wollte aufstehen und die Kirche verlassen, — ich konnte nicht. Ich hörte nicht mehr, was er sagte, ich verstand es nicht; da griff er nach meiner Hand. Ich deutete auf meinen Trauring, — ich konnte nicht sprechen, ein Grauen schüttelte mich. Er lachte leise, melodisch. „Ein Stückchen Gold bindet heutzutage nicht mehr. Hinein damit in den See: ein neuer Reif blüht bald an dieser schönen Hand, die wert ist, einen König zu beglücken. Ich liebe Sie! Ich habe gekämpft mit mir, ich habe diese heiße Liebe bezwingen wollen, — ich konnte es nicht. Folgen Sie mir, ich will Sie auf die Höhen des Glückes tragen; Ihr Fuß darf den Weg des Alltagslebens nicht gehen. Wir werden Ihnen jeden Wunsch erfüllen, meine Mutter und ich, — kommen Sie!“ Er hielt meine Hand; ich fühlte, wie seine Pulse schlugen, ich sah in sein junges, schönes Gesicht, und ein tiefes Mitgefühl regte sich in meinem Herzen. Leise sagte ich, wie von einer inneren Gewalt getrieben: „Und er führte ihn auf einen hohen Berg und zeigte ihm alle Herrlichkeit der Welt. Dies alles soll dein sein, wenn du niederfällst und mich anbetest.“ — Er erblaßte bis in die

Lippen: er hatte mich verstanden. „Gehen Sie! Leben Sie wohl und — grüßen Sie Ihre Mutter; ich habe keine mehr —.“ „Ja, ich werde gehen. Ich will Ihren Weg nicht mehr kreuzen, — vergessen kann ich Sie nie —.“ Er ging. Die Rosen neben mir dufteten; leichte Weihrauchwölkchen schwebten durch den Altarraum: „Gloria Deo!“ sang der Chor, und ich barg mein glühendes Gesicht in den Händen und betete — für ihn! Noch vor wenig Wochen hätte ich mich verlezt, entriistet abgewendet, — jetzt fühlte ich mit ihm, — jetzt konnte ich verstehen, wie schwer es sein mußte, seinem Lieben zu entsagen; denn er, — ja, er liebte mich! Warum ich wieder an Erich denken mußte? O, mein Gott, wie ist das Leben schwer zu verstehen. —

St.-Wolfgang, d. 29. August.

Ich habe es meinem Manne erzählt. Ich kämpfte lange, ob ich es tun sollte; es schien mir, als beginge ich einen Vertrauensbruch; aber schließlich, — ich möchte nichts vor ihm geheimhalten. Wie er es auffaßte, das verletzte mich tief. Er machte mir Vorwürfe. Eine Frau sei immer selbst schuld daran, wenn ein Mann sich ihr gegenüber etwas herausnehme; ich müsse ihn ermutigt haben, vielleicht (?) ohne es zu wissen, aber ermutigt jedenfalls, sonst wäre es nie so weit gekommen. — Ich hörte ihm in sprachlosem Erstaunen zu. „Antworte doch! Ich muß es wissen! Was hast du gesagt oder getan, damit ein Herr es wagen durste, dir eine legale Liebeserklärung zu machen, dir, einer

verheirateten Frau!“ „Ich habe nichts derartiges gesagt oder getan.“ „Das glaube ich einfach nicht! Das ist unmöglich.“ Er lief im Zimmer auf und ab wie ein Löwe in seinem Käfig. Ich trat auf ihn zu und legte meine Hand fest auf seinen Arm; ich sah ihm voll in die Augen, — da senkte er den Blick; etwas wie Scham kam wohl über ihn. Ich ließ ihn stehen, ging ins Nebenzimmer und schloß mich ein; ich konnte seinen Anblick nicht ertragen. Mein Gott, erbarme dich meiner! Ich hätte mich lieber schlagen lassen, als mich einer Lüge zeihen . . .

St.-Wolfgang, d. 31. August.

Er tut, was er kann, um sein Unrecht gegen mich gutzumachen; aber eine wunde Stelle ist geblieben, die heilt noch lange nicht. Er scheint zu glauben, daß man Frauen wie Hunde behandeln kann: erst ein Schlag, dann eine Liebkosung.

St.-Wolfgang, d. 1. September.

Mein Gott, steht die Erde noch? Kann alles so geblieben sein, wie es war? Es stürmt und wogt in mir, daß mir die Sinne zu schwinden drohen! —

Es war ein köstlicher Morgen heute. Ich war um sechs Uhr aufgestanden; mir war so froh und leicht ums Herz. Er war abgereist, der arme Junge; ich sah ihn noch vom Fenster aus, als er das Schiff bestieg, — er sah so blaß und verstört aus. Ich will jeden Abend für ihn beten; er ist jung und wird mich

hoffentlich bald vergessen. Als ob man leichter vergißt, wenn man jung ist . . . Die Leute sagen so . . . Seine Rosen hatte ich auf den Altar gelegt. Ich empfand ein Gefühl der Befreiung, als er fort war. Heute nun wollte ich mir ein Boot nehmen und mich hinausrudern lassen auf den See. Ein alter Bootsmann, Joseph Nidermayr, ist mein Freund, dem darf ich mich anvertrauen; dazu wurde mir die hochobrigkeitliche Bewilligung gnädigst gewährt. Wir plauschen so gemütlich zusammen, ich kann schon ganz gut im hiesigen Dialekt sprechen. Mein Mann versteht keine Silbe von dem, was das Landvölk redet. Als ich eben das Boot besteigen will, — ein zierliches, kleines Ding, das höchstens vier Menschen faßt, — höre ich hinter mir eine bekannte Stimme: „Elfi, wie sie leibt und lebt! Also doch noch erwischt!“ Ich lehre mich rasch um, und, — ja wirklich, ich fliege in die weitgeöffneten Arme meines lieben, prächtigen Wetters Paul Vorn. „Ja, Paul, wo kommst du denn her? Rein wie vom Himmel gefallen!“ Er lachte, sein gemütliches Lachen. Ach, und die reizende kurische Sprache! „Mit dem ersten Schiff von da drüben.“ „Und deine Frau?“ „Meine Damen sind in Ischl, haben sich mit einer österreichischen Grafenfamilie so dick angefreundet, daß sie nicht von da loszureißen sind; da bummle ich so 'n bißchen auf eigene Hand herum. Evi schrieb an Irene, ihr wäret in St.-Wolfgang, — was habe ich also Besseres zu tun, als mich bei Hahnenkräh aufzumachen und dich aufzusuchen, du neugebackene kleine Frau Professor. Alte Liebe, —

du kennst ja das Sprichwort.“ „Ob ich es kenne! Lieber, guter Paul, es ist zu reizend, dich hier zu haben, ganz heimatlich.“ „In Unbetracht dessen könntest du mir doch einen Kuß geben, Elfi. Was?“ „So viele du willst! Nun aber komm ins Boot; wir fahren weit hinaus in den See. Nicht wahr, es ist schön hier? Und dann mußt du mir erzählen, von allen, allen, — hörst du, Paul?!“ „Wo ist denn dein gestrenger Eheherr? Fürchtet er das Wasser?“ „Er ist ein unverbesserlicher Langschläfer, vertrödelt die schönsten Morgenstunden im Bett, und, — ja, er liebt die Wasserfahrten gerade nicht!“ Wir lachten. Der alte Bootsmann zwinkerte vergnügt mit den Augen: „Also zu dreien?“ „Jawohl, teuerster Jubelgreis; ich werde mir erlauben, höchstdero Tete-a-tete mit der gnädigen Frau zu stören.“ „Sie kommen wohl aus Rußland, mein Herr?“ „Jawohl, von da hinten, wo die Bären murmelnd springen und in unwirtbaren Schlingen sich der hiedre Zobel fängt.“ Ich klatschte in die Hände. Gott sei Dank, endlich wieder einmal ein Mensch, der Unsinn redet, der jung ist und mit dem ich von zu Hause sprechen kann. Und wir sprachen . . . meistens beide auf einmal: ich hatte so viel zu fragen. In Sonten war Paul gewesen, kurz vor seiner Abreise, hatte den Kleinen gesehen, gefunden, daß er famos aussehe, — und die große Neuigkeit: Evi hat sich mit Wille Münster verlobt. Deklariert ist es noch nicht. Onkel Heinrich findet sie zu jung; erst zu Weihnachten soll die Verlobung gefeiert werden. Wie ich mich freute! Die beiden sind wie füreinander



geschaffen. Bei meiner Hochzeit damals in Berlin war es schon sonnenklar, daß sie sich liebten, — damals . . . Wie lange es schon her war . . . Ich machte Paul auf die landschaftlichen Schönheiten aufmerksam; ich hielt es für meine Pflicht; aber dafür hat er nun einmal kein Verständnis. „Wasser ist Wasser, und Berge und Wolken gibt's hier auch, das ist ja ganz hübsch; aber in Ekstase versetzt mich's nicht.“ „Noch immer nicht, Paul? Du bist sonst ein so lieber Mensch; ich kann nicht begreifen, daß du Naturschönheiten nicht zu würdigen verstehst.“ „Unser alter Streitpunkt, Elfi! Wenn ich bei einem ganz simpeln Sonnenuntergang nicht aus Rand und Band war, dann wurde ich beschimpft: ‚Böotier‘, — wie nanntest du mich doch noch —?“ „Ach, Paul, wärme nicht alte Kamillen auf! Du bist doch hoffnungslos, das sehe ich!“ „Na, also immer noch das alte Feuer? Ist recht so, Elfi, ist Rasse drin.“ — Wir fuhren und fuhren . . . ich merkte nicht, wie die Zeit verging. Wir waren so lustig, so ausgelassen, ganz wie früher. Der alte Joseph zog seine Uhr: „Ich muß an Land, es ist bald zwölf.“ Mir fiel das Herz in die Schuhe: was wird mein Mann dazu sagen? Er wird sich am Ende um mich gesorgt haben, — ich wurde ganz still. Paul musterte mich prüfend: „Was, Elfi, ganz blaß geworden? Ist er denn so streng?“ „Ach, Unsinn, Paul, — aber er wird gedacht haben, mir sei ein Unglück passiert.“ „Bis ihr euer eheliches Drama abspielt, werde ich gehen und frühstücken; mir dreht sich der Magen um!“ „Armer Paul! Zwei Menschen

habe ich also auf dem Gewissen!“ „Nur zwei, Elfi? Ich habe ein Vöglein singen hören, daß ein gewisser Hans Werden untröstlich sein soll.“ Unser Boot hielt am Landungsstege; ich sprang heraus. „Hoffentlich macht er es gnädig, Elfi. Auf Wiedersehen!“ Mein Herz klopfte; eine unerklärliche Angst schnürte mir die Kehle zusammen. Schüchtern betrat ich unseren Salon. Er stand am Fenster, drehte mir den Rücken zu und kehrte sich nicht um, als ich hereinkam. „Guten Morgen! Wir haben eine herrliche Bootpartie gemacht. — Verzeih, daß ich so spät komme —.“ „Wir!! Du hast die Stirn, mir das mit der unschuldigsten Miene von der Welt zu sagen! Wir!! Also er ist nicht abgereist! Ich sah euch ja zusammen im Boot!!“ Mit zwei Schritten war er an der Tür und verschloß sie; dann kam er zu mir und ergriff meine beiden Arme, die er wie in einen Schraubstock preßte. „Die Wahrheit!“ keuchte er: „wenn man dir überhaupt noch etwas glauben kann!!“ Ich hätte laut ausschreien mögen vor Schmerz und Empörung; aber ich brachte keinen Ton heraus. — „Spiele nicht Komödie! Steh nicht wie versteinert da mit einem Mater dolorosa-Gesicht! Zum zweiten Male lasse ich mir nichts weismachen! Sprich! Ich befehle es dir!“ Da richtete ich mich auf; ein verächtliches Lächeln spielte um meinen Mund; mit aller Gewalt zwang ich mich zur Ruhe: „Du kennst meinen Vetter nicht, den Grafen Paul von Born auf Schloß Bornhof . . . Er hat durch die Sontenschen von unserem Hiersein gehört und kam hierher, um uns seinen Besuch zu

machen. Er ist mit seiner Frau in Ischl . . . Ich wollte in Begleitung des alten Joseph eine Bootpartie unternehmen, — was du ja erlaubt hattest! — Da schloß sich Paul mir an . . .“ Was dann geschah, weiß ich nicht. — — — Als ich zum Bewußtsein kam, lag ich auf meinem Bett; er saß auf dem Lehnstuhl daneben — und rauchte! Ich schloß die Augen schnell wieder; aber er hatte mich scharf beobachtet, sprang auf und beugte sich über mich: „Nun, Elfi, wie ist dir? Habe ich dich etwas erschreckt, kleine Frau? Aber, — du mußt verstehen, — solche Sachen bringen einen aus allen Fugen . . . Da legt man die Worte nicht auf die Goldwage!“ Ich lehrte mich zur Wand; ich fühlte mich so elend, so namenlos elend!! „Stehe auf und kleide dich an. In einer halben Stunde ist Mittag. Dein Vetter hat eben seine Karte hereingeschickt und gefragt, ob wir ihn empfangen würden.“ Ich stand auf, ich konnte es wirklich; ich machte sogar sorgfältige Toilette; ich kniff mich in die Wangen, bis ich rote Flecke bekam, — Paul sollte nichts merken! Ich aß und trank, ich sprach und lachte, — Paul sollte nicht wissen, was man mir angetan! Niemand durfte es wissen! Bald nach Mittag fuhr Paul fort. Er nahm uns vorher noch das Versprechen ab, in den nächsten Tagen nach Ischl zu kommen. Ich war am Ende meiner Kraft. Mit zitternden Knien schleppte ich mich in den Salon und legte mich auf den Diwan. Mein Mann, der Paul bis hinunter ans Schiff begleitet hatte, kam, ein Liedchen pfeifend, ins Zimmer und setzte sich neben mich. „Mache mir doch etwas Platz, kleine Frau.

Was? Bin ich in Ungnade gefallen? — Ein lustiger, netter Mensch, dein Vetter! Spielt nicht den hochmütigen Aristokraten, wie mancher andere deiner gepriesenen Kurländer. Der gefällt mir! Morgen fahren wir nach Ischl! Nun, was ist dir? Warum antwortest du nicht? — Empfindlichkeiten verbitte ich mir! Damit wirst du nichts bei mir erreichen, das sage ich dir im voraus! Sei also vernünftig und vergiß, daß ich ein bißchen heftig war.“ „Wir verstehen uns nicht —“. Ich sagte es müde, gebrochen. „Laß mich, bitte, allein.“ „Wie du willst. Ich werde auch ohne dich auskommen können.“ Er ging und warf dröhnend die Thür ins Schloß. Ich sprang auf und verschloß beide Thüren. Dann warf ich mich auf die Erde; ich war bis in den Staub gedemüthigt. —

Abends. Vollmond. Ich stehe am Fenster und starre hinaus. Mein Herz klopft, als wollte es zerspringen: Erni, Erni, — ich möchte nach Hause . . .

St.-Wolfgang, d. 4. September.

Gestern lag ich den ganzen Tag. Mein Kopf schmerzte, es hämmerte mir in den Schläfen, und mein Herz klopfte so sonderbar, — in harten Schlägen. Die Nacht hatte ich fast kein Auge geschlossen; ich mußte denken, — denken, — — bis sich mir die Gedanken verwirrten. Weinen konnte ich nicht . . . Wenn ich es gekonnt hätte! Auch beten nicht! Es war Aufruhr in mir, — Empörung!! Warum hast du es zu-

gelassen, mein Gott?? Gegen Morgen schlief ich ein. Als ich erwachte, saß er an meinem Bett und sah mich liebevoll an: „Nun, kleine Frau, ausge schlafen? Heute bin ich dir zuvorgekommen, habe schon einen Spaziergang gemacht, — du hast recht: die Morgen sind köstlich! Von nun an stehe ich früher auf, und wir wandern zusammen. Du antwortest nicht? Warum siehst du mich so starr an? Fühlst du dich unwohl?“ „Ja, sehr!“ „Sehr! Soll ich einen Arzt holen lassen?“ Mit plötzlicher Angst: „Was ist dir denn?“ „Ich habe furchtbare Kopfschmerzen. Ich fühle mich wie zerschlagen. Ich möchte nur Ruhe haben — und Dunkelheit. Bitte, laß die Jalousien herunter. — Keinen Arzt, — was soll der mir helfen?!“ Es klang bitter; ich konnte nicht anders. Er sah mich besorgt an und streichelte meine Hand. „Hoffentlich ist es nichts Ernstes. Aber genießen müßtest du etwas; ich bringe dir Kaffee.“ „Nein, nein, ich möchte nichts. Nur Ruhe — und Alleinsein!“ Ich schloß die Augen; aber ich fühlte seinen Blick. Wenn er doch gehen wollte! Ich konnte seine Nähe nicht ertragen: sie beleidigte mich. Er blieb sitzen und seufzte ein paarmal; dann stand er auf und verließ leise das Zimmer. Wie elend mir war, und zugleich wie hungrig! Schrecklich, daß man so materiell, so irdisch ist! Ich hatte einige Biskuits von der Reise her — und Wein. Ich stand auf und genoß etwas von beidem; da wurde mir besser; vielleicht war es auch sein Benehmen, das mich beruhigt hatte. Ich kroch wieder ins Bett und schlief fest und traumlos. Als ich erwachte, dunkelte es be-

reits. Ich fuhr auf und griff an meine Stirn: Was war nur gewesen? Etwas war geschehen, etwas Schreckliches! Da kam der ganze Jammer über mich und die Erniedrigung; ich vergrub mein Gesicht in die Kissen und schluchzte: mein ganzer Körper bebte; aber keine Träne kam in meine Augen. Auf einmal fühlte ich mich von zwei starken Armen emporgehoben und an ein wildschlagendes Mannesherz gedrückt: „Elfi, meine süße kleine Frau! Kannst du mir verzeihen? Sei wieder gut, laß es versunken sein ins Meer der Vergessenheit, was uns trennte. Ich war rasend vor Eifersucht; ich weiß nicht mehr, was ich gesprochen.“ Er legte mich behutsam aufs Bett zurück wie einen zerbrechlichen Gegenstand und setzte sich auf den Bettrand, — in seiner Brust arbeitete es, und seine Lippen zuckten. Ein Glücksgefühl kam über mich, unvernünftig, unerklärlich. Ich richtete mich auf und schlang die Arme um seinen Hals. „Sprich, mein Liebling, sage mir ein Wort, ich leide so sehr!“ Da kamen die Tränen, unaufhaltsam, — und sie spülten die häßlichen, anlagenden Gedanken aus meiner Seele fort, alle die Qualen der letzten Nacht. Er hielt mich so fest und küßte mein Haar, meine Stirn. „Ich war nicht zurechnungsfähig, Elfi! Du kannst das vielleicht nicht verstehen; ich traute meinen Augen nicht, als ich dich mit einem jungen brünetten Herrn im Boot sitzen sah, — wie es mir schien, dicht an ihn geschmiegt! — Ich war dem Wahnsinn nahe; was sollte ich anderes denken als — — —.“ „Still, still!“ Ich legte die Hand auf seinen Mund. „Nun ist

alles wieder gut, — wie früher, Elfi? —“ Ich nickte. Da brach ein Ton aus seiner Brust, so jubelnd, so voll Glück und Leidenschaft. „Meine Elfi!“ Der Vollmond war aufgegangen, und seine Strahlen erhellten das Zimmer mit magischem Licht. Mir war still und andächtig zumute: „Nun muß ich dir aber beichten. Ich muß dir sagen, was ich gedacht, was ich gelitten. Ich wollte mich von dir trennen; ich wollte zu Erni zurückgehen, bei ihm bleiben, — ganz!“ „Elfi!“ Er fuhr auf: „Daran konntest du im Ernst denken?“ „Ja, ganz im Ernst. Ich kann es nicht ertragen, daß du mich für unwahr hältst, daß du mir nicht vertraust, — daran sterbe ich! Und ich will leben. Ich bin deine Frau. Du mußt mich nicht nur lieben, du mußt mich achten und mir vertrauen, so fest vertrauen, daß nie ein Zweifel an mir in deiner Seele aufsteigen darf, — nie! Hörst du?! Sonst — — kann ich nicht bei dir bleiben!“ „Ich will es versuchen, Elfi! Aber stelle mich nicht auf eine zu harte Probe. Ich bin eifersüchtig, bin heftig, und — ich liebe dich mit meiner ganzen, ungetheilten Mannesliebe. Ein Losreißen von dir, — — ich kann nicht einmal daran denken.“ „So liebst du mich, — und dann — — dann konntest du? Ihr Männer müßt wohl anders geartet sein als wir Frauen. Hätte ich das leiseste Mißtrauen gegen dich, — nicht eine Stunde hielte ich es bei dir aus; nicht eine Stunde dürftest du mich als deine Frau ansehen; ja, du dürftest meine Hand nicht berühren!“ „Denkst du so hoch von der Ehe, mein kleines Mädchen? Ich sehe,

ich habe dich unterschätzt.“ „Kann man denn anders darüber denken?“ — Ich sagte es träumerisch; eine große Weichheit war über mich gekommen. Ob es die Liebe war, die in dieser Vollmondnacht in mein Herz zog, die große, einzige, — die echte Liebe? Ich weiß es nicht; ich weiß nur, daß ich die Hände faltete und Gott dafür dankte, daß er neben mir ruhte, ganz nahe, — mein Gatte. —

Dorpat, d. 17. September.

Zu Hause! Welch ein Wohlklang liegt in diesem Worte. Wieviel Melodie, wieviel heimliches, unausgesprochenes Glück fassen diese zwei kurzen Worte in sich. Von allen bejammernswerten Menschen auf der Welt habe ich von jeher die am meisten bedauert, die kein Heim haben, die unter Fremden leben müssen. Die schöne Reise liegt wie ein Traum hinter mir. Viel schöner als diese Hochzeitsreise ist aber doch das Nachhausekommen ins eigene Heim! Und dann das Wiedersehen mit meinem Einzigem. Doch ich will der Reihe nach erzählen. Wir kamen ganz still in der Nacht hier an: er hatte seiner früheren alten Aufwärterin telegraphisch unsere Ankunft gemeldet. Der Kleine sollte überrascht werden; das hatte ich mir so köstlich ausgedacht. Unsere neuen Dienstmädchen schliefen, nur die Altchen empfing uns; alle Räume waren festlich erleuchtet; auf meinem Schreibtisch stand ein Strauß köstlicher Rosen, — eine zarte Aufmerksamkeit von meinem Mann. — Daß er daran gedacht hatte! Er macht sich. — Wir stärkten uns mit Tee



und prachtvollen, eigengebädetem Kimmelfuchten; dann empfahl sich das gute Altchen, und wir waren allein. Seine Stimme bebte in tiefer Erregung, als er, die Arme um mich legend, sagte: „Daheim, Elfi! Mit dir ist das Glück eingezogen in diese Räume. — Nun komm, ich zeige dir dein Reich.“ Ich fand es entzückend, — einfach reizend, viel, viel hübscher und eleganter, als ich es mir je hatte träumen lassen, und so geräumig. Ich hasse das Einschachteln in kleine Zimmer, — hier hatte man Luft und Licht. — Die künstlerisch ordnende Hand des Kleinen war überall zu erkennen, und wie warme, weiche Sommerluft umgab mich die Atmosphäre des Elternhauses. Da waren sie, all die lieben Sachen aus meinem Mädchenstübchen, — lieblosend fuhr ich mit der Hand über jedes Möbelstück und begrüßte jedes wie einen alten Freund. Ach! und morgen, — ja morgen sah ich ihn wieder. — Es war schwerer, als ich gedacht: in Dorpat zu sein und nicht gleich in seine Arme fliegen zu können. — — Arm in Arm gingen wir durch alle Zimmer, und er sah stolz und befriedigt aus. Ich zupfte ihn am Ärmel: „Sei nicht böse; aber um eins bitte ich dich: Du wirst mir doch immer erlauben, zu Erni zu gehen, wie du es mir versprochen hast? Du wirst nie ungehalten darüber sein, — es ist mein gutes Recht; nicht wahr?“ „Was ich versprach, werde ich halten. Aber habe ich jetzt nicht ein näheres Recht auf dich? Würst du nicht lieber bei mir bleiben wollen, kleine Frau?“ Ich warf die Lippen auf: „Je nun, — das fragt sich doch noch sehr!“ Da hat er mich geküßt . . .

ich sage dir, geküßt, liebes Tagebuch — —. Doch nein, ich will es dir lieber nicht sagen. — — Ein köstlich dicker Brief von Lena lag auf meinem Schreibtisch. Es dauerte einige Zeit, bis mir erlaubt wurde, ihn noch diese Nacht zu lesen. Ich streckte mich auf dem Divan in meinem Boudoir aus (wie vornehm das klingt!); eine rosa Ampel verbreitete ihr gedämpftes, zauberhaftes Licht. Er saß zu meinen Füßen und sah mich an, — die Rosen dufteten, — ich las, — ich lachte, — ich war kindisch glücklich! — Ach, du liebes Menschenkind! Also darum hast du mich so lange nach Kunde von dir schmachten lassen, um mir einen so lieben, echt Venaschen Brief zu schreiben, — um mich zu begrüßen im eigenen Heim, so, wie nur du es kannst! Das Leben ist wunderschön . . . trotzdem man verheiratet ist!“ Am nächsten Morgen hatte ich mich doch verschlafen! Ich war ganz böse, daß er mich nicht geweckt hatte. Ich muß er sagen, was mir eigentlich nicht gefällt! Warum hat er auch keinen möglichen Taufnamen? „Karl“ wäre so kurz und hübsch, — aber er besteht auf „August“, und August nenne ich ihn auf keinen Fall; das erschiene mir wie eine Herabsetzung seiner. Er will das nicht verstehen, — er will nicht, denn sonst müßte er es, — das ist sonnenklar. Eigensinnig ist er leider, ein hartes Koppling; es wird, fürchte ich, nicht immer glatt gehen, — auch wenn ich nachgebe; immer kann ich es doch nicht, — darf ich es nicht; das wäre charakterlos! — Ich kleidete mich rasch an, — sehr geschmackvoll. Über die neuen modernen Sachen freue ich mich doch! Er

saß am Kaffeetisch, las die Zeitung und rauchte eine lange Pfeife. Ich lief auf den Fußspitzen hinter seinen Stuhl und hielt ihm die Augen zu. Trotz der Pfeife wurde ich umarmt. — „Laß dich ansehen, kleine Frau, — du bist entzückend! Wie fein du dich gemacht hast!“ Ich jubelte auf: „Gefalle ich dir, mein Bär? Ich überlasse dich deiner geliebten Zeitung“ — ich lachte — „wo hast du denn die schon gleich ergattert? — und deiner Pfeife, mit der du so gemütlich familienväterlich aussiehst. Ich setze mir den neuen Hut aus Wien auf; darin sehe ich so verheiratet aus, — und stürze zu Erni. Werden die biedereren Dorpatenser Augen machen, wenn sie mich in Wichs sehen!“ „Aber Kind, du wirst doch erst Kaffee trinken und dich mit deinen neuen Rosen und deinem Haushalt bekanntmachen? — Sonst bleiben wir ohne Mittag.“ „Lieber, einzigstes Bärchen, laß mich fort; ich kann es vor Ungeduld nicht mehr aushalten! Einmal kannst du aus Liebe zu mir doch auch hungern. Morgen sollst du dafür ein lukullisches Mahl bekommen.“ Er lachte. „Geh nur, du törichtes kleines Mädchen; wer kann dir etwas abschlagen, wenn du so bittest. Aber punkt zwei Uhr, bitte ich, zu Hause zu sein; hörst du! Es fällt mir nicht ein, allein zu hungern. — Übrigens sei ohne Sorge: Frau Kalning ist schon da, und ihr werde ich unser leibliches Wohl ans Herz legen.“ „Ach, du Jewel von einem Mann! Adieu, — adieu!“ Und fort war ich. — Wie ich bis an unser Haus kam, ob ich lief, ob ich flog, — ich weiß es nicht. Da lag es vor mir, das liebe alte Haus! Ich lief durch die

Pforte und die Hintertür; da fiel es mir plötzlich ein: Erni wird noch nicht da sein. Ich blieb wie angewurzelt stehen. Alle Freude war wie fortgewischt. Ich dummes, gedankenloses Ding! Aber er war da, und bald lag ich in seinen Armen, an seiner Brust, — wir hielten uns, als fürchteten wir, man könnte uns voneinanderreißen. — Was ich sprach, — was er sagte, — ob wir sprachen, — ich weiß es nicht; ich weiß nur, daß ich lachte und weinte und so wahnfinnig glücklich war. Ihn so nahe zu haben, ganz nahe, — ach, mein Gott, wie gut du bist! Und seine liebe Hand strich wieder über mein Haar . . . Der schöne neue Hut lag auf der Erde; seine Stimme zitterte: „Liebling!“ Ein warmer Tropfen fiel auf meine Stirn. Ich hatte Erni noch nie weinen sehen. Es gibt so viel Glück auf Erden; ich hatte aus diesem reichen Born schöpfen dürfen mein Leben lang; das, was ich jetzt empfand, das war etwas Neues, Niedagewesenes, — unaussprechlich schön, weihewoll, ja überirdisch! Gibt es ein größeres Wunder als die Liebe? — „Mein Kind, meine Elfi . . . Nun ein junges Weib, mit der Krone deines Frauenberufes auf dem Goldhaar . . .“ Ich barg mein Gesicht an seiner Brust: „Ich will sie hochhalten, diese Krone, Erni, — denn sie ist teuer erkaufte.“ —

Dorpat, d. 20. September.

Es ist doch sehr amüſant, ein eigenes Haus zu haben. Wenn ich nur die gène den Dienstmädchen

gegenüber überwinden könnte. Wenn ich am Morgen in die Küche komme, eine weiße Lackschürze vorgebunden, das Schlüsselförbchen in der Hand, und meine Anordnungen treffe, dann scheint es mir manchmal, als ob die Köchin sich das Lachen verbeißt. Es ist zu dumm und gibt mir ein so unsicheres Gefühl. Wie darf sie sich so etwas erlauben! Ich überlege mir alles erst viele Male, ehe ich etwas sage, und bin sicher, nur ganz vernünftige Dinge zu verlangen; aber ich bin blöde, ja wirklich blöde diesen einfachen Bauernmädchen gegenüber, — und kann es nicht überwinden. Mit meinesgleichen trete ich viel sicherer auf. Ich kann mir diesen Umstand nicht erklären, und Tante Dottchen weiß auch keinen Rat. Zu Hause kannte ich diesen qualvollen Zustand nicht, — ob er sich mit der Zeit gibt? — Torten bekommen wir von allen Seiten, so daß ich kein Stück Torte mehr essen kann; unsere Mädchen werden wohl auch bald so weit sein. Heute machten sie schon ein langes Gesicht, als ich ihnen statt Braten Torte zu Mittag gab. Drei Gerichte kriegen sie nicht, — das wäre Verschwendung. Es wird geklingelt: Ob schon wieder eine Torte geschickt wird? Nein, zum Glück Blumen. Wie herrlich! Mir fehlen noch einige für den Saal. Adieu, liebes Tagebuch.

Später. Darin ist er sehr nett und gefällig, daß er mir beim Einrichten hilft, Nägel in die Wand schlägt und manchmal — ich bin erstaunt! — ganz guten Geschmack beweist. Manchmal freilich — unter uns

gesagt — etwas spießbürgerlich. Pst! Dafür kann er nichts; in der Familie ist der Geschmack nicht zu Hause. Die Bergschen Kinder haben mir fromme Sprüche, mit Blumengirlanden herum, in schwarzen Rahmen geschenkt, — sehr rührend, aber sehr geschmacklos, und meine Schwägerin wollte durchaus, ich sollte sie der Reihe nach im Saal über dem Sofa aufhängen. Ich konnte schwer ernst bleiben, so dumme Bemerkungen fielen mir ein, — aber ich blieb ernst. Als ich es ihm erzählte und ein bißchen Unk dabei machte, da lachte er, — das ist ein entschiedener Fortschritt. Den Kleinen sehe ich täglich zweimal; ach, und du weißt, mein Tagebuch, was das bedeutet. Er ist ebenso und doch anders zu mir, — achtungsvoller, möchte ich sagen. Wir haben uns so viel zu erzählen; aber oft sitzen wir ganz still, ich lege den Kopf an seine Schulter, und eins fühlt die Gedanken des anderen. Ob ich mich mit meinem Manne je so stehen werde?!

Dorpat, d. 26. September.

Heute ist er zum ersten Male heftig gegen mich gewesen: und so ungerechterweise. Ach, hätte ich ihn doch laufen lassen, — wozu mußte ich ihn heiraten?! So etwas muß ich mir jetzt schon gefallen lassen, es dankend einstecken und womöglich noch ein freundliches Gesicht dazu machen, — das ist seine Auffassung von der Sache. Wir wollten einen Spaziergang machen; ich war längst fertig, stand in Hut und Handschuhen im Vorhause, da erschien die Köchin und verlangte

Seife. Ich lief rasch in die Handkammer und gab ihr welche, sie dabei ermahmend, nie um diese Zeit mit ihren wirtschaftlichen Anliegen zu kommen, da wir dann unseren täglichen Spaziergang machten und der Herr Professor nicht zu warten liebe. Da erscholl seine Stimme schon wie eine Posaune, als ob ich stochtaub wäre! „Was wird nun eigentlich sein? Kommst du oder kommst du nicht? Richte dich gefälligst nächstens anders ein; ich werde hier nicht wie ein dummer Junge stehen und warten, bis es dir beliebt, mit deinen Wirtschaftsangelegenheiten fertig zu sein. Das laß dir ein für allemal gesagt sein!“ Die Köchin, diese unsympathische Person, grinste mich frech an, — ich wäre am liebsten in die Erde gesunken. Stillschweigend nahm ich meinen Sonnenschirm und folgte ihm, der vorausgestürmt war. An der Haustür erwartete er mich und zog meinen Arm durch den seinen. „Wo hin sollen wir gehen?“ Ich antwortete nicht gleich, — ich konnte nicht, es steckte mir etwas in der Kehle. „Wirßt du nicht geruhen zu antworten?“ „Ich — konnte nicht —.“ „So? Empfindlich? Das wäre die rechte Höhe! Erst läßt du mich eine halbe Stunde warten, und dann verlangst du, daß ich mich noch darüber freuen soll. Das Warten vertrage ich nun einmal nicht! Darauf mußt du Rücksicht nehmen!“ Da wallte es heiß in mir auf: „So, ich muß Rücksicht nehmen, immer und überall, — und du? Du ließeßt mich eine Viertelstunde — nach der Uhr gesehen! — im Vorhause warten, bis die eklige Köchin kam und kategorisch Seife verlangte. Ich war fünf

Minuten fort, die dir wie eine halbe Stunde vor-  
kamen. Mir scheint, das Unrecht liegt auf deiner  
Seite! Wo steht denn das geschrieben, daß die Frau  
immer wie ein Lämmchen geduldig zu warten hat,  
stehend im Vorhause, bis es dem Herrn und Gebieter  
gefällt, gnädigst zu erscheinen? Erni hat mich nie  
warten lassen — und ich ihn nicht. Freilich, — bei  
uns war alles pünktlich auf die Minute, — und hier  
ist das leider nicht der Fall!“ „Sieh, sieh, Feuer im  
Dach!“ „Lache mich nicht aus! Ich meine es ganz  
ernst: ich bitte dich, mir nie in Gegenwart der Dienst-  
boten oder dritter Personen so heftig zu begegnen,  
das — das vertrage ich nicht!“ „So! Nun, — und  
ich bitte dich, nie Vergleiche anzustellen zwischen deinem  
Vater und mir; das vertrage ich nicht!“ Schweigend  
gingen wir weiter. Es war eine Tortur für mich,  
scheinbar friedlich Arm in Arm mit ihm zu gehen,  
während ich am liebsten fortgelaufen wäre, weit fort  
von ihm, der nicht einmal die Anfangsgründe der  
Höflichkeitsformen zu kennen scheint, die man einer  
Dame gegenüber zu beobachten hat, auch wenn diese  
Dame zufällig die eigene Frau ist. Von Ritterlichkeit  
hat er keine Spur! Ach, — und ich bin durch den  
Kleinen so daran gewöhnt. Er könnte sich wohl nur  
freuen, Erni zu gleichen, — möchte er ihn sich nur  
zum Vorbilde nehmen, in allem! Und er verbietet  
mir, Vergleiche zu ziehen, verbietet es mir wie  
einem kleinen Kinde, — und in diesem Ton! Es  
fehlte nur noch, daß er mich in den Winkel stellte.  
Der will gerecht sein! Er ahnt ja nicht, was das



ist. Wozu lernt er denn seine alten Schmöler in- und auswendig, dieser kluge Professor der Rechte, wenn er von Gerechtigkeit keine blasse Ahnung hat und sein Wissen nicht aufs Leben anwendet. Nähme er nur einmal die Bibel zur Hand: die würde ihn über manches belehren! Doch davon hält er nichts, — ihm ist das Wort vom Kreuz eine Torheit. Nur eins scheint er aus der Bibel gelernt zu haben: „Und er soll dein Herr sein.“ Absolute Monarchie! Arme Elfi . . . Heute gehe ich nicht mehr zum Kleinen: er darf meine verweinten Augen nicht sehen . . . Ob er mich gar nicht um Verzeihung bitten wird? Es sähe ihm ähnlich!

Dorpat, d. 12. Oktober.

Wir haben unsere Besuche gemacht, Gegenbesuche empfangen, und nun regnet es Einladungen. Ich finde es amüſant, neue Menschen kennenzulernen, — denn wir haben längst nicht mit allen denen verkehrt, die zum Waldenschen Familien- und Bekanntenkreise gehören. Der Kleine liebt es, nur mit wenigen, aber mit Elitemenschen umzugehen, von denen man empfängt und denen man gibt. Nur zusammenzukommen, um zu essen, zu trinken und Totalgewäsch zu tratschen oder gar seinem Nächsten am Beuge zu fliden, das kann Erni nicht; dazu ist er zu vornehm und — zu gut! Ihm tut ein herzloses Urteil weh, — er hat ein milbes, entschuldigendes Wort für jeden, — er lebt sein Christentum. „Richtet nicht!“ Neulich

machte ich einen großen Damenkaffee bei einer Cousine von Walden mit, — mir zu Ehren gegeben. Alle rauschten in Seide einher und hatten ihren besten Schmuck angelegt. Für diese Gelegenheit durchaus nicht passend! Ich hatte ein hellblaues, leichtwollenes Kleid an und eine späte Rose aus unserem, d. h. Ern's Garten an der Brust. „Frau Professor wollen wohl die ganz junge Frau markieren!“ zischte eine alte Schachtel: „Ja, ja, die moderne Jugend macht es in allem anders als wir! Ob besser —?“ Ein viel-sagendes Achselzucken. „Gefällt Ihnen mein Kleid nicht, Fräulein Schlüter? Das tut mir leid. Mein Mann liebt es, daß ich einfach gekleidet gehe.“ Ich machte ein unschuldiges Gesicht; um meine Mundwinkel mag es aber wohl verräterisch gezußt haben: Tante Dottchen sah mich verständnisvoll an, und die Hausfrau fiel mit der Miene eines Richters über Leben und Tod ein: „Mein Vetter hat einen ausgezeichneten Geschmack!“ Sie sah sich kampfbereit um: „Wagte jemand zu widersprechen?“ „Merkwürdig! Wo ein Junggeselle diesen ‚ausgezeichneten Geschmack‘ für Damentoilette ausgebildet haben kann!“ sagte Fräulein Schlüter spitz. Mehrere Damen lachten und sahen mich an. Frau Notar Ulmer, die Cousine, ließ sich nicht außer Fassung bringen: „Da ist nichts Merkwürdiges dabei, wenn man eine Schwester und drei verheiratete Cousinen in der Stadt hat!“ Nun war Fräulein Schlüter aufs Haupt geschlagen und entschädigte sich für ihre Niederlage durch energische Berwüstung der Kuchenteller. Die Unterhaltung wurde

sehr laut geführt; es war ein solches Summen und Brausen, es klang so aufgereggt, als wenn ein aufgeschreckter Bienenschwarm durcheinanderfliegt. Ich amüsierte mich prachtvoll. Diesen Genuß verschaffte mir meine Frauenwürde! Man sprach über Kinder, Schulen, dann über Dienstboten. „Wie sind Sie denn mit Ihrer Köchin zufrieden, Frau Walden? Sie soll meisterhaft kochen, aber —“, die junge Frau Kaufmann Braun sicherte, „sie liebt es, sich intim mit dem Hausherrn zu stellen!“ „Ja, ich finde auch, daß sie sich zu viel Freiheiten herausnimmt.“ Man sah mich groß an, dann brachen sie in schallendes Gelächter aus. „Bei Ihnen hat es jetzt noch keine Gefahr: Sie sind ja sozusagen noch in den Flitterwochen; aber später, da kann man freilich für nichts stehen . . . Ja, die Männer, die Männer . . .“ „Was meinen Sie, meine Damen?“ Ich wurde rot. „Nun, Sie kleine Unschuld, wir wollen Sie nicht aus allen Himmeln reißen. Früh genug werden Sie es auch erfahren!“ „Für meinen Bettec stehe ich! Der hat sehr strenge Ansichten über Moral! Wer übrigens bei Doktor Lepse gedient hat, — nun ja, da weiß jedes Kind in Dorpat, wie die Glocken läuten! Die Frau ist ein Schaf. So etwas sollte sich mein Mann erlauben! Übrigens, Erna, warum hat man diese Köchin für euch engagiert?“ Tante Lottchen antwortete; — was? — ich weiß es nicht: ein Schwindel ergriff mich, ich lehnte mich in meinen Stuhl zurück und schloß momentan die Augen. Ich empfand einen körperlichen Widerwillen gegen diese Frauen. Es war unmöglich, undenkbar! Sollten

sie — nein! — und doch!! Ich schämte mich für mein Geschlecht. Eine weiche, warme Hand ergriff meine eiskalte: „Liebe Frau Walden, erzählen Sie mir doch von St.=Wolfgang. Wir waren auch dort auf unserer Hochzeitsreise vor drei Jahren. Es war himmlisch! Wohnen Sie auch im ‚Weißen Roß?‘“ Es war Frau Konsulent von Holten, eine sympathische junge Frau, die mir mit echt weiblichem Takt über die eben empfangenen unangenehmen Eindrücke hinweghelfen wollte. Bald plauderten wir gemüthlich, frischten Reiseerinnerungen auf, sprachen über Bücher, über Blumen; zuletzt erzählte sie mir von ihren Kindern: sie hat zwei. „Sie müssen recht bald zu mir kommen und meine Schätze sehen, — wollen Sie? Ganz gemüthlich, mit Ihrem Herrn Gemahl. Zu vieren läßt es sich am besten plaudern, — nicht wahr?“ Ich nickte erfreut; unwillkürlich streifte mein Blick die Korona der Damen: wie wenige darunter hatten etwas Sympathisches. Ich faßte ihre Hand mit leisem Druck: „Auf Ihre Kinder freue ich mich besonders; ich habe die Kleinen so lieb.“ Ich dachte an Kurtchen. Wie mag es ihm gehen? Frau von Wigleben hatte mir längere Zeit nicht geschrieben. Ich verfiel in Sinnen und Träumen, wie es mich manchmal in einer größeren Gesellschaft überkommt. Ich weiß nicht, ob andere das auch kennen. Es ist ein ganz besonderes Gefühl, als wäre ich allein und stiege auf einen Berg, höher und immer höher hinauf, in immer reinere, mildere Luft. Unten, zu meinen Füßen, braust das Leben, gehen und fahren die Menschen, sprechen, lachen und zanken;

undeutlich und verworren bringt der Lärm des Tages zu mir herauf. Die Staubwolken wirbeln empor, aber hinauf kommt er nicht, der Staub der Straße: oben bleibt die Luft klar und durchsichtig. In mir und um mich heilige Stille; nur ein süßer, weicher Vogellaut von irgendwoher. — Die schrille Stimme der Frau Apotheker Stein rief mich in die raue Wirklichkeit, in den Honoratiorenkaffee bei Cousine Vida zurück. Auf ihrem majestätischen Scheitel tronte eine weiße Spitzenhaube mit roter Feder, und die allzu volle Gestalt umschloß prall ein knallrotes seidenes Kleid. Um den Hals trug sie eine dicke goldene Uhrkette. „Wissen Sie, Frau von Holten, Sie könnten bald zu reich an Schätzen werden. Drei Jahre verheiratet und schon zwei Kinder! Wenn das so fortgeht, dann bedauere ich Sie. Ich habe gottlob nur zwei, — und dabei soll es bleiben! Aber ich weiß noch ganz genau, wieviel Mühe einem das Gefrabbel macht. Meine Elsa, — wollen Sie es glauben! — wünscht sich ein Schwesterchen! Und fragen Sie, warum? Weil eine Taufe so amüſant ist. Sie hat neulich eine bei Brauns mitgemacht. Ein kluges Kind, meine Elsa. Was die für Einfälle hat und wie sie Klavier spielt!“ Die blasser Frau Sekretär Kupffer seufzte: „Ja, Sie haben es gut, Frau Stein. Ihre Kinder sind schon groß, Sie können Ihr Leben genießen. Aber wenn man, wie ich, sechs hat —.“ „Und das siebente ist wohl auf dem Wege?“ Frau Stein lachte, — ich hätte sie prügeln mögen! Frau Kupffer errötete heftig: „Ja, leider, und ich bin oft so müde, daß ich nicht weiß,

wie ich alles leisten soll. Dabei habe ich ein unzuverlässiges Kindermädchen. Wenn ich ausgehe, — was selten genug vorkommt, — bin ich in steter Angst, daß etwas zu Hause passieren könnte! Heute blieb mein Mann bei den Kindern, — er ist so gut und hilft mir, so viel er kann!“ Ihr blaßes Gesicht wurde hübsch durch den weichen, glücklichen Ausdruck. „Basta, basta, sage ich, Frau Kupffer! Ich werde ein Wörtchen mit Ihrem Manne reden!“ Frau Professor Meyer sprach’s: „Was zu viel ist, ist zu viel! Das sagt mein Mann auch, — und der muß es doch wissen.“ (Professor Meyer ist Frauenarzt.) Und zu mir gewendet: „Jetzt müssen Sie dran, junges Fräulein! Wir haben unser Pensum glücklich absolviert, ha, ha! Wir können auf unseren Vorbeeren ausruhen!“ „Ich habe gehört, die Frauen in Frankreich haben probate Mittelchen gegen zu großen Kinderseggen. Die Kunde sollte auch zu uns dringen!“ sagte Frau Braun. „Ich halte es für unchristlich, davon Gebrauch zu machen!“ Würdevoll erhob sich Frau Pastor Niemann: „Und wenn der Herr mir zwölf Kinder beschenken sollte, ich würde nicht murren und dürfte nicht klagen!“ „Aber liebe Pastorin, wie wollen Sie zwölf Kinder erziehen? Bei den jetzigen großen Ansprüchen! Das muß doch auch bedacht werden! Man kann nicht ungezählte Kinder in die Welt setzen, die sich nachher durchhungern und durchbetteln müssen bei Verwandten oder sonst. Ich halte das für unmoralisch.“ Frau Konsulent Sörensen hatte gesprochen. Ein niederschmetternder Blick traf sie aus den pastörlchen, sonst

gutmütigen Augen. „Sie, meine Liebe, sind mir zu modern! Sie lesen Nietzsche, Sie studieren Nationalökonomie, mit Ihnen kann ich nicht streiten! Hätten Sie aber selbst Kinder, Sie würden anders urteilen. Kinder sind und bleiben ein Gottesseggen. Gibt der liebe Herrgott uns die Kinder, so wird er auch für sie sorgen. Gerade aus den unbemittelten Familien gehen die tüchtigsten Leute hervor; das lehrt die Erfahrung oft genug. Mein Mann hat Hauslehrer sein müssen, um sich die Mittel zum Studium zu verschaffen; mein Sohn wird höchstwahrscheinlich auch in diese Lage kommen, — was schadet es? Entbehrungen stählen die jungen Leute!“ „Und glauben Sie, daß Ihr Mann seine Jugend, seine Studienzeit genossen hat, und daß Ihr Sohn sich seines Lebens freuen kann, wenn er im schäbigen Rock herumlaufen, jeden Kopfen umdrehen und schließlich doch Schulden machen muß, — jeder Theologe hier in Dorpat tut es, — — dann mit Schulden einen eigenen Haushalt gründen, selbst Kinder haben und mit der Misere kämpfen sein Leben lang, — ist das ein menschenwürdiges Dasein?! Nicht mehr als zwei Kinder dürften mittelmäßig bezahlte Beamte, Doktoren und Pastoren haben; die können sie gut erziehen, ohne selbst zu darben; denen können sie manchen Lebensgenuß verschaffen und sich selbst auch. Was darüber ist, das ist vom Übel.“ Die blasse Frau Kupffer sagte sanft: „Trotz allem, ich möchte keins von meinem halben Duzend missen und glaube fest daran, der alte Gott lebt noch und wird uns und ihnen durchhelfen. Sie sind so fröhlich,

meine sechs, bei einfachem Leben und in verwaschenen, geflickten Kleiderchen. Ich habe in meinem Elternhause auch nie Luxus oder Wohlleben gekannt, mußte mit achtzehn Jahren Gouvernante werden, und doch, — ich habe meine Jugend genossen und möchte mit niemand tauschen“ — ein warmes Rot färbte ihre schmalen Wangen, — „einen so guten, braven Mann hat mir Gott gegeben, — und wir haben uns so lieb!“ Ich ging zu ihr und streichelte ihre Hand. „Darf ich einmal zu Ihnen kommen, wenn Sie irgend etwas vorhaben oder sich erholen wollen? Ich liebe Kinder und werde sie schon beschäftigen; ich habe viel freie Zeit.“ Sie drückte meine Hand; es schimmerte feucht in ihren Augen, — wohl auch in den meinen. „Ich danke Ihnen! Ja, ich nehme Ihren freundlichen Vorschlag an. Später kommt meine Schwester; aber jetzt, — ich bedarf manchmal wohl sehr der Ruhe. Wie wird mein Mann sich darüber freuen!“ So schlossen wir einen Seelenbund.

Als ich mit Tante Vottchen auf der Straße war, da atmete ich tief auf und drückte ihren Arm so, daß sie aufschrie. „Ach, Tante Vottchen, also so sind die Frauen! — so, so klein! — so, — ich kann es dir nicht sagen. Und das mit der Anna! — Tantchen, das wäre doch zu abscheulich! Meinte sie das wirklich? Ist so etwas überhaupt möglich?“ „Möglich leider wohl!“ „Tante, dann behalte ich sie nicht! Ich könnte nichts mehr essen, was sie gekocht hat. Bitte, liebes Tantchen, sprich du mit meinem Mann darüber, — ich brächte es nicht über die Lippen, — sage es ihm



gleich heute.“ „Ruhig Blut, Eisi. Erst werde ich mir Gewißheit darüber zu verschaffen suchen; vielleicht ist es bloß eine Klatscherei. Ihr könnt die Person doch nicht mir nichts dir nichts fortjagen, ehe ihr wißt, ob sie schuldig ist.“ Am Himmel blinkten die Sterne, die Luft war frisch und rein: „Tantchen, komm noch etwas auf den Domberg, ehe wir nach Hause gehen, — ich muß in Gottes freier Natur sein, ich muß mich sammeln, — es war zuviel des Neuen für mich.“ Tantchen erfüllte meinen Wunsch, — sie versteht mich jetzt viel besser als früher. Wir sprachen kein Wort, — es war so schön, — ich sah zum Himmel hinauf. Der alte Gott lebt noch, — ja, gewiß, — den werden sie nicht absetzen. Er lebt und leitet die Geschicke der Menschen. Ein Wünschen, ein Beten — ganz tief in meinem Herzen. — Mutter werden! — wie heilig, — wie beseligend!

Dorpat, d. 18. Oktober.

Am 16. war der Geburtstag meines Mannes, — ein aufregender Tag für mich; denn die ganze Verwandtschaft und seine nächsten Freunde waren eingeladen. Ich hatte mir als Entschädigung Holtens dazu erbeten. Meine erste Gesellschaft! — Ich konnte die Nacht vorher kaum schlafen und war etwas blaß am Morgen; er schalt mich deswegen. Mit Anna ist es hoffentlich nicht wahr! — doch quält mich dieser Gedanke, und ich sehe sie oft prüfend an. Ist es denn möglich, daß ein Mensch sprechen, lachen, arbeiten

kann und einem frei in die Augen sehen — mit einer solchen Sünde auf dem Gewissen? Nein, ich glaube es nicht, ich will es nicht glauben. — Ich hatte mir den Kopf darüber zerbrochen, was ich meinem Manne schenken sollte. Ich kenne seine Liebhabereien doch noch so wenig. Sonderbar, eigentlich ist er mir ein fremder Mensch — und doch so nahe! Für ihn habe ich tausendmal mehr getan als für den Kleinen. Nach längerem Nachdenken hatte ich etwas Passendes gefunden: einen Pfeisentisch; denn er hat mehrere Pfeisen, und sie stehen so unordentlich in den Ecken herum, fallen hin, — dann zerschlägt manchmal die Bernsteinspitze, — und er ist verstimmt für den ganzen Tag. Ich hatte eine Zeichnung entworfen, und unser alter Tischler hatte ein reizendes Tischchen danach fertiggestellt; ich machte ein paar Knittelverse dazu, und der Kleine schenkte ihm Pfeisentabak in einem hübschen japanischen Kasten. Er war sehr erfreut, ja gerührt, und dankte mir warm. Da war meine Müdigkeit mit einemmal fort; ich war rosig und lustig, ging singend durchs Haus und er mir nach; wir hatten so vieles für den Abend ernstlich in Erwägung zu ziehen und zu besprechen. Unsere erste Gesellschaft! Davon hing viel ab. — Man wollte sich doch recht geschickt aus der Affäre ziehen. — Ich nahm mein schönes, neues Silber hervor, das neue Tischservice und ordnete Blumen in Vasen, die auf dem Eßtische stehen sollten. „Das tut hier niemand, Elfi; das wird auffallen!“ „Angenehm auffallen, meinst du? Um so besser! Es ist eine hübsche Sitte, gibt den Gästen die richtige Fest-

stimmung, besonders zum Geburtstage. Nicht wahr, du mein gestrenger Herr Kritiker, das mußt du zugeben?!“ „Heute gebe ich alles zu; ich bin so froh! Sonst konnte ich meinen Geburtstag nicht leiden, — aber jetzt —. Was doch solch kleine Frau für eine Umwälzung in der Lebensführung bewerkstelligt.“ „Gnade, — Gnade für mich selber und für —. Fahre doch nicht gleich mit so schwerem Geschütz auf. Umwälzung! Wie das klingt! Bärchen, ich fühle mich erdrückt.“ Wir lachten. „Du kannst in allem etwas Komisches finden, Elfi; ich beneide dich um diese Gabe.“ Ich tanzte um ihn herum und steckte ihm zwei rosa Aftern hinter die Ohren. „Wie sagt doch Vetter Heine? Des Lebens ungeteilte Freude, wird nur dem Kurländer zuteil! Und spinnt er auch nicht immer Seide, sein Mundwerk bleibt trotz allem heil.“ „Du bist aber doch keine Kurländerin!“ „Vom Vater hab' ich die Statur, des Lebens ernstes Führen, — vom Mütterchen die Frohnatur, — sie war Kurländerin, wie du weißt, — — und ein sonnig fröhlich Menschenkind ist sie gewesen, — ebenso wie Gw. Gnaden allergehorfamste Ehegesponsin, — wenn derselben höchstdero Gnadensonne leuchtet, wie eben jetzt.“ Er sprang auf und wollte mich umarmen, — ich lief fort, — und so haben wir uns gejagt durch alle Zimmer, bis geklingelt wurde und der Kleine und Tante Vottchen zu Mittag erschienen. Ich flog dem Kleinen an den Hals: „Erni, ich habe ihn das Lachen gelehrt!“ — —

Wir tranken Champagner zu Mittag, wirklichen Champagner; ach, ich liebe das so sehr, und wir waren

vergnügt, seelenvergnügt. Er war so heiter und gesprächig, er taute ordentlich auf, und zuletzt hielten wir Reden, er auch — und gut! kein Wort zu sagen. Ich war ausgelassen lustig! Erni hat bis zu Tränen über mich gelacht; er kann jeden Witz so auskosten, und wenn ich meinen guten Tag habe, dann kann ich wirklich manchmal ganz passable Witze machen. Mein Professor sah mich erstaunt an. Ich hob mein Glas: „Auf das Wohl der die Umwälzung in eingefleischten Junggesellen bewerkstelligenden Elfen! Puh, das war ein schwerer Satz!“ Er stand auf und küßte mich, ungeniert vor allen. „Mein Herr, für dieses eine Mal erteile ich Ihnen Amnestie; sonst ist das Küßen in Gegenwart dritter Personen strengstens untersagt. Hausgesetz § 1!“ Ich hob die Tafel auf; der Kleine küßte mir die Hand: „Frau Professor übertreffen sich heute selbst.“ Ein so helles Licht der Freude schimmerte in seinen Augen. „Mein Süßer, Einziger, wenn ich dich nur froh sehen kann!“ Der Handkuß kam aber unerwartet und machte mich verlegen. Tante Böttchen und ich hatten noch alle Hände voll zu tun. Die Herren brummten und konnten es nicht begreifen. Wir sollten ruhig dazusitzen, uns mit ihnen unterhalten und den Mädchen alles überlassen. Was die für einen Begriff von Haushaltung haben, — und was man für eine Gesellschaft von dreißig Personen für Vorbereitungen zu treffen hat. Als ob sich alles von selbst machte! Und wenn etwas fehlt oder nicht klappt, sind sie gleich verzweifelt und wir dafür verantwortlich! Es ist nämlich viel schwerer, als es aussieht,

Hausfrau zu sein; dahinter komme ich allmählich. Man muß sich dem Beruf ganz widmen, alle kleinen Pflichten treu erfüllen, immer bereit sein, aufzuspringen und alles fortzuwerfen, wenn man sich auch noch so sehr in seine Arbeit oder in ein interessantes Buch vertieft hat. Es gehört Selbstverleugnung dazu! Leicht ist es nicht, sie auszuüben, mir besonders nicht. Endlich war das große Werk vollbracht! Wir gingen noch einmal durch alle Zimmer; die Tafel sah hübsch und geschmackvoll aus, — Erni belobte mich. „Mache dich recht hübsch, Elfi!“ „Brauche ich das noch?“ Wieder Wind war ich fort und schloß mich ins Schlafzimmer ein. Was aber anziehen? Ich stand vor meinem Kleiderschrank, — es war eine schwere Wahl. Das ist nämlich auch gar nicht so einfach, wie die Leute es sich denken. Wenn man niedlich gekleidet ist und vor allem die Kleidung seiner Persönlichkeit anzupassen weiß, was die Hauptsache ist, ahnt und begreift doch selten jemand, wieviel Mühe, ja wieviel Kopfzerbrechen es gekostet hat. Auf wie viel muß dabei Rücksicht genommen werden, wenn man über mäßige Mittel verfügt. Ich kann ein Liedchen davon singen. Praktisch muß das neue Kleid sein, von diskreter Farbe, damit man es sich nicht bald überdrüssig sieht, nicht zu teuer, dauerhaft und muß einem gut stehen! Dann die Fassion! Schlaflose Nächte, wenigstens durch Nachdenken gestörte, habe ich oft gehabt, wenn ich mir ein neues Kleid machen lassen mußte. Der Besatz durfte nicht viel kosten: mit etwas mußte es aber besetzt werden, das elegante Kleid: modern sollte es sein,

nur nicht auffallend, comme il faut vor allen Dingen. Wie schwer, — wie schwer, das alles glücklich zu vereinigen, — und wie zeitraubend! Mißlang dann etwas, — wie schrecklich! Darunter litt ich seelisch. Das konnte auch der Kleine nicht verstehen, dies Gefühl der Verantwortlichkeit. Männer sind sonderbare Geschöpfe Gottes. Es muß alles hübsch sein, fertig sein, — wie man dazu kommt, darum kümmern sie sich nicht, darüber denken sie nie nach. Und sie sollten sich doch Mühe geben, es zu tun; dann würden sie uns besser verstehen. Ich bin nicht eitel im eigentlichen Sinn des Wortes, aber ich möchte so gut aussehen, wie ich kann, „mein Licht nicht unter den Scheffel stellen“, nennt es der Kleine. Und heute, am Geburtstage meines Eheherrn, vor der versammelten Verwandtschaft —! Also ich entschloß mich endlich und zog weiße Seide an, etwas defollettiert, mit einem Spitzenfichu, in das ich zwei rosa Aestern befestigte. Auch ins Haar steckte ich rosa Aestern. Ich beeilte mich so, daß mir die Finger zitterten. Himmel, da klingelte es schon! Noch den Gürtel und das Taschentuch. Es klopfte: „Elfi, bist du fertig?“ Ich öffnete. Er war schon in vollem Wicks. „Wer ist gekommen?“ „Professor Delius.“ „Gott sei Dank!“ „Warum Gott sei Dank?“ „Weil — wenn es die Frau Doktor Berg gewesen wäre — ich die Tatsache, sie nicht gleich haben empfangen zu können, mindestens mit meinem guten Renommee bezahlt hätte!“ Ich machte einen tiefen Knicks. „Das ist eigentlich — etwas — unverfäemt, — aber, du süße Kleine Frau, heute ver-

zeigt man dir alles; denn heute verliebt sich jeder in dich!“ „Und — was geschieht mit dem, der es schon ist?“ — „Der — ist der glücklichste Mensch in Dorpat!“ „Bitte, bitte, denke an mein Spigenfichu! Und meine armen A stern! Du abscheulicher Bär, gerade jetzt mußt du mich umarmen!“ Ich nahm schnell andere A stern. „Darf ich um Ihren Arm bitten, Herr Professor? Die Intimität dieses Zimmers ist zu gefährlich für Sie!“ Ich lief hinaus, Onkel Delius zu begrüßen: „Nun?“ „Ich finde keine Worte! Frau Elfi, wenn Sie mir heute nicht den Kopf verdrehen oder anderen Sterblichen —.“ „Warum, oder? Sagen Sie doch lieber, und, Onkelchen, das ist viel galanter!“ „Kanden, was sagst du zu dieser deiner Tochter?“ „Immer naseweis!“ Ich lief lachend in das Entree; denn es rauschte — „Gewand von Seide“ — die Sippe zog auf. Nun begann die Zeit der Qual für mich: diese prüfenden Blicke, dieses Zu-Gericht-sitzen und Aufpassen, dies mitleidige Lächeln, sobald ich eine schüchterne Bemerkung wagte, — die man meistens nicht einmal beantwortete! Und diese tödliche Längeweile! Ich war niedergeschmettert, erdrückt, mir stockte das Wort im Munde. Wie ein schwerer Alp legten sich mir die Waldens auf die Brust. Wie ein Vogel im Käfig kam ich mir vor, der singen muß und nicht mag. Sie mögen gesinnungstüchtige, tugendhafte Menschen sein, ich gestehe ihnen jedes Verdienst bedingungslos zu, — aber vererkeln können sie einem die Tugend auf Lebenszeit; Erich sagte einmal von ihnen: „Lieber gehe ich nach Sibirien unter die Verbrecher.“

als daß ich mit den frommen, soliden, guten Waldens vier Wochen in einem Hause verleve! Das wäre die härteste Strafe, die man mir diktieren könnte, — ach, — und einen Toten trüge man dann hinaus!“ Ich schalt ihn damals sehr ernsthaft, aber ich wußte nicht, was ich tat, — heute begreife ich ihn! Der Kleine, — nein, ich weiß nicht, wie er das fertiggebracht hat, — er sprach mit allen; er hatte ein freundliches Wort für jeden, — sie waren respektvoll und geehrt zugleich, — aber müde wurde er, das sah ich ihm an! Mein Mann dagegen fühlt sich in dieser Atmosphäre behaglich, — es ist nicht zum Glauben! Er sieht ebenso gemüthlich aus, wenn er mit ihnen zusammen ist, als ob er seine Morgenpfeife raucht. Sie sehen ihn wie ein höheres Wesen an; sie lauschen jedem seiner Worte mit Andacht! — Hört, — hört, — — und sie belachen jede Bemerkung. Er ist ja klug, sehr klug, gebildet und all das, aber wichtig ist er nicht, — davon hat er keinen Schimmer. Ob ihm diese Bewunderung wirklich schmeichelt? Ich würde sie eher als Beleidigung empfinden, — — jedenfalls als etwas Unangenehmes. Einzeln sind diese Menschen noch zu ertragen, — ja, sie können mitunter ganz menschlich sein, — in kompakter Masse bringen sie einen um! Es ist Selbsterhaltung, wenn ich mich etwas zu Frau von Holten hinüberstehle, — aus dem Zauberkreise meiner lieben Schwägerin Klothilde Berg hinaus! Klothilde! — dieser Name sagt wohl schon genug! — Sie könnte nicht anders heißen! — Sei verschwiegen, mein Tagebuch, ich bitte dich; denn, was ich dir jetzt anvertraut,



— — ist Hochverrat!! Es wurde zu Tisch gebeten. Die Tischordnung hatte uns viel Kopfzerbrechen gemacht. Schließlich hatte ich Karten mit Menü auf jedes Kuvert gelegt, hoffte, hoffte bange, die Gäste würden mit ihren Plätzen zufrieden sein! Neben mir saß Onkel Delius, und seine Nachbarin war dann Schwägerin Klothilde. Sie ist gar nicht kurzfristig, aber zu besonderen Gelegenheiten braucht sie ein in Schildpatt gefaßtes Vorgnon. Ich zittere immer vor dem Moment, wenn sie es fallen läßt. „Etwas Neues, diese Tischordnung, — bunte Reihe! — hm. Unsere junge Hausfrau wollte uns wohl angenehm damit überraschen! Und Blumen auf dem Tisch. — Auch eine Neuerung! Es soll wohl was Apartes sein, und man will uns alte Hausfrauen austechen!“ Sie setzte sich mit Aplomb. „Ich denke, Sie lieben doch Blumen, wie alle Vertreterinnen des schönen Geschlechts, Frau Doktorin? Es ist ein so hübscher Tafelschmuck, — und wie sinnig und kunstvoll geordnet! Wie sagt doch unser unsterblicher Schiller? ‚Ehret die Frauen, sie flechten und weben himmlische Rosen ins irdische Leben.‘ Hier sind es nun die irdischen Rosen und Asters und Nelken dazu; aber ich lasse mir die auch gern gefallen.“ Er streichelte freundlich meine Hand und nickte mir ermutigend zu. „Sie werden sehen, Frau Doktorin, das vorzügliche Souper, das wir ohne Frage bekommen, wird Ihnen noch viel besser munden, jetzt, wo sie die garten Kinder Floras vor Augen haben.“ Anna hatte sich selbst übertroffen! Es war nicht nur gut gekocht.

sondern auch tadellos serviert, — davon verstand ich etwas, — das hatte ich in den Verwandtenhäusern in Kurland gelernt und Anna daraufhin instruiert. Bei jeder neuen Schüssel flogen die bewundernden Blicke der Herren zu mir hinüber, die Damen wurden immer stiller. „Wo hast du diese Perle von Kochfrau her, liebe Arna?“ fragte Tante Betty Schwarz über den Tisch herüber. Sie sprach meinen Namen stets so aus, als wäre er mit dem „A“ geschrieben. „Ich habe gar keine Kochfrau! Anna und ich haben unsere Kunst versucht. Bitte, beurteilt das Gebotene daher mit Nachsicht.“ „Was kannst du junger Kiek-in-die-Welt vom Kochen verstehen? Und die Anna allein bringt das nicht fertig! Rücke nur mit dem Geheimnis heraus, Arnachen!“ Ich wurde rot, aber vor Ärger. Mir nicht zu glauben! Tante Gottchen half über das Peinliche der Situation hinweg, sonst hätte Tante Betty wohl eine sehr schnippische Antwort von mir bekommen. Als letzte Speise kam Weingelee, meine Spezialität. In der Mitte jeder Form brannte ein kleines Wachslichtchen, — ich hatte das in Sonten so gesehen. Ein „Ah!“ des Staunens und der Bewunderung, — aber mir war die Freude verdorben: diese widerliche Tante Betty! Onkel Delius bot mir galant den Arm, um mich in den Saal zurückzuführen, und flüsterte mir zu: „Dieser alte Gistpilz! Lassen Sie sich die Laune nur nicht dadurch verderben, Frau Elfi. Sie stechen sie doch alle aus! Das war ein Souperchen! Wie für die Götter Griechenlands. Und die Bowle, die eben kommt, wird hoffentlich auch nicht

von schlechten Eltern sein!“ Er rieb sich vergnügt die Hände. „Onkelchen, sieht der Kleine nicht zum Entzücken aus?“ „Ja, ja, — aber jemand anders auch noch!“ „Onkelchen, kommen Sie in mein Schreibzimmer und plaudern Sie mir die gute Laune wieder an: Tante Betty steckt mir noch in den Knochen!“ „Schmeißen Sie sie doch raus, die gehört nicht ins Elfenreich!“ „Eine Waldensche Tante, — wo denken Sie hin! Ach, ich könnte so glücklich sein, wenn er ein Findelkind gewesen wäre. Sie lachen? Sie abscheulicher Onkel. Haben Sie mal erst gegen dreißig Waldensche Anverwandte im Hause, — da dürfte Ihnen das Lachen wohl auch vergehen.“ „Glaube ich, glaube ich Ihnen aufs Wort! Solche Weiber wie die Berg und die Schwarz sollte man einfach mit Cyankali beseitigen, kurz und schmerzlos. An Stelle meines Kollegen Berg hätte ich es längst getan, und mein Gewissen wäre frei und rein. Die sind gemeingefährlich, diese Weiber! Benehmen einem die Freude am Leben und —.“ „Ja, das tun sie. Und gründlich!!“ Ich seufzte. „Und dabei sind sie tugendhaft und fromm, und man muß sie achten!“ „So? Muß man? Ich nicht! Diese Tugend kann mir gestohlen werden, — die nehmen Sie sich nicht zum Vorbild, Elfschen!“ „Ob ich nach zwanzig Jahren auch so fein werde wie Schwägerin Klothilde?? Dieser Gedanke peinigt mich wie eine Zwangsvorstellung!“ Er lachte laut auf. „Herzenselfi, Sie sind nervös! Nehmen Sie Baldrian beim Schlafengehen. Sie — und eine Klothilde Berg! Eher gehe ich unter die

Seiltänzer!“ „Onkelchen, da steht Frau von Holten! Holen Sie sie herein; dann wollen wir gemütlich schwagen — en trois!“ Das war dann der Lichtpunkt des Abends, aber, wie alles Schöne, von kurzer Dauer; denn Holtens und Onkel Delius empfahlen sich zuerst. Die Herren spielten Karten; die Damen hätten gehen können, — fiel ihnen aber nicht ein! Sie saßen bis zwei Uhr morgens durch und ich armes Opferlamm mit ihnen. Sie tranken Bowle und Klatschten und wurden belebt. Ich hörte nicht zu; ich war weit weg, — ganz weit, in einem Lande und unter Menschen, wo man meine Sprache redete. Endlich war es überstanden. Mein Mann legte den Arm um mich: „Ganz blaß, kleine Frau? Etwas müde, — was? Es war ein zu gelungener Abend. Siehst du, Klothilde gefielen die Blumen nicht auf dem Eßtisch.“ „Was versteht Klothilde von Blumen?!“ Ich lehnte den Kopf an seine breite Brust: „Wenn du nur mit mir zufrieden bist! Trage mich, Bärchen, ich kann nicht mehr auf den Füßen stehen; denn dieses Abends Last war groß!“

Dorpat, d. 10. November.

Es soll doch wahr sein, was von Anna gesagt wurde; zu traurig finde ich es. Er hat gelacht, als Tante Lotchen ihm schonend mittheilte, ihr müßte aus diesem Grunde gekündigt werden: „Fällt mir nicht ein! Was lehre ich mich an dummen Kaffeeklatsch! Daß Frau Braun sich doch einen Unschuldengel als Köchin

suchen — und täglich schlechtes Essen auf den Tisch bekommen! Mir ist die Moral meiner Köchin durchaus gleichgültig, wenn sie nur gut zu kochen versteht. Wozu wird denn auf Damenkaffees so etwas besprochen und den jungen Frauen die Hölle heiß gemacht? Ich finde das weit unpassender, als wenn Anna Liebchaften hat, — offen gestanden! Von Elfi ist es rein kindische Sentimentalität, Anna aus diesem Grunde nicht behalten zu wollen. Bitte, stellen Sie ihr das vor. Wie kann sie wissen, ob eine andere Köchin nicht noch viel mehr auf dem Kerbholze hat als Anna? Womöglich noch stiehlt und betrügt? Das bißchen Liebe kann man ihr ruhig gönnen; diese Leute wollen doch auch ihr Leben genießen. Übrigens, liebe Tante, warum bespricht Elfi diese doch uns am meisten betreffende Angelegenheit nicht direkt mit mir?“ „Sie ist blöde, — es ist ihr peinlich, — Sie müssen ihr das nicht verdenken.“ Aber er verdachte es mir doch!! Eine dräuende Falte des Unmuts zwischen den Augenbrauen ließ es mich deutlich merken. Ich war niedergeschlagen, aufgeregt, verletzt. Kindische Sentimentalität nennt er das Gefühl der Scham! Begreift er denn nicht, daß die Sünde — und eine derartige Sünderin — mir noch nie nahegetreten sind? Daß ich mich schäme, eine solche wie Anna im Hause zu haben, täglich mit ihr zu verkehren? Ich schlage die Augen nieder, wenn sie mich ansieht mit ihrem hübschen frechen Gesicht und dem unangenehmen Lächeln auf den vollen roten Lippen; ich schäme mich für sie, — und ich begreife sie nicht. Wie kann sie ruhig, zu-

frieden, selbstbewußt sein mit dem Bewußtsein ihrer Schuld im Herzen? Ich verliere den Appetit, — ein Gefühl wie von unreiner Luft verläßt mich nicht mehr. Anna sieht mich oft prüfend an. „Warum essen gnädig Frau so wenig? Kadri hat mir das erzählt. Schmeckt mein Essen nicht?“ „O ja, Anna, aber ich bin traurig.“ Sie schwieg betroffen. „Traurig? Das soll so junges gnädig Frau nicht sein.“ Gestern sprach er mit mir über Anna; auch er hatte endlich mein verändertes Wesen bemerkt. „Elfi, sei nicht kindisch und nimm solch eine einfache Sache nicht so wichtig. Fast alle Dienstmädchen sind nicht einwandfrei, was ihre Moral anbetrifft; das kann man auch gar nicht von ihnen verlangen; sie sehen eben nichts Schlimmes darin, und im Grunde ist es ja auch nicht Sünde von ihrem Standpunkt aus. Es sind Naturkinder, und sie folgen einem Naturtriebe, — das ist alles.“ Ich sah ihn groß an: „Verzeih, aber — darin denke ich anders. Ich nenne es Ehebruch und Sünde, wenn — wenn — nun du weißt — mit Anna und Doktor Lepse! —“ „Ach, dieser Unsinn! Du bist zu jung, Elfi, um ein richtiges Urtheil darüber haben zu können. Wir Männer sehen diese Sachen anders an, freier, naturgemäßer. Frauen sollten sich um so etwas gar nicht kümmern. Ich finde es nicht nur unweiblich, — sondern unmoralisch, wenn Frauen unserer Kreise solche Verhältnisse öffentlich auf großen Kaffeegesellschaften besprechen, — das dürste nie vorkommen.“ „Gewiß nicht, darin stimme ich dir bei, — aber dennoch dürste es unmoralischer sein, so etwas zu tun, als es zu be-

sprechen.“ „Diebes Kind, das verstehst du nicht. Darin füge dich meiner Meinung.“ „Also, du möchtest Anna behalten, — trotz allem, —.“ „Gewiß, ich wußte es ja schon, als ich sie engagierte.“ „Du wußtest es?“ „Ja, Kind. Sei vernünftig!“ Ich brach in Tränen aus! Ich empfand es als eine Beleidigung. In unser neues, reines Haus, wo nur gute Geister walten sollten, — nahm er wissend, mit ruhiger Überlegung handelnd, — — eine wie Anna! Wir verstanden uns nicht; wir waren meilenweit getrennt voneinander. Ich flüchtete mich zu Kupffers; ich mußte mich gewaltsam auf andere Gedanken bringen, ich mußte gute, reine Luft atmen, unter braven Menschen sein, die sich liebten; ich mußte weiche Kinderhändchen in den meinen halten und unschuldige Kinderaugen auf mich gerichtet sehen, Augen, in denen noch der Abglanz einer besseren Welt liegt. Ich erzählte ihnen aus der biblischen Geschichte von Joseph und seinen Brüdern, und wie herzlos es ist, seinen Vater oder jemand anders zu betrügen. Als ich nach Hause kam, war er nachdenklich und sah mich prüfend an. „Ich will dir etwas von Shakespeare vorlesen, kleine Frau. Möchtest du?“

Dorpat, d. 12. November.

Anna hat mir heute gekündigt. Es war eine ernste Stunde für uns beide. Sie hat mehr Gefühl, als ich ihr zugetraut hatte: „Gnädig Frau, ich bitte, ich gehe in vierzehn Tage! Ich habe mit einzelnes Err abgemacht, da passe ich gut. Ich liebe Alleinsein

in Stelle, wo ich kann allens machen, wie ich will, und brauch' mir nicht zu reißen mit anderes Mädchen!" Ich blieb wie angewurzelt stehen, — ich konnte kein Wort sagen. Ich sah es, Anna hatte in meiner Seele gelesen. „Ich danke gnädig Frau für alles Gute und Freundlichkeit,“ — sie hatte wirklich Tränen in den Augen, — „wenn ich gnädig Frau ansehe, muß ich an Engel denken, was steht auf Bild. Aber ich muß gehen, is sich mein Charakter schon so. Ut Errgottchen gemacht Menschens so — un auch so. Wenn gnädig Frau wird sein älter, wird schon selbst sehn. Schlechteste Mensch is noch lange nich, was is wie Anna Kudrei. Armes Mädchen, was kommt jung in Stadt un dient, wo is junges Err, forsches Student, — dauert nich lang, is Liebe da. Junges Err, junges Baron kann nicht heiraten Anne Kudrei! Gibt später nur bißchen Geld für Kind. Anna geht dienen bei altes Err. Altes Err is gleich verliebt und gibt viel Geld, un Anna nimmt und spuckt aus, wenn muß küssen altes Err. Kind kostet viel Geld — un muß doch sterben wie mein schene klein Zula. Ach, att ich geweint! Jetzt ich bin zufrieden, is besser bei unsern Gottchen, — viel besser wie herumstoßen in Welt un werden wie sein Mutter. Wär noch Jungchen west, ich sag' nich, — aber Mädchen, was kein Vater nich at, das paßt nich for Dorpat. Gnädig Frau, ich bin auch so 'n Kind.“ Ich streichelte Annas Hand — und — weinte! „Arme Anna! Ich will für Sie beten und nie wieder schlecht von Ihnen denken.“ „Gnädig Frau, ich kann nich lügen! Gut kann ich nich mehr



werden, ich muß so leben, wie ab gelebt. Ab ich mir eingespart bißchen, dann eirate ich mein erstes Breitigam.“ Ich sah sie erstaunt an. „Dann — wollen Sie — heiraten? Ja, aber Anna, — wird er Sie dann nehmen wollen?“ Sie schlug lachend die Hände zusammen: „Er? Gewiß. Er spart jau wie verrückt, betrinft sich nur den Sonntag.“ „Ja — weiß er denn, — Anna?“ „Gnädig Frau, er weiß un er is zufrieden, nimmt mir, wie ich geh' un steh'! Ich kann arbeiten, ich ab bißchen Geld auf Sparkass', ich kann aben Breitigams an alle zehn Fingers.“ Ich faßte an meine Stirn, — also so fassen die das Leben auf! „Gnädig Frau, ich schaffen vor Ihnen gutes stilles Mädchē von Land, und wenn Gesellschaft is bei Sie, dann schicken Sie nur zu Anna, — un Anna kommt kochen un drehselft ein neues Kechin.“ Sie küßte mir die Hand: „Gnädig Frau soll lachen un essen.“

Dorpat, d. 20. November.

Liebste Lena, nun sollst du aber einen Brief von mir bekommen, so lang, so lang wie die chinefische Mauer. Erinnerst du dich, wie oft wir früher diesen dummen Vergleich gebrauchten? Ach, ich wollte, du säßest hier bei mir in meinem Boudoir, das Onkel Heinrich mir so reizend eingerichtet hat, — denke dir: er ganz allein! Ein Teppich durchs ganze Zimmer — mein inniger, langgehegter Wunsch —, ein Kamin, reizende zarte Gardinen, süße kleine weiche Polstermöbel mit geblümtē rosa und crème Cretonne be-

zogen, eine rosa Ampel, ein weißer Blumentisch mit blühenden Blumen, vor dem Kamin ein großes weißes Eisbärenfell, das schon allein ein Vermögen gekostet haben muß, ein entzückender Nußbaum-Nächtisch mit süßen Fächerchen und Schubladen, und alles gefüllt mit Seide und Zwirn und Knöpfen und Nähadeln, und ein Arbeitskorb mit rosa Seide gefüttert, ein Geschenk von Evi. Das Ganze ist zum Küssen reizend, genau, wie ich es mir gewünscht, und wenn ich einmal Fuß darin gefaßt habe, wird es mir schwer, mich davon loszureißen. Die Morgensonne habe ich dort, also alles, wie ich es liebe. Nur daß ich es dir nicht zeigen kann, Vena, — das ist bitter! Und zu Weihnachten kommst du auch nicht, du hartherziges Geschöpf. „Ich soll mich erst mehr eingewöhnen!“ Als ob das ein stichhaltiger Grund ist. Was weißt du überhaupt von der Ehe?! Ich muß lachen, wenn ich denke, wie erfahren ich jetzt bin, — und du ein dummes kleines Mädchen! Jetzt haben wir den Spieß umgedreht, Fräulein Magdalena Boern, trotz der vier Jahre, die du älter bist. Denken, mein Liebes, wie ich mich nach dir sehne, das kann ich dir wieder einmal, wie so oft, nicht sagen. Ich muß doch was Junges haben zum Umgang, ich muß doch schwatzen und lachen können und dich lachen hören! Wie war es himmlisch damals in Nauheim! Es kommt mir wie eine Ewigkeit vor. Und hier habe ich keine Freundin, das weißt du ja: „Du hast die Seele mein“ usw. Mit Frau von Holten und Frau Kupffer habe ich mich ganz gut eingelebt, das sind meine Oasen in der Wüste des hiesigen Ge-

sellschaftslebens. Die jungen Mädchen hier, — ich weiß nicht, ob es an mir liegt, aber sie kommen mir albernere als je vor; wenn ich mich auf Kaffee- oder Abendgesellschaften zu ihnen setze, kichern sie, stoßen sich an, und es ist kein einigermaßen vernünftiges Gespräch in Gang zu bringen; nolens volens muß ich zu den alten Damen zurück, — ach, und die! Wenn die sogenannten verheirateten Gespräche kommen, dann fliehe ich irgendwo hin, entweder in die Kinderstube oder ans Klavier. Lenchen, hast du dich auch schon für dein Geschlecht geschämt? Geschämt bis in den Grund deiner Seele? Es ist ein trauriges Gefühl. Wie wollen und können solche Frauen Hüterinnen des heiligen Feuers sein? Ob die Ehe einen so weit bringen, so erniedrigen kann? Wessen Schuld ist es, daß man so wenig echte Frauen findet? Ihre Schuld allein kann es nicht sein, — die Männer müssen sie herabziehen. Schrecklich, Lenchen! Aber wir wollen das nicht zugeben; nicht wahr, du meine reine, stolze Lena? Mit ihm komme ich im ganzen gut aus, — wir leben uns ein. Er ist ein kluger, selbständig denkender und handelnder Mensch, das habe ich immer gemocht, — aber dabei ist er herrschsüchtig — und, denke dir, Lenchen, eifersüchtig, eifersüchtig wie ein Pascha! Das kam nämlich so an den Tag. Ich liebe ja leidenschaftlich Schlittschuh zu laufen, wie du weißt, Frau von Holten auch; wir hatten schon verabredet, am Vormittage zusammenzutreffen, sobald das Eis hielt; gestern war herrlicher Frost, und sie kam mich abholen. Froh, und nichts Böses ahnend, machten wir uns auf

den Weg zum Embach und liefen wohl mehr als zwei Stunden. Einige Schüler, Studenten und junges Volk war natürlich auch da; wir liefen mit den Bekannten, bildeten Ketten und amüsierten uns herrlich. Auf einmal — wer erscheint? Mit einem Gesicht, — Lena! Brrr — mir läuft noch eine Gänsehaut über den Rücken — er!! Steif und förmlich begrüßt er Frau von Holten und sagt dann kurz: „Erna, lege bitte sogleich deine Schlittschuhe ab, es ist bald Essenszeit.“ Frau von Holten oder Alma — wir nennen uns am Vornamen — bemerkte das nahende Ungewitter und begegnete demselben mit ebenso viel Takt wie Verständnis. „Das ist zu liebenswürdig, Herr Professor, daß Sie uns abholen kommen. Wir waren eben im Begriff, unsere Schlittschuhe abzuschnallen.“ Die Studenten rissen die Deckel vom Kopf, und sofort waren zwei bei der Hand, uns beim Abschnallen der Schlittschuhe behilflich zu sein. Mein Jupiter stand mit finsterner Stirn dabei, seinen Spazierstock wie einen Donnerkeil in der Hand haltend. Er bot mir den Arm; Alma erbat sich ungeniert den andern und plauderte lustig drauflos. „Da mein Mann nicht so galant ist, mich abzuholen, werden Sie schon die Güte haben müssen, mich nach Hause zu begleiten.“ „Weiß Ihr Herr Gemahl, wo Sie waren?“ Alma streifte ihn mit einem schelmischen Blick. „Ob Felix es weiß? — Aber natürlich! Man macht doch kein Geheimnis daraus, daß man Schlittschuh läuft. Felix hält sogar sehr darauf, daß ich keine Gelegenheit dazu unbenützt vorübergehen lasse; es ist ein so gesundes, die Nerven stärkendes Vergnügen. Sie sind

doch auch für diesen Sport eingenommen, Herr Professor? Sehen Sie nur, wie rosig und frisch Elfi aussieht. Sie sollten sie jeden Tag Schlittschuh laufen lassen." Wir waren an der Holtenschen Wohnung und verabschiedeten uns. Alma nickte mir ermutigend und schelmisch lächelnd zu. „Also auf Wiedersehen morgen, Elfi. Punkt halb zwölf bin ich da und hole dich ab.“ „Du wirst nicht gehen, Erna; ich wünsche es nicht; ich finde es ungehörig und unpassend, daß zwei junge Frauen mit Studenten Schlittschuh laufen, ihnen dabei die Hand reichen und — —“ „Was und?“ „Und sich von ihnen die Schlittschuhe an- und abschneiden lassen! Hast du denn gar kein Verständnis dafür, daß so etwas unpassend ist?“ „Nein, das habe ich nicht! Und was wir tun, Alma und ich, das wird nie unpassend sein, darauf kannst du Gift nehmen. Es ist ja ein so unschuldiges Vergnügen, — es wäre grausam von dir, es mir zu verbieten! Ja noch mehr, — du würdest dich und mich lächerlich machen!“ „Erlaube mal, Elfi, sei doch etwas vorsichtiger in der Wahl deiner Ausdrücke!“ — „Verzeih, liebes Bärchen, ja, das war zu weit gegangen!“ Ich schwieg. Wir kamen nach Hause, aßen zu Mittag. In der Schummerstunde legt er sich immer auf das Sofa in meinem Boudoir. Ich sprach kein Wort von den Ereignissen des Vormittags: „Elfi, es ist mir schrecklich, wenn jemand in deine Nähe kommt. Verstehst du, warum?“ Ich kniete mich neben ihn hin: „Bärchen, wirst du mir auch nicht erlauben, zu tanzen?“ „Auch das noch? Es wäre — — doch nein, du wirst ja nicht tanzen in absehbarer Zeit!“

„Also — ich werde jetzt nicht tanzen, — aber morgen darf ich doch Schlittschuh laufen? Was würde Alma sonst von dir denken? Überlege es dir noch, ob du es mir später verbieten willst, — aber für morgen erlaube es mir, bitte, bitte!“ „Möchtest du es denn so gerne, kleine Frau?“ „O du eifersüchtiger Bär, — ja, ich möchte es gern! Jetzt erst verstehe ich dich, aber — sei nicht törricht, Bärchen, — deine Frau, siehst du, die ist so alt und vernünftig, der gegenüber erlaubt sich keiner etwas, — die weiß die Jungchen in Ordnung zu halten. Du lieber Gott, Erfahrung hat man ja darin zur Genüge!“ Er lachte: „Also so umworben gewesen, Frau Elfi?“ „Bärchen, das ist doch kein Werben, wenn die Jungens sich ein bißchen in einen verlieben, — das gehört schon so dazu!“ „Und jetzt?“ „Verlieben werden sie sich vielleicht noch in uns. Aber was ist dabei? Wir werden sie erziehen, Alma und ich, sie gut beeinflussen.“ Er kämpfte mit sich, — es freute mich, daß er eifersüchtig war; jetzt auf einmal freute es mich! — „Wenn nun aber einer sich im Ernst in dich verliebt, wie damals der Ungar —?“ „Sei ruhig, Bärchen, hier sind wir im Norden. In verheiratete Frauen verliebt sich keiner von unseren jungen Leuten ernstlich, — das ist des Landes nicht der Brauch!“ „Also — ich bin überrumpelt und — muß ja sagen?“ „Sagst du ja? Dafür werde ich dich fürstlich belohnen.“ Und ich küßte ihn. Kannst du dir deine Elfi so vorstellen, Lena?

Einige Tage später. Lenchen, das muß ich dir gleich erzählen: denke dir, Paul hat mir einen „Blüthner“ geschenkt! Einen wirklichen „Blüthner“!! Gestern morgen wurde er hier abgeladen. Ein reizender Brief von Paul und Irene sowie eine Schale voll blühender Blumen begleitete die gräßliche, — sagen wir: königliche! — Sendung. Ich war anfangs so verduzt, daß ich meinen Augen nicht trauen wollte! Wer hatte ihnen denn diesen, meines Herzens tiefsten, größten Wunsch verraten?! Das heißt, — bis zu einem „Blüthner“ verstiegen sich meine kühnsten Wünsche nicht einmal, — nur einen neuen Tresseltischen Stützflügel hätte ich gar zu gern gehabt, damit der Kleine unsern alten Tresselt, den Mutti, noch zur Aussteuer mitbekam, — weißt du? — und den er so liebt, zurücknehmen könnte. Er hatte ihn mir gegeben, der gute Kleine, — es war ein Opfer, ich weiß es, und die leere Stelle im Saal, wo er so viele Jahre gestanden, berührte mich jedesmal schmerzlich. Mutti hatte daran gesessen und gesungen, in den Tagen ihres Glückes, die reizenden lettischen Volkslieder, die sie beide so liebten, — und ich hatte auf den Bebenspitzen stehend zugehört und nachher die Melodie mit einem kleinen ungeschickten Finger auf den Tasten aufgesucht. In der Dämmerstunde saß Erni so gerne am Klavier und spielte die Lieder, die sie gesungen, — in Erinnerung versenkt, — oder er spielte, — weißt du noch, Lenchen? — die Quadrille aus der weißen Dame, dann tanzten wir beide, — oder die Arie aus „Martha“: „Letzte Rose“, die er leise mitsang mit seiner schönen, klangvollen Stimme,

und wobei wir jedesmal traurig wurden . . . . Nun soll er noch heute den Freund zurückbekommen, und ich gehe heute abend hin und singe ihm vor. Dabei fehlst nur du uns, Lenchen; sonst wäre es vollkommene Glückseligkeit! Du — und Erich . . . . Du kannst es dir nicht vorstellen, wie vornehm mein „Blüthner“ sich im Saal ausnimmt, — und der Ton! Himmlisch! sage ich dir: wie eine schöne Altstimme. Als er aufgestellt war, setzte ich mich hin und spielte: „Nun danket alle Gott!“ Singen konnte ich nicht, es steckte mir etwas in der Kehle, weißt du, ich war bis zu Tränen gerührt, und mir war andächtig (ja feierlich) zumute. Ob sich einst kleine Bodenköpfchen an mich drängen werden, wenn ich spiele? Und süße unschuldige Stimmchen mitsingen? Lena, muß das ein Glück sein! „Spiele doch etwas Lustiges, kleine Frau! Nicht solchen Beerdigungsgefang! Du mußt doch von Herzen froh sein.“ Ich war verletzt, Lena; du wirst mich verstehen! Er ist kein Christ. In seinem Glauben, seiner tiefsten Überzeugung auseinandergehen zu müssen, das berührt mich oft sehr schmerzlich. Wir sprechen nie mehr über Religion, seitdem er mir seinen Standpunkt klar gemacht, — aber ich bete für ihn. Wie kann man nur einen Tag leben wollen, leben können, ohne Glauben! Ich ertrüge es nicht! Ich lief zum Kleinen, rasch, ehe er zur Universität ging, — und schon unterwegs gewann ich meine ganze Freude wieder. Ich stürmte in sein Schreibzimmer und fiel ihm um den Hals! Da fand ich Verständnis. Zuweilen denke ich, der Kleine hätte noch einmal heiraten müssen,



— er ist ja noch so jung! Ich machte eine diesbezügliche Andeutung, da wurde er rot, — denke dir, Lenchen. „Später — einst — will ich mit dir darüber sprechen, mein Liebling, — jetzt nicht.“ Ich sah, daß er sehr bewegt war, und schmiegte mich fest an ihn: „Verzeih, mein Süßer!“ Er strich über mein Haar. Lenchen, auf einmal überfiel mich eine unbeschreibliche Angst, — wenn diese Hand nun nicht mehr mit sanfter Liebkosung mein Haar streichelt, — was dann? Lenchen, nicht wahr, — er wird alt werden, — steinalt, mein Einziger? — Er mußte mit mir kommen, — gleich! — und den „Blüthner“ sehen und hören. Heute mußte er das akademische Viertel einhalten: er mußte! Wie er sich mit zu freuen versteht, — ohne viel Worte zu machen. Mein Vär dagegen, — ach Lenchen, — da ließe sich so manches wünschen! Neulich fragte mich Schwägerin Klothilde spitz, warum ich ihn Vär nenne? Er hätte doch einen so hübschen Vornamen?! Sie nennt ihn Augustchen! „Augustchen“, — ich schaudere. Ich war den Tag gerade in einer waghalsigen Stimmung und antwortete flott: „Weil er doch einige Ähnlichkeit mit einem Vären hat!“ „Wie das?“ Ihre etwas hervorstehenden Augen drückten die tiefste Verachtung aus. „Nun, er ist stark und groß wie ein Vär, hat braunes Haar, liebt Süßigkeiten und — brummt!“ Er lachte; sie aber! — O Veni, wärst du dagewesen! — Sie kehrte sich auf dem Absatz um: „Adieu, Augustchen!“ Ich konnte nicht mehr, — ich warf mich in den nächsten Stuhl und lachte bis zu Tränen! Er war nicht böse darüber,

— der Randensche zivilisierende Einfluß! Lena, meine Süße, vor Weihnachten bekommst du keinen Brief mehr, — ich habe so furchtbar viel zu tun. Ich bin immer früh heraus, habe schon Kaffee getrunken, wenn mein Vär sich noch auf die andere Seite dreht. Für alle arbeite ich etwas; für dich auch! obgleich ich jetzt mehr im Hause zu tun habe, — die neue Köchin versteht wenig, und mein Vär liebt es, gut zu essen. Mir fliegt die Arbeit nur so von den Händen; Tante Bottchen ist ganz erstaunt, wie weit ich schon bin. Abends liest er mir vor, und das ist so gemütlich, wie ich es dir nicht beschreiben kann. „Faust“ hat er mir vorgelesen; Lena, du kennst den Faust, ob du ihn aber so verstehst wie ich, — d. h. ich meine, ob du Gretchen so verstehen kannst? Ich habe Nächte danach nicht geschlafen, so hat es mich gepackt. Er ist literarisch furchtbar gebildet, fast noch mehr als der Kleine, und Goethe kennt er in- und auswendig. Ich sage oft was Dummes; aber Lena, ich habe ja noch so wenig lesen dürfen und fange erst an, das Leben zu begreifen. Aber dann lacht er nicht, — das finde ich nett von ihm! Du nicht auch? — Schenke mir ein Bild von dir: Kabinettporträt, ganze Figur; du bist so herrlich gewachsen. Dein früheres Bild gefällt mir nicht: es ist nicht mehr ähnlich. Sie haben sich verschönert, Fräulein Magdalene Voern! Gerade am Weihnachtsabend muß es ankommen, und wir stellen es unter den Christbaum und sprechen von dir, der Kleine und ich. Frau Kupffer hat mich liebgewonnen. Sie ist eine bescheidene, warmherzige, offene Frau, und —

wie ich mich freue! — sie hat sich erholt. Sie hat sogar rosige Wangen bekommen, seit sie täglich spazieren gehen kann. Ist es nicht schön, Lenchen, etwas für seine Mitmenschen tun zu können! Die Kinder sind leicht zu lenken, an Gehorsam gewöhnt und haben sich sehr an mich angeschlossen. Sie arbeiten unter meiner Anleitung kleine Weihnachtsgeschenke für die Eltern; die Freude darüber solltest du sehen! Wenn ich eine Extraarbeit vorhabe und nicht zu Kupffers hin kann, vertritt mich Tante Lottchen; das ist doch lieb von ihr? Mit tausend warmen Küssen

deine Elfi.

Dorpat, Januar.

Nun ist Weihnachten vorüber und das neue Jahr da. Die Zeit hat Flügel gehabt. Ein neues Jahr . . . Mir war doch sonderbar zumute am Silvesterabend. Vor einer kurzen Spanne Zeit noch, — wie anders war alles! Wer hätte ahnen können, daß dies Jahr das ereignisreichste in meinem Leben sein würde! Oder — birgt dieses eben begonnene noch mehr der Wunder, des Neuen, — Undenkbaren? — Weihnachten war wunderschön, — er ruft! Auf Wiedersehen, liebes Tagebuch!

Dorpat, Ende Februar.

Anfang März wird das Siebente bei Kupffers erwartet. Wir haben eine kleine Aussteuer dazu fertig gemacht, Tante Lottchen, Alma und ich. Morgen wird

sie hingeschickt. Alle Sachen in rosa Papier gewickelt und mit kleinen Bertschen versehen, die wir zusammen gebündelt haben. Frau Kupffer wünscht sich ein Mädchen, — und Erna soll es heißen. Ich bin so neugierig, was es sein und wie es aussehen wird: ein neugeborenes Kind habe ich noch nie gesehen. Ich hatte Frau Kupffer angeboten, die drei Jüngsten mit dem Kindermädchen für den März zu uns zu nehmen, damit sie mehr Ruhe hat; sie nahm diesen Vorschlag zwar etwas zögernd, doch mit großem Dank an. Und wie ich meinem Bär davon erzähle, gerät er in heftige Wut! „Das fehlt auch noch, sich mit drei fremden Würmern zu bekränzen! Nein, liebe Erna, daraus wird nichts. Du sitzt mir so schon viel zu viel bei diesen Kupffers; hast du erst die Bälger im Hause, dann ist es mit aller Ruhe und Gemütlichkeit vorbei. Nein, das erlaube ich unter keiner Bedingung!“ „Bärchen, liebes Bärchen, — ich habe es Frau Kupffer aber schon gesagt.“ „Ohne meine Einwilligung! Ohne mit mir darüber gesprochen zu haben! Das finde ich stark!“ Das Weinen war mir nahe: „Du hast recht, es war sehr dumm von mir . . . Mir kam der Gedanke aber gar nicht in den Sinn, daß du es nicht erlauben würdest! Es sind stille, artige Kinder; ich werde schon dafür sorgen, daß sie dich nicht stören!“ „Des Nachts werden sie plärren und einen nicht schlafen lassen, — und am Ende wird noch 'n Wurm krank, dann hat man die Bescherung!“ Ich stand ratlos da: „Was soll ich aber nun tun?“ „Zu Frau Kupffer gehen und ihr die Wahrheit sagen: mein Mann er-

laubt es nicht. Punktum!“ „Nein, das kann ich nicht, das bringe ich nicht übers Herz, — das würde sie zu sehr aufregen. Du mußt es doch einsehen, Bärchen: es wäre zu rücksichtslos!“ Er ging dröhnenden Schrittes im Zimmer auf und ab. „Rücksichtslos! Was habe ich auf fremde Menschen Rücksicht zu nehmen! Was geht mich Frau Kupffer an!! Ich finde nur, das ich rücksichtslos behandelt werde, und zwar von dir! Nach meinen Wünschen wird nicht gefragt, das ist Nebensache: wenn du nur gefällig sein und die Liebenswürdige spielen kannst. Du hast dir diese Suppe allein eingebrockt; ich helfe dir nicht, sie auszueffen. Die Kinder bleiben, wo sie sind: das ist mein letztes Wort!“ Ich sank vernichtet in den nächsten Stuhl. Ich wußte, nun war alles Bitten und Vorstellen vergebens. Da erscholl Tante Vottchens Stimme, die erregt sagte: „Nein, die Kinder kommen zu uns!“ Also so laut hatte er gesprochen, daß sie es im Vorhause hören konnte. Wie ich mich schämte! Tante Vottchen setzte sich und packte mehrere Jäckchen und Hemden aus; ihre Hände zitterten, und dunkle Flecke brannten auf ihren Wangen: „Das trifft sich ja herrlich! Wünsche Ihnen Glück zur Einquartierung!“ Ich sah auf, — ich staunte ihn förmlich an: keine Spur von Verlegenheit! Und ich — —. „Komm, Elfi, wir wollen noch die letzten Sachen einpacken. Wo hast du die übrigen?“ „Im Gastzimmer, Tantchen!“ Nachdem wir in bangem Schweigen die zarten, duftigen Jäckchen, die ganze kleine Aussteuer in einen Korb gepackt hatten, legte Tante Vottchen die Arme um

mich: „Arme kleine Elfi!“ „Bitte, erzähle dem Kleinen nichts, bitte, Tantschen!“ „Werde mich hüten! Sei ruhig, Elfi, — ich werde die Sache schon diplomatisch einfädeln. Verlaß dich auf mich! Auch mit Frau Kupffer werde ich sprechen.“ „Was wirst du ihr sagen?“ „Daß du doch zu wenig Erfahrung mit Kleinen Kindern hast, ich sie daher bitte, mir dieselben anzuvertrauen!“ „Bestes Tantschen, das war eine Hilfe in der Not! Wenn du dich nun aber nicht erboten hättest, — was dann?“ „Ziehe die Lehre daraus, Herzenskind, nichts ohne die Einwilligung deines Mannes zu tun, — dann wirst du dir solche Szenen ersparen. In der Sache selbst hatte er ja recht; die Art und Weise — —, nun, du mußt dich damit abzufinden suchen.“ „Ja, Tantschen, er hatte recht, das sehe ich ein; aber ich, ich wollte ja nichts Böses, ich wollte ihnen . . .“ „Ich weiß, beruhige dich, nimm es dir nicht zu Herzen, er hat es nicht böse gemeint. Männer werden leicht heftig, wenn sie sich in ihren Rechten beeinträchtigt glauben; aber — was ist dir, Elfi? Du wirst totenblaß.“ Ich warf mich in ihre Arme und schluchzte: „Ich weiß nicht, Tantschen, ich fühle mich nicht wohl, — mir ist so übel, und es dreht sich mir alles im Kreise herum . . . So ist mir noch nie zumute gewesen.“ Sie hielt mich fest und warm an ihrem Herzen, wie eine Mutter. „Komm, setze dich und erzähle mir, seit wann du dich so unwohl fühlst.“ Wir sprachen längere Zeit; dann sagte Tante Vottschen weich: „Mein Liebling, ich denke mir, du wirst im Herbst Mutter werden . . .“ Sie küßte mich sanft —

und ging. Ich stand auf, ging in unser Schlafzimmer und fiel an meinem Bett in die Knie. Ein solcher Strom von Glück ging durch mein ganzes Wesen, daß mir fast die Sinne schwanden: „Elfi, wo steckst du?“ Er trat ins Zimmer: „Elfi, was ist dir? Beleidigt, kleine Frau?“ Ich sah zu ihm auf, — und er zog mich in seine Arme, er hob mich empor: „Bärchen . . .“ Ich versteckte mein Gesicht an seiner Brust, — und da — — habe ich es ihm gesagt. Er küßte mich, — und unter diesem Kuß erwachte ein Gefühl in meinem Herzen, tief, tief drinnen, — ein zartes grünes Halmchen strebte zum Licht empor: die Liebe war es, die Liebe zum Vater meines Kindes. Ich schlang meine Arme um seinen Hals, und so wurde unsere Ehe geschlossen — jetzt erst. — Was wohl der Kleine dazu sagen wird?!

Dorpat, d. 15. März.

Ich fühle mich wieder frisch und gesund. Die sonderbaren Schwäche- und Übligkeitsanfälle sind vorüber. Die Verchen sind da, der Frühling kommt! Kommt so verheißungsvoll wie ein Gotteswunder. Ich möchte jauchzen und singen und bin doch still in meinem großen Glück. Mir ist, als hätte der Engel zu mir gesprochen — wie einst zu Maria, und ich beuge die Knie wie sie und antworte; „Mir geschehe, wie du gesagt hast.“ Heilig ist dies Geheimnis und heilig jedes neue Leben; denn es kommt von Gott. Wenn es wieder Frühling wird, dann ist die Erfüllung da, dann trage ich mein Kind hinaus in die blühende.

sonnige Frühlingswelt und zeige ihr mein Gottesgeschenk, die Menschenblüte, die im Herbst ans Licht kam. Er ist sehr lieb zu mir und möchte sorgsam sein, mein täppischer Bär; es gelingt ihm nicht immer. Wo sollte er es auch gelernt haben? Bei Schwägerin Klothilde und der Sippe doch nimmermehr, und angeboren ist es ihm leider nicht. Der Kleine! — o mein Einziger! Ich saß neben ihm auf seinem alten Ledersofa, ganz dicht an ihn geschmiegt; ich sagte kein Wort, ich streichelte nur seine Hand, und große, warme, glückliche Tränen fielen darauf wie Frühlingsregen! — da hat er mich verstanden. Er legte den Arm um mich, — schützend, — als wollte er mit seiner großen echten Liebe mich emporheben, — hinauf, — in die Höhe, — wo es keinen Schmerz gibt, — wo alles rein und hell ist und alle weiße Kleider tragen. — — „Gott segne dich, Liebling!“ — Seine Stimme bebte. Lange saßen wir so. Heimliches Dämmern erfüllte das liebe trauliche Zimmer, und beide sahen wir auf das Bild der lachenden jungen Frau, auf deren schönem Gesicht noch ein letzter Tageschimmer lag. „Mutter!“ sagte ich.

Dorpat, d. 18. März.

Bei Frau Kupffer ist seit gestern ein Töchterchen da. Ich wollte gleich hingehen, als ich die Nachricht bekam, aber er erlaubte es nicht, es sei nicht Sitte, sagte er. „Wie weißt du das, mein Bär? Du bist doch gänzlich unerfahren in solchen Sachen.“ Er wurde etwas verlegen, — das steht ihm, — dann sieht



er niedlich aus. „Doch nicht so ganz wie gewisse andere Leute. Ich besitze ungezählte Neffen und Nichten, daher meine Weisheit.“ „Ja, du hast recht.“ „Wie immer.“ „Nein, nicht immer, Bärchen. Sei nicht so selbstbewußt, das wird zu den Fehlern gerechnet.“ „Ich halte es für einen Vorzug, notabene, für einen Mann, der muß sich seines Wertes bewußt sein, — für die Frau dagegen ist Bescheidenheit eine Bier.“ „Doch weiter kommt man ohne ihr!“ Er lachte. „Aber auch leicht zu weit.“ „Wann also kann ich zu Frau Kupffer gehen? Morgen? — Ich brenne vor Ungeduld, mein zukünftiges Pärchen zu sehen.“ „Was ist an solch kleinem Wurm zu sehen?“ Ich zupfte ihn am Bart. „Wirst du später auch so sprechen? Nimm dich in acht, — eine solche Bemerkung! und allerhöchste Ungnade ist dein Los.“ „Ja, Bauer, das ist etwas ganz anderes!“

Später. Frau Kupffer lag im Bett, sah blaß, aber sehr glücklich aus. Eine dicke Frau mit einer großen weißen Schürze brachte das Kind herein. Ich gab mir Mühe, meine Enttäuschung zu verbergen. Ein kleines, rotes, verschrumpftes Gesicht, — gar keine Augen, spinnendürre, rote Händchen! Ob Neugeborene immer so abscheulich häßlich sind? — ob meins auch? — das kann ich mir nicht denken. Bei Kindern sind doch Unterschiede, — eins ist hübsch, — eins häßlich. Ich verfiel in Nachdenken und starrte unverwandt auf das kleine Geschöpf, das so alt und verwelkt aussah. Plötzlich verzog es den Mund, und ein eigentümlich

quärender Laut ließ sich hören, hilfsehend und abstoßend zugleich. Frau Kupffer lächelte. „Hungrig, mein Kleinen?“ Ich ging hinaus. Die dicke Frau folgte mir, vertraulich lächelnd. „Wann geben Frau Professor mir zu tun?“ „Ich? — Wie meinen Sie das?“ — „Nun, der Storch bringt die Kinder doch nicht, — ich bin der Storch!“ „Sie?“ — „Ja,“ sie lachte mit breitem Munde, so daß man ihre weißen Zähne sah, „ja, ich! Auf Wiedersehen, Frau Professor!“ Ich ging gleich zu Tante Vottchen und erzählte ihr von meinem Besuch bei Kupffers. „Tantchen, was hat sie gemeint, die Dicke? Ich laß sie nicht in meine Nähe.“ Wozu hat man sie denn nötig? Ich habe ja dich!“ „Ja, liebe kleine Elfi, du hast mich; beunruhige dich nicht weiter.“ „Die — und ein Storch? — Tantchen, der Vergleich ist zu dumm!“ Wir lachten beide, aber Tantchen sah mir doch so aus, als fände sie ihn nicht ganz unberechtigt. Mit Tantchen lebe ich mich jetzt wieder ein, — wir sind uns so viel nähergetreten, seit sie mein seliges Geheimnis erraten hat. Wir sprechen immer nur vom Kleinen, — denn daß es ein Sohn sein wird, das steht fest. Ich spare, spare, — sein Zimmer soll eine neue weiße Tapete bekommen, mit blauen Blumen, — eine dicke Tapete, die man abreiben kann. Ich habe irgendwo gelesen, daß Staub Kindern besonders schädlich sein soll. Das große sonnige Gastzimmer mit zwei Fenstern soll er haben. Der Kinderwagen muß weiß sein mit hellblau seidenen Gardinen und die ganze kleine Aussteuer blau und weiß, wir arbeiten schon eifrig daran, Tant-

chen und ich. Noch weiß es hier niemand, auch Alma habe ich nichts gesagt, — es ist so schön, ein Geheimnis zu haben! Lena hat mich enttäuscht, zum erstenmal! Ich schrieb es ihr, — und sie antwortete kühl: „Daß ich mich darüber freue, kann ich gerade nicht behaupten, — im Gegentheil! — ich hätte mich viel mehr gefreut, wenn es später gekommen wäre. Du bist noch so jung, Elfi, und hättest dein Leben genießen sollen, dich hineingewöhnen in die neuen Verhältnisse und dich mit deinem Manne einleben, — ist erst ein Kind da, dann kommt es nicht mehr recht dazu, dann beansprucht es einen zu großen Teil der Zeit — — und Liebe.“ — Fehlgeschossen, meine kluge Lena! Auch kluge Leute versehen sich zuweilen. Es nimmt mich nicht wunder, — wie soll sie es kennen, — wie soll sie es begreifen? das Glück — — mein Glück! — —

Dorpat, d. 15. Mai.

Ich habe dich vernachlässigt, liebes Tagebuch, vernachlässigt auf eine ganz unverantwortliche Weise, — aber du bist mir nicht böse, nicht wahr? Meine Zeit war so ausgefüllt, Herz, Kopf, Hände so beschäftigt; fogar an Lena habe ich nur Karten geschrieben. Nun hat eine Trauernachricht mich so erschüttert, daß ich die Arbeiten, das Klavierspiel und die Geselligkeit für einige Zeit beiseite lasse. Kurtchen ist gestorben! — — Die letzten Nachrichten lauteten schon nicht gut, und eine bange Ahnung des Kommenden schnürte mir das Herz zusammen. Frau v. Wigleben schien an keine

ernstliche Gefahr zu glauben, — nun hat es sie getroffen bis ins Innerste! — Sie schreibt verzweifelt, fassungslos, — sie murret gegen Gott, — sie macht sich selbst Vorwürfe! „Warum wollte ich nur den einen Jungen haben? Nun wird der Himmel mir ein Kind versagen, und wenn ich Tag und Nacht darum bitte! Frau Elfi, und wenn Sie zwölfte haben, murren Sie nicht! Nehmen Sie ihn mit Dank hin, den Kindersegen; lassen Sie sich das raten von einer verzweifelnden Mutter. Nur das eine Mädelchen ist uns geblieben, und ich hätte gewiß vier stramme Jungen haben können, — hätte ich nur gewollt! Mein Mann ist wie gebrochen, — er spricht sich nicht aus, — aber ich lese den stillen Vorwurf in seinen Augen. — Unser Kurtchen tot! — An Sie hat er bis zuletzt gedacht: ich schicke Ihnen den Zettel, am Tage vor seinem Tode geschrieben. Er klagte so oft: „Der Vogel mit den schwarzen Flügeln kommt und setzt sich mir auf die Brust! Laß Tante Elfi kommen; sie verstand ihn fortzuschrecken, — sie allein.“ — Auf dem Zettel stand mit Bleistift geschrieben: „Ich habe dich so lieb, Elfi, dein kranker Kurti.“ Ich küßte den Zettel, und meine heißen Tränen fielen darauf. — Mein Kurtchen, nun bist du nicht mehr krank, nun hast du helle, schimmernde Flügel, und einen Kranz von weißen Rosen trägst du auf deinem dunkeln Lockenköpfchen, — Licht ist um dich her, — kein dunkler Schatten schreckt dich, — nie wird es mehr angstvoll klopfen, dein kleines Herz, nie wird es sich mehr einsam fühlen, — der Freund der Kinder hat dich zu sich gezogen —

aus lauter Güte! — Arme Frau v. Witzleben! Wenn das Lachen verstummt und die Lebensfreude getrübt wird, wie arm sind sie dann, die sich so reich dünkten, die Kinder der Welt, wie arm und töricht! Wollte Gott ihr einen Sohn geben! Dieser Tod hat ihr nicht alles genommen, wie sie meint, — er hat ihr im Gegenteil viel gegeben, er hat sie sich selbst zurückgegeben, — so wird Verlust — Gewinn im Reich Gottes. Ich habe solch ein Gefühl von Beruhigung, ich weiß mein Kurtchen geborgen, — und dennoch beweine ich seinen Verlust, — mir ist noch kein Liebesgestorben! Hätte ich bei dir sein dürfen, Kurti, mein armer Liebling, in deinen letzten hangen Stunden, vielleicht hätte ich dir das Dunkel des Weges erhellen können, des schaurigen Weges, den wir alle gehen müssen, — allein gehen, — von den Liebsten verlassen.

„Wie kann man nur um ein fremdes Kind so trauern, Elfi? Du bist sentimental.“ Ich sah ihn an, die Augen noch feucht von Tränen. Konnte er durch diese Augen nicht in meine Seele blicken und meine Seele verstehen?! Der Kleine trauert mit mir, — er hatte Kurtchen auch so lieb. Er wurde ganz blaß, als er mich heute fragte: „Sind Herzleiden am Ende erblich in der Familie?“ „Ich glaube nicht, Erni. Wie kommst du darauf? Kurtchens Vater soll jedenfalls kerngesund sein und seine Mutter, wie du weißt, doch auch!“ Er seufzte erleichtert auf: „Gott sei Dank!“

Dorpat, d. 20. Mai.

Ich soll zu Pfingsten nach Sonten; Tante Elisabeth besteht darauf. Ich? — wie egoistisch das klingt! Wir, soll es heißen, Erni, Vär und ich. Eigentlich ist es das Vernünftigste, was wir tun können; die Universitätsferien fangen in diesen Tagen an, wir sind dann freie Menschen, — und Pfingsten auf dem Lande, besonders in Sonten, ist einfach himmlisch! Mein Vär schüttelte anfangs brummend den Kopf; er wollte nicht, aber er wurde überstimmt; Onkel Heinrich wußte ihn mit späteren Entenjagden zu locken, und dieser Lockung konnte er nicht widerstehen. Er ist nämlich passionierter Jäger. Ich soll bis Ende August in Sonten bleiben, der Kleine auch; Vär spricht sich noch nicht über seine Sommerpläne aus; darin ist er wirklich sonderbar. Wenn er eine Fahrt oder eine Jagd vorhat, wird nie im voraus darüber gesprochen: es kommt wie aus der Pistole geschossen. Dann laufen wir alle wie die Ameisen im Hause umher, — er kommandiert; rasch muß es gehen, rasch wie der Blitz. Ob es möglich ist, — danach fragt er nicht, — aber fertiggeschafft muß es werden. Ich staune, wie ein einfacher Professor der Rechte solche Paschalaunen und Gewohnheiten angenommen haben kann! Ich habe etwas Ähnliches bisher bei keinem Herrn gesehen, nun, und die Majorsratsherren und reichen Gutsbesitzer meiner Verwandtschaft könnten sich doch naturgemäß eher solche Allüren erlauben. — Wenn er dann endlich fort ist, sinken wir alle erschöpft hin und atmen erleichtert auf. Bei ihm kann man nie wissen, wann und wodurch ein Gewitter

Losbricht und wo es einschlägt! — Ich habe Angst vor ihm, das merkt er, und das freut ihn! — Er ist mir in vielen Dingen unverständlich!

Wir müssen unsere Reisevorbereitungen beschleunigen. Ich habe sehr viel zu tun, um das Haus für den Sommerschlaf einzuhüllen und meine Toilette in Ordnung zu bringen. Langweilig, daß mir meine vielen Kleider zu eng werden! Ich muß mir einige lose Morgenröcke machen lassen, auf Tante Vottchens Rat. Wenn meine Tochter heiratet, kriegt sie höchstens vier Kleider zur Aussteuer. — Anna war neulich hier, um sich zu verabschieden; sie hat eine Stelle in Riga in einem Restaurant angenommen. Mit ihr „einzelnes Err at sich verzankt“, wie sie sagt. „Is Geizpudel und denkt, ich stehlen! At mir oches Gasch geboten und bitten, ich soll bleiben; aber ich? — Mich von wo! Heinfaches Dienstperson muß hauch sein Stolz aben! Ich bin ehrliches Mensch, — ich kein Errschaft nich bestehlen! Dort in Riga — ich verdienen viel Geld un ersparen, — dann ich kommen zurück nach Dorpat un eiraten un beköstigen Studentens.“ Seit ich mich mit Anna ausgesprochen, ist sie mir nicht mehr unsympathisch; im Gegenteil, ich habe sie lieb! Welchen Versuchungen sind diese armen Dienstmädchen ausgesetzt! und wir Frauen der höhern Stände werfen Steine auf sie, ohne uns die leiseste Mühe zu geben, uns in ihre Lage hineinzuversetzen, ohne den Versuch zu machen, sie sittlich zu heben. Ich schenkte Anna ein neues Testament in lettischer Sprache und bat sie, täglich darin zu lesen, mir zuliebe. „Versprechen will

ich nicht, gnädig Frau, aber Sonntag ich will wohl lesen.“ Auf das Titelblatt hatte ich den Vers geschrieben: „Also wird auch mehr Freude im Himmel sein über einen Sünder, der Buße tut, vor neunundneunzig Gerechten.“ Anna las die Worte und sah mich nachdenklich an: „Ist das wahr?“ „Ja, Anna, es ist wahr, unser Heiland hat es gesagt.“ „Dann ist er gutes Mann gewesen! Ich bin wenig in Kirche gegangen, gnädig Frau, aber nu will bei bißchens anfangen. Un“ — sie stockte — „gnädig Frau verzeihen, wenn was Kleines einpassiert, dann lassen schreiben ein Wortchen Anna Kudrei, was liebt junge gnädig Frau, weil gnädig Frau gutes Erz at, sehr gutes Erz!“ Sie hatte Tränen in den Augen, als sie mir die Hand küßte. Vielleicht durfte ich ein Samenkorn austreuen, — und es fiel auf gutes Land.

Sonten, d. 3. Juni.

Was soll ich dir sagen, liebste Vena, es ist paradiesisch hier! Nun, du kannst es dir denken. — Der Kleine war doch etwas blaß und semester müde; jetzt erholt er sich und blüht auf. Wir sind viel zusammen, — eigentlich immer, und das ist Festtagsfreude für uns. Ich bin wohl, rosig, frisch und lustig. Täglich werden weite Spaziergänge unternommen, entweder mit dem Kleinen oder mit Onkel Heinrich. Mein Vär war mit uns gekommen, ist aber zu einem Better nach Livland gefahren. In einigen Wochen, zur Entenjagd, kommt er wieder. Ich vermisse ihn, ja Vena, es ist so.



Schüttle nicht ungläubig dein schönes Haupt. Lenchen, ich will dir ein süßes Geheimnis ins rosige kleine Ohr flüstern: „Ich fange an, meinen Vären zu lieben.“ Noch ist dies Gefühl eine zarte Pflanze, die sich schüchtern ans Licht drängt, aber sie wurzelt in der Tiefe, — das fühle ich — und wenn sie Sonne hat und weiche Luft, dann wird sie wachsen, wachsen und blühen! Sage, Lena, gibt es auf Erden eine glücklichere Frau als Erna Walden? Noch etwas sehr Überraschendes muß ich dir sagen, meine Lena. Denke dir, Erich hat eine unglückliche Liebe — und zwar zu einer verheirateten Frau! Wer kann es nur sein? — Armer, lieber Erich! Als Tante Lottchen mir beim Packen half, kam so von ungefähr die Rede auf Erich, und ich sagte, wie es mich schmerzt, daß er mir nie mehr schreibt und sich so fremd zu mir stellt. Wir hatten noch nie darüber gesprochen. Da kam Tantchen ganz nahe zu mir und sagte weich: „Elfi, verurteile Erich nicht und mißverstehe ihn nicht, er trägt schwer an einem großen, wie er glaubt: unheilbaren Leid — — er liebt! —“ „Nun, und?“ „Er wird nicht wieder geliebt, und die — Frau, der er sein ganzes warmes reiches Herz geschenkt — ist unwiederbringlich für ihn verloren!“ „Ist sie tot, Tantchen?“ „Für ihn, ja! Schlimmer als das, — sie ist verheiratet! — —“ „Verheiratet? Und sie hat Erich vordem gekannt — und ihn nicht geliebt, — Erich nicht geliebt? — das begreife ich nicht!“ „Ich auch nicht, Elfi, — aber es ist dennoch so.“ „Wer ist es, Tantchen?“ „Frage mich nie danach — — ich kann es dir nicht sagen! Vielleicht

war es nicht recht, daß ich dir so viel gesagt habe, — aber ich konnte es nicht ertragen, daß du Erich in falschem Licht siehst; ihr seid doch stets wie Geschwister gewesen.“ „Ja, Tantchen, jetzt verstehe ich, warum du so verändert warst! Bitte, verzeih mir; ich bin oft so böse auf dich gewesen, — auf dich — — und auf Erich!“ „Schreibe ihm kein Wort von dem, was ich dir jetzt gesagt, Elfi, auch nicht die leiseste Andeutung, ich bitte dich! An diese offene Wunde darf man nicht rühren!“ „Ja, Tantchen, aber lieben werde ich ihn von jetzt an noch mehr — und für ihn beten, — jetzt, wo ich verstehe, was lieben ist, — und was es sein muß, — zu entsagen! Armer Erich! Und er, der so bestimmt schien für das Glück!“ Tantchen weinte leise vor sich hin. „Wer ist glücklich, Elfi? Die Randens jedenfalls nicht.“ Ich umfaßte sie und küßte sie innig; „Tantchen, ich trauere mit dir; das ist dir vielleicht ein kleiner Trost in deinem großen Kummer.“ Sie streichelte meine Wange. „Liebe Elfi, ja, es ist mir ein Trost. Ich habe es so schmerzlich vermißt, nicht frei über Erich mit dir sprechen zu können wie sonst.“ „Von nun an wirst du es doch tun, Tantchen?“ „Ja, Elfi.“ „Wenn mein Sohn auch einmal so lieben würde, so unglücklich! — ich würde die Frau hassen!“ Tantchen sah rasch auf. „Es ist schwer für ein Mutterherz, sich darein zu finden, — aber hassen, Elfi? — Freilich, auch ich bin nahe daran gewesen, — aber, gottlob! ich habe es überwunden.“ „Ja, gottlob, Tantchen, es muß weh thun, — zu hassen! Darf ich es Vena sagen?“ „Vena

weiß es.“ Nun sage mir, Vena, du Böglein Unwissend, wie konntest du in Erichs Herzen lesen? Und ich, seine Schwester, ahnte nichts von dieser Liebe! — Ich dachte, — ich fürchtete sogar — — wie töricht man doch zuweilen ist — —, er sei in mich verliebt, und daraus hätte nie etwas werden können, — nie, — der Kleine sagte es einmal sehr ernst. Ich kann Erichs Bild seitdem nicht los werden! Ich sehe ihn vor mir, als wir Abschied nahmen, im Garten, und er mir sagte, er wolle mir die seidenen dustigen Orientgewebe, wie Titania sie getragen, mitbringen; ob ich darauf warten wolle? — Und damals hat er schon diese Liebe im Herzen getragen, die heiße Liebe zu der schönen, stolzen fremden Frau, die ihn verriet, die einen andern nahm, während er mit seinem Schiff auf dem weiten Weltmeer fuhr, — ihr Bild im Herzen. Wer es wohl sein mag? Ich denke sie mir voll, groß, mit dunklen Augen und einem bezaubernden Lächeln . . . . Du auch, Vena? — Sie hat gewiß Boutons in den Ohren; die blitzen und gleißen, wenn sie den dunkeln Kopf mit dem blauschwarzen Haar bewegt — und lacht . . . . Sie kann lachen, sie kann vielleicht glücklich sein — und hat ihn verwundet bis ins Innerste . . . . Ach, Venchen, ich möchte weinen, daß es so ist. — Ob der Kleine es auch weiß? Ihr zwei, — ich weiß nicht, wie es kommt, — aber ihr habt die Schlüssel zu den Menschenherzen, — und ich — — bin nur eine törichte kleine Frau, — aber ich werde klüger, paß auf, Venchen! Wenn mein Junge da ist, dann sollt ihr staunen! Schon jetzt fühle ich mich wachsen. Venchen, dies

keimende neue Leben, — es ist sehr wunderbar . . . .  
 Man kommt sich geheiligt vor, gewürdigt, eine werdende  
 Menschenseele in sich zu tragen. Ich möchte in dieser  
 Zeit des Wartens so still und froh sein, so rein und  
 tauklar. Der Kleine versteht mich, — und er hilft  
 mir dazu, — und sie alle, die lieben feinfühligem  
 Sontener. Sie umgeben mich mit Sorgfalt und Liebe,  
 — sie verwöhnen mich bis zu einem Grade, wo es  
 schon anfängt, unerlaubt zu werden. „Prinzeß Elfi“  
 so nennen sie mich, — und für Prinzeß Elfi springen  
 alle im Hause auf; sie erraten ihre Gedanken, ihre  
 Wünsche, — wenn sie es bis zum Wünschen kommen  
 lassen. Schön ist es doch, Vena, wunderschön, — und  
 ich dehne mich und wachse im sonnigen Licht. Die  
 Tage kommen und gehen: der Mai mit seinem Blühen  
 ist vorbei, — nun kommt der Juni und bringt uns  
 Jasminduft und den köstlichen Heugeruch der frisch-  
 gemähten Wiesen. Es ist, als badete ich in einem  
 Strom von weichem, wohligem, sonnendurchwärmtem  
 Wasser: die blaue durchsichtige Flut trägt mich, hält  
 mich . . . . Am Ufer blüht es, weiß und rot und  
 blau . . . . Mit Bergißmeinnichtaugen lacht meine  
 Kindheit mich an, — und im blühenden Faulbaum  
 singt die Nachtigall ihr Liebeslied. Ich breite die  
 Arme aus . . . . ich recke mich in die Höhe . . . . das  
 junge liebende Weib. —

Wie zart sie sind, die Bettern! Arx und Theo  
 hätte ich das nie zugetraut: sie hüten mich wie ein  
 kostbares Kleinod. Heine ist leider nicht da, ist seit  
 dem April auf Reisen; ich vermisse ihn sehr. Evi ist

zur holdesten Rose erblüht, liebreizend in ihrem bräutlichen Glück. Mahse gleicht immer mehr Tante Elisabeth in ihrer ruhigen, sinnigen Art. Neulich fragte sie mich: „Elfi, wie kommt es, daß du so zugenommen hast? Du hattest doch früher eine schlankere Taille als Evi?“ Ich lag auf dem ideal-bequemen Biegestuhl, den Onkel Heinrich mir aus Riga hat kommen lassen, — und Mahse saß auf einem niedrigen Strohstuhl neben mir. Ich zog ihr braunes Köpfchen dicht an mich heran und sagte: „Kleine Mahse, der liebe Gott wird mir vielleicht im Herbst ein Kindchen schenken, ein kleines, süßes, eigenes Kindchen. Gott hat es so eingerichtet. Warum? Das weiß ich selbst nicht.“ Wir schwiegen, — hoch oben in der Luft schossen die Schwalben hin in raschem Fluge: „Gottes Wege sind geheimnisvoll, Mahse; Wunder umgeben uns auf Schritt und Tritt. Wir gehen nur so achtlos daran vorüber. Sieh dies Schwalbenpaar: es holt sich Behm und baut sein Nest dicht am Dach, wohin keine Katze kommen kann, — und dann setzt sich die Schwälbin hinein und legt kleine gefleckte Eier. Sie sitzt geduldig wochenlang und wärmt und hütet ihr Nestchen. Ihr kleines Vogelherz ist so voll Liebe, — und siehst du, Mahse, durch diese Liebe wird Leben geweckt in den kleinen toten Eierchen, und kleine Vögel erstehen darin, zerbrechen die Eierschale und kommen ans Licht. Dann fliegt die Schwalbenmutter aus, holt Würmchen und Larven für ihre Kleinen, — und selig ist sie, das hörst du an ihrem süßen Gezwitzcher, wenn sie ins Nest zu ihren Jungen kommt. Vogel-

liebe und Menschenliebe, — sie bauen ein warmes Nest, kleine Mahse! Und dann gibt Gott seinen Segen, daß dies Nest nicht leer bleibt.“ Sie nahm meine Hand und küßte sie: „Also für dein Schwälbchen arbeitet ihr alle?“ „Ja, Mahse, weil meins keine Federn mitbekommt!“ „Darf ich auch lernen, ein Federchen zu machen?“ „Ja, liebe kleine Mahse, — und ich will deine Lehrmeisterin sein.“ „Elfi, ich denke es mir so wunderschön . . .“ Träumerisch sah sie den Schwalben nach. „Dein Schwälbchen, wie werden wir das lieben.“

Leider kommt sehr viel Besuch her. Ich sage „leider“, weil es am schönsten ist, wenn wir allein sind. Zuweilen sind es ja nette, liebenswürdige Menschen; manchmal aber hat man nach solch einem landschen Besuch, — so recht gemüthlich zum Kaffee und Abendessen — also, schlecht gerechnet: sechs bis sieben Stunden — das Gefühl, als hätte man Holz gehackt. Wenn er dann endlich fort ist, bleiben wir noch ein Weilchen zusammen und besprechen die Erlebnisse des Tages; dann wird man sofort wieder frisch, lacht sich noch ein bißchen aus und schläft herrlich. Neulich war eine Baronin Südern hier: Onkel Heinrichs Antipathie, — er sagt, die Milch wird sauer, wenn sie daran vorübergeht; sie hätte von Rechts wegen alte Jungfer werden sollen! — Sie ist es geblieben trotz ihres Trauringes, Onkelchen! „Bierzigtausend Rubel nur — und die Bisage! Der arme Südern! Nicht für eine Million! Und noch dazu ist das Frauenzimmer ‚bosig‘ und haßt auf jeden

Menschen los!!“ — „Ach ja, Onkelchen!“ „Was hat sie denn dir angetan, Prinzkeßchen? Elfen werden von solchen Hexen doch meist in Ruhe gelassen.“ „Das kann ich euch nicht erzählen!“ Ich wurde rot; Theo sah mich sprachlos an: „Was? Also so weit ist sie gegangen? Das muß blutig gerochen werden!“ — Dir kann ich es erzählen; Lena und Tante Elisabeth habe ich es auch gesagt. Nach dem Kaffee blieben wir ein Weilchen im Garten allein; Tante Elisabeth war ins Haus gegangen, um das Abendessen zu bestellen: „Nun, meine liebe Frau Walden, Sie genießen wohl in vollen Zügen das bequeme Leben hier in Sonten?! Bei Ihrem Zustande besonders angenehm! Daß Sie sich aber nicht genießen, — ja, sehen Sie, — das begreife ich nicht!“ „Genießen? Warum denn? Ich verstehe Sie nicht, gnädige Frau.“ Sie neigte ihre spitze Nase so dicht an mein Ohr, daß sie dasselbe fast berührte: „Die erwachsenen jungen Leute hier, — ihre Vettern, — der viele Herrenbesuch aus der Nachbarschaft, — und — — man sieht es Ihnen an, liebe Frau Walden! Bilden Sie sich nur nicht das Gegenteil ein. Ich an Ihrer Stelle würde mir die Augen aus dem Kopfe schämen!“ „Es ist aber doch nichts Schlechtes, ein Kind zu erwarten? Es ist ein Glück! In allen Familien ist es so. Sie haben doch selbst Kinder, gnädige Frau!“ „Ja — aber — — ich habe mich in dieser Zeit eingesperrt, — direkt eingesperrt, — sage ich Ihnen! Ich habe noch weibliches Schamgefühl. Ich habe, gottlob! nicht die modernen Ansichten der jetzigen jungen Frauen; gottlob!!“ Tante

Elisabeth und Evi kamen; ich stand auf, ich war ver-  
ärgert, und zu gleicher Zeit fand ich es so komisch,  
daß ich mich in eine stille Laube zurückzog — und  
auslachte. Sage, Veni, wie gefällt dir diese Baronin  
Sündern? Sie schämt sich die Augen aus dem Kopf,  
wenn sie ein Kind erwartet, und spricht mehr als  
zweideutige Sachen mit den Herren, sagt Tante  
Elisabeth; das nennt sie Schamgefühl haben! — Daß  
uns fromm die Hände falten, Veni! Gottlob, daß  
wir Sünderinnen nicht so sind wie diese Gerechte  
und — — daß wir keine so spizen Nasen haben! —  
Ich mußte sie während des Abendessens immer darauf-  
hin ansehen und mir ausmalen, wie schwer es für den  
Baron sein muß, ihr einen Kuß zu geben, ohne ihre  
Nase in ernste Gefahr zu bringen. Als ich es Onkel  
Heinrich erzählte, hat er bis zu Tränen darüber ge-  
lacht. „Famos, Elfi! Ich wunderte mich schon die  
ganze Zeit, warum du die holde Emma so fixierdest!“  
„Tat ich das wieder, Onkelchen? Ach dadurch habe  
ich mir schon manche Rüge vom Kleinen zugezogen,  
und es ist wirklich nicht zu entschuldigen. Wenn mir  
solch dumme Gedanken oder Vergleiche einfallen, dann  
starre ich, ohne es zu wissen, die Menschen unverwandt  
an und lächle oft, wie sie behaupten: ironisch, wie  
ich sage: belustigt, und manchmal ist es mir schon  
passiert, daß ich vor Lachen herausgeplatzt bin!“ „So,  
Elfi, mache das mal in meiner Gegenwart; von mir  
kriegst du keine Schelte deswegen, das muß ja gottvoll  
sein!“ Ary läßt sich dir zu Füßen legen, ganz platt,  
wie er sagt; Theo, der ihn in allem kopiert, desgleichen.



und der Kleine grüßt herzlich. Wir sprechen so oft von dir und unserm lieben Nauheim. Du also machst die Saison in London mit! Wieviel Eroberungen kannst du schon verzeichnen?

Deine Elfi, — die schlichte Professorenfrau.

Dorpat, im September.

Nun ist der schöne, der unvergleichlich schöne Sommer vorüber, — — gewesen! Wir sind daheim und bauen unser Nestchen; weich und warm soll es sein für unsern Jungen. Das Zimmer für ihn ist bald fertig; Bärchen hat in meiner Abwesenheit eine schöne weiß und blaue Tapete anbringen lassen; die große, mit weißer Olfarbe angestrichene Kommode und ein ebensolcher Schrank mit Fächern fassen den Reichtum nicht, der ihn erwartet. Von allen Seiten kommen noch täglich reizende Säckelchen, auch von der alten Baronin Werden eine Decke, von lieben herzlichen Worten begleitet; das hat mich ordentlich gerührt! Mein Bär ist sanft und gefügig; er denkt sogar daran, mich zu schonen, obgleich ich der Schonung gar nicht bedarf, sondern frisch und gesund bin; nur auf den Domberg geht es nicht so leicht wie sonst. Tante Bottchen ist von ihrer Erholungsreise in Livland heimgekehrt. Das trägt wesentlich zu meiner Beruhigung bei. Eine Konsultation oder vielmehr eine Visite von Professor Meyer mußte ich erdulden, — warum? ist mir unbegreiflich! Bär hatte das veranstaltet. Wenn nicht Klothildchen dahintersteckt, — — dann wird ich

Hans heißen! Ich ärgerte mich, und warum? das weiß ich nicht, aber es regte mich auf. Er war übrigens nett, — Meyer nämlich, — sprach über das Wetter, verbot mir, auf den Domberg zu gehen, fragte nach Onkel Heinrich — und empfahl sich. Ach ja, das hatte ich vergessen, — er fühlte mir den Puls und ließ sich meine Zunge zeigen, Beinahe hätte ich gesagt, sie ist zuweilen etwas spitz, — sonst einwandfrei! Ich begnügte mich aber damit, sie ihm lachend zu zeigen, und er lachte herzlich mit. Klothilde kam, — um mich in Dorpat zu begrüßen, — wie sie sagte, und fragte, ob ich große Angst vor dem Akt hätte! „Vor was?“ fragte ich. Sie machte ein solches Gesicht, wie die Boten der heiligen Feme es gehabt, daß einem angst und bange wurde. „Vor was also?“ „Nun, liebe Erna, tue doch nicht so, als wüßtest du nicht, was dir bevorsteht!“ „Ich tue nichts, wie du siehst, und weiß nicht, was du meinst.“ Aber ich tat wohl etwas: ich zitterte innerlich! Diese Frau ist schrecklich! — drohend wie eine Hagelwolke! Da zeigte sich mein Vär im Glanz unseres veredelnden Einflusses: er legte mir schützend die Hand auf die Schulter und sagte in ziemlich scharfem Ton: „Ich muß dich bitten, Klothilde, Erna nicht einzuschrecken.“ Sie sah ihn groß und erstaunt an; ich beobachtete mit Spannung, was daraus werden würde, — aber es wurde weiter nichts daraus, als daß sie süß lächelte — insofern sie das überhaupt kann — und milde sagte: „Du hast recht, Augustichen!“ Eine ganz sonderbare Familie, diese Waldens!

Wenn die Morgensonne ins Prinzenzimmer hinein-  
 lugt, so neugierig, so fragend, als könnte sie es gar  
 nicht erwarten, in ein kleines süßes Gesicht zu scheinen,  
 dann gehe ich auch hinein, schließe die Thür hinter mir  
 und nehme eins nach dem andern heraus, — die  
 winzigen, spizenbesetzten Hemdchen aus alter feiner  
 Leinwand, die wir in Sonten nähten, die zarten blau  
 und weißen Fäckchen, die kleinen Strümpfchen; ich  
 drücke einen Kuß auf jedes, und meine ganze Seele  
 ist wie ein Gebet. — Ein seliges Träumen kommt  
 über mich, — ich weiß nicht, was ich denke, — ich  
 fürchte nichts, ich fühle die Gottesnähe! — Junge  
 Mütter sollen manchmal sterben nach der Geburt eines  
 Kindes! Das muß schwer sein! Nie den Mutter-  
 namen von Kindeslippen gehört, nie das kleine Ge-  
 schöpfchen im Arm und am Herzen gewiegt zu haben,  
 mit der unerfüllten Muttersehnsucht fortgehen zu müssen  
 und es allein hier zu lassen, das kleine, liebebedürftige  
 Kind — — — Mein Liebling, ich möchte bei dir  
 bleiben, — — und ich werde es, — ich fühle es  
 deutlich; das Leben fühle ich, nicht den Tod! Wie  
 es sein wird? Darüber mache ich mir keine Gedanken  
 und will mich von niemand darüber belehren lassen.  
 Ich bin Frau geworden, ich werde Mutter sein, —  
 Engelsfittige fühle ich wehen; das Wunder, — das  
 große Wunder der Menschwerdung wird sich vollziehen!  
 Ich falte die Hände; hell lacht der Sonnenschein durchs  
 Fenster, und der blaue Himmel grüßt mich, — —  
 mich, die gottbegnadete Frau. Auf die Knie zieht es  
 mich nieder, an den kleinen Wagen, wo bald, bald

mein Liebling schlummern wird; Tränen überströmen  
mein Gesicht; ein sonderbarer Schmerz durchzuckt mich,  
— — ich stehe mühsam auf, — Tante Dottchen klopft.

Später. Nach einigen Stunden der Ruhe fühle  
ich mich wieder ganz frisch und will noch einige Zeilen  
an Lena und an Tante Elisabeth schreiben.

Dorpat, d. 4. Oktober.

Er ist da, — mein Sohn! Sie wollen mir noch  
nicht erlauben, zu schreiben, — aber ich muß! Mein  
Sohn, — mein eigenes Kind!! Jubeln möchte ich, —  
jubeln!

Dorpat, d. 18. Oktober.

Heute ist er vier Wochen alt; gerade an Ernis  
Geburtstag ist er geboren. Tagebuch, mein liebes,  
daß du keine Augen hast, das bedaure ich; denn ein  
so reizendes, süßes Jungchen bekommst du nie wieder  
zu sehen! Ich lege dich neben ihn: dann hast du  
wenigstens einen Begriff, wie er ist, dann wirst du  
erwärmt von seinem rofigen Körperchen. Und groß  
ist er und schlägt die Augen auf, dunkel-veilchenblaue  
Augen, wie der Kleine sie hat, — und er lächelt!  
Er ist nie rot und verschrumpft gewesen wie Frau  
Kupffers kleines Mädchen: er hatte einen Teint —  
wie — wie Apfelblüte! Frau Heidemann, die Dicke,  
sagte, sie hätte noch nie ein so hübsches Kind gesehen;  
das veröhnte mich mit ihren sonstigen unangenehmen

Eigenschaften. Die Notwendigkeit, diese Dame um mich zu haben, war mir beinahe das Schwerste! Sie kommt, — — fort mit dir, liebes Tagebuch.

Dorpat, d. 1. November.

Hurra! Nun hat die Bevormundung ein Ende! Nun darf ich alles tun, absolut alles; der gute Professor Meyer hat es mir eben erlaubt. Ich hätte ihm vor Freude um den Hals fallen wollen, begnügte mich aber damit, ihm herzlich beide Hände zu schütteln. „Sie sind gesund, kerngesund, Frau Professor. Ein selten glücklicher Verlauf nach alledem; na Schwamm drüber, nicht wahr?“ „Ich bin doch gar nicht krank gewesen, Herr Professor!“ „Krank? hm, wie man's nehmen will. Sie sind jedenfalls eine tapfere kleine Frau und haben sich Ihren Prinzen brav erkämpft. — Soweit wäre ja alles in bester Ordnung, — die zweite Auflage könnte aber etwas auf sich warten lassen! — Rede noch mit dem Herrn Gemahl darüber. Adieu.“ Ich gehe zu meinem Prinzen, setze mich in den Sonnenschein und schreibe, schreibe einmal wieder ordentlich, nach Herzenslust. Er schläft; ab und zu stehe ich auf und beuge mich über ihn; ich liebe es, seinen leisen, warmen Atem auf meiner Wange zu fühlen! Ach, ich liebe ja alles an ihm! Daß ein Herz, ein Menschenherz solch eine Fülle von Liebe in sich bergen kann, das, ja das habe ich nicht geahnt. — Liebe! — Wenn ich dies Wort ausspreche oder hin-schreibe, — dann weitet sich meine Seele. — — —

Gott ist die Liebe. Wer kann das fassen und begreifen!

Es waren ja schwere Stunden, — Stunden solchen Körperschmerzes, daß ich mich zerrissen glaubte, zerbrochen, — — dennoch fürchtete ich nichts, — dennoch war ich heiter und unverzagt, — ich wartete auf mein Kind. Eine große Kraft hielt mich aufrecht, eine feste, liebende Hand, — und ich faßte diese Hand: Herr hilf! — — Zuletzt, — ein süßlicher Geruch erfüllte das Zimmer, — verlor ich das Bewußtsein. — Als ich erwachte, fühlte ich gar keinen Schmerz mehr; ich wollte mich aufrichten, Professor Meyer hielt mich zurück, — auf Tante Vottchens Arm ruhte etwas, in die weiße Wolldecke gehüllt, die ich selbst gearbeitet. „Dein Sohn, Elfi,“ sagte der Kleine. Da kam es über mich, das Unbeschreibliche, — — die heilige Freude! — — Sie legten mir mein Kind in den Arm, ich küßte es, — und meine Tränen fielen auf das kleine Gesichtchen. —

Sie standen alle um mein Bett in tiefem Schweigen, der Kleine, Vär, Onkel Delius, Professor Meyer und Tante Vottchen! In aller Augen schimmerte es wie Tau. — Ich sah von einem zum andern; ich wollte ihnen danken, — wofür? Das wußte ich selbst nicht, — es war nur ein so großes Dankgefühl in meinem Herzen. Professor Meyer beugte sich über mich und küßte mir die Hand. „Nun absolute Ruhe, etwas genießen — und schlafen.“ „Ruhe? Wozu? Ich könnte gleich aufstehen und tanzen!“ „Das wollen wir fürs erste noch sein lassen. Geben Sie dem Gemahl

einen Kuß"; zu Tante Vottchen gewendet: „dann, Frau von Randen, sehen Sie streng darauf, daß Ruhe eingehalten wird; ich bitte darum.“ Die beiden Professoren wollten gehen; da winkte ich Onkel Delius zu mir heran und gab ihm einen Kuß. Als alle fort waren, — da kniete mein ungefügiger Vär an meinem Bett, und seine Stimme zitterte, als er sagte: „Ich danke dir, Elfi!“ „Värchen,“ ich flüsterte es in sein Ohr, „nun kann nichts uns mehr trennen — als der Tod, — denn ich liebe dich!“ — — —

Der Kleine gab mir meine erste Mahlzeit. Ich hielt seine liebe Hand, — er mußte bei mir bleiben, — und mit dieser lieben Hand in der meinen — fiel ich in einen tiefen, erquickenden Schlaf.

Dorpat, d. 28. November.

Geliebte Vena!

Den 18. November war Prinzentaufe! Ernst Erich Heinrich heißt er, unser kleiner Christ. Es gab einen Kampf mit meinem Vären: er wollte niemand dazu einladen; ich ließ schon traurig die Flügel hängen; denn wenn Vär etwas nicht will, — dann — darf es eben nicht sein. Aber es war doch! Dank dem Umstande, daß die Sontener sich einfach zur Taufe anmeldeten. Vär schielte mich von der Seite an, mißtrauisch und fragend. „Was, Värchen?“ „Wie kommen sie darauf?“ „Weil sie mich sehen wollen und den Prinzen! Du glaubst doch nicht, Vär, — nein, das wäre zu häßlich von dir! So etwas darfst

du mir nie zutrauen.“ Ich war getränkt. Woher dies Mißtrauen? Warum der Gedanke, ich wolle ihm nicht die Wahrheit sagen, heimlich hinter seinem Rücken etwas anspinnen, ich, — seine Frau! „Bärchen, du mußt schlechte Erfahrungen gemacht haben; wie könntest du sonst so mißtrauisch sein?“ Er sah mich von der Seite an, — ich liebe diesen Blick nicht an ihm. — „Frauen schlagen gern krumme Wege ein.“ „Höre mal, Bär, nicht alle. Ich jedenfalls nicht! Ich hasse sie, ich verachte die Menschen, die das tun, — es ist feige und niedrig. Den Mut seiner Überzeugung muß man haben!“ „Geh doch nicht gleich so scharf ins Zeug, kleine Frau! Ihr habt eben andere Ansichten von Wahrheit und graden Wegen als wir Männer. Man darf euch nie so ganz trauen.“ Ich pflanzte mich vor ihm auf mit blinkenden Augen: „Und das sagst du mir so kalt lächelnd? Andere Ansichten über Wahrheit kann man gar nicht haben: entweder etwas ist wahr, — oder es ist unwahr! Das gilt für alle Menschen, gleichviel, ob es nun Männer oder Frauen sind. Bär, Bär, was muß ich an dir erleben! Uns Frauen soll man nicht trauen dürfen! Ja, gehörst du denn noch zu denen, die die Frauen als untergeordnete Wesen betrachten? Die sie daher auf eine niedrigere Stufe der Moral stellen wie die Männer und ihnen nicht die Achtung und das Vertrauen entgegenbringen wie den Vertretern ihres Geschlechts? Lieber Bär, für unsere Zeit sollte das doch ein übermünderer Standpunkt sein!“ „Kann ich nicht behaupten! Man erlebt oft — und meistens, daß die



„Alten recht hatten.“ „Nein, das ist Täuschung. Ihr wollt die Frauen nur herabbrücken in die Sklaverei, die innere Unfreiheit des klassischen Altertums. Es wird euch aber nicht gelingen; denn das Christentum hat uns die Pforten der wahren Freiheit geöffnet, es hat die Frau hoch emporgehoben über den Staub, in den ihr sie bannen wolltet. Vor der christlichen Mutter müßt ihr in Ehrfurcht euer Haupt beugen: sie hat den Fluch des ersten Weibes in Segen gewandelt!“ Er sah mich erstaunt an: „Wo hast du das gelesen? Wer hat dir solche Ideen beigebracht?“ „Die Stunden haben es getan, Vär, wo ich mit übermenschlichen Schmerzen um eine Krone rang, — und wo ich dir ein Kind schenkte.“ Er sah mich prüfend an: „Merkwürdig. — Also das hast du gedacht. Andere Frauen sind in diesen Stunden ganz hingenommen von den Schmerzen und wünschen und denken nur daran, bald davon befreit zu sein.“ Ich streichelte seinen Kopf: „Värchen, möchtest du denn wirklich, ich wäre so wie ‚andere‘ Frauen, wie z. B. Fräulein Seegast, die deine schwesterliche Liebe dir zur Ehegesponsin auserkoren hatte?“ „Brrrr . . .!“ Er schüttelte sich: „Diesen Schauerbock täglich um sich zu haben, gräßlich! Da lobe ich mir meine kleine Frau, die lohnt es anzusehen.“ Wie glücklich ich bin: ein freundlicher Blick, ein Kuß von meinem Vären, — und die ganze Welt ist voll Sonnenschein! —

Vär ist ein sonderbarer Mensch! Er wollte es auf keinen Fall zugeben, daß ich unser Prinzchen selbst nähre. Und warum, Vena? Aus Eitelkeit! So etwas

hätte ich meinem Bären doch nie zugetraut. „Es verdirbt den Wuchs, die Frauen gewöhnen sich eine schlechte Haltung an“ usw. sagt er. Ich steckte mich hinter Professor Meyer, und er erwies sich als starker Bundesgenosse: „Warum soll eine gesunde Frau nicht ihr Kind nähren dürfen? Ich empfehle das überall, wo ich Arzt bin, finde aber leider wenig Gegenliebe. Die meisten sind zu bequem dazu, wollen frei sein, in Gesellschaft gehen, ungestörte Nächte haben und übergeben ihr Kind ohne Bedenken irgendeiner Amme, von der man nie wissen kann, wie ihre Moral und sonst noch sehr vieles an ihr beschaffen ist.“ „Also ich darf? Wie froh ich bin! Ich hätte keinen ruhigen Moment, müßte ich mein Kind einer Fremden anvertrauen, die es dann am Ende noch mehr lieben würde als mich!“ „Schon eifersüchtig?“ Er lachte: „Recht so, freut mich! Bleiben Sie nur dabei, nichts zwischen sich und Ihr Kind kommen zu lassen. Die engste, heiligste Verbindung ist die von Mutter und Kind, auch nach der Geburt. Sollte wenigstens so sein!“ Ich drückte ihm warm die Hand. Und von dem sagen die Menschen, er habe wenig Herz! — So blieb es denn dabei, und mein süßes Jungchen gedeiht und nimmt zu. Der Kleine kommt täglich, seinen Großsohn besuchen. Er sitzt stundenlang am Kinderwagen, und Prinzchen hält einen seiner Finger fest, — das kann er schon. Ich ordne dann dies und das und mache Vorbereitungen für die Taufe. Ab und zu laufe ich ins Kinderzimmer, lege meine Arme um Ernsts Hals, sehe auf das süße, rosige Kindergeßichtchen

im Wagen, das täglich hübscher wird und entschieden Erni gleicht, — und — — Vena, ich bin so glücklich! Tante Elisabeth hat mir einen entzückenden rosa Morgenrock mit weißem Spitzengefältel vorn und an den Ärmeln geschickt. Dazu trage ich ein Spitzenhäubchen mit rosa Band; so angetan, empfangen ich Wochenvisiten, wie sie es hier nennen, — und komme mir sehr wichtig und verheiratet vor. Ich frisiere mich nicht gleich morgens, drehe mein Haar zu einem griechischen Knoten auf: Vär findet, daß es mir steht. Lenchen, es ist ein Haupttuck, die Honoratiorenfrauen zu empfangen; ich freue mich immer wie ein Kind darüber. Tee und Kuchen lasse ich reichen; man fühlt sich gemüthlicher, wenn etwas gegessen wird. „Das soll wohl wieder eine Neuerung sein?“ sagte Tante Betty, aber sie empfand dieselbe nicht als unangenehm. Alle wollen sie den Prinzen sehen, aber die lettische Kinderfrau Dahrting, die Tante Elisabeth mir geschickt hat und die ein Ideal ist, erlaubt es nicht, unter keiner Bedingung, ehe er getauft ist. Ich lasse ihr den Willen, — obgleich es ja im Grunde Aberglauben ist. Man darf Tiefgewurzeltes beim Volke nicht gewaltsam ausreißen, nur nach und nach ein Würzelchen lösen; nicht wahr, Vena? Denke dir, einen Tag vor der Taufe rückt Anna ein, hat auf drei Tage Urlaub bekommen und will den Tauffchmaus mit kundiger Hand bereiten. Ich war so froh, daß ich ihr hätte um den Hals fallen wollen. Die kulinarische Frage hatte mir schon viel Kopfzerbrechen gemacht, — ich bin nämlich eine ehrgeizige Hausfrau! Die verwöhnten Kurländer sollten

doch nicht sagen dürfen, — bei Waldens wäre schlechte Küche, — — das hätte ich nicht überlebt! Und wie es Anna von der Hand ging! Großartig! — Lenchen, Tante Gottchen und unsere alte Minna halfen, — und das muß ich, ohne zu übertreiben, sagen: — es war tabellos gekocht und serviert.

Ach, Lena! Die Taufe und alles vorher und nachher war himmlisch! Ich war wirklich wie im siebenten Himmel — nur du fehltest zu meinem vollkommenen Glück! Tante Elisabeth und Mahse wohnten bei uns, Onkel Heinrich und Ary beim Kleinen, Münsters — denn, denke dir! Evi nebst Mann überraschten uns, sowie Paul und Irene — im Hotel. Bär's Bruder, der Nervenarzt aus Riga und Frau wohnten bei Klothilde. Es war eine große Taufgesellschaft, nahe an vierzig Personen; Holtens, Kupffers, Onkel Delius und Professor Meyer nebst Gemahlin waren auch geladen. Pastor Niemeier taufte unsern Prinzen; der Kleine hielt ihn, und Evi trug ihn herein; Evi, ein verkörperter Glückstraum, — in ihrem weißen Hochzeitskleide, mit La France-Rosen im Haar und an der Brust. Der Prinz hatte einen Taufstaat, — wahrhaft prinzlich, sage ich dir, ein Geschenk von Tante Elisabeth: weiß Musselin mit echten Valenciennespizzen über hellblauer Seide; das Taufkissen war mit einer alten Handstickerei verziert, die irgendeine Ahnfrau der Sontens vor vielleicht hundert Jahren gestickt hatte, für einen ihren Geschlechts. Mutti war darauf getauft worden. So reizend von Tante Elisabeth, es mir zu bringen. Ich

hatte mein Hochzeitskleid an; mit einigen Aenderungen und etwas Spitzenbesatz ging es; ich habe noch Reste von Mutti, weißt du; die hatte Tantchen künstlerisch dazu verwandt. Meine Toilette rief ein „Ah“ der Bewunderung hervor. Better Ary, der unartige Junge, hatte für mich La France-Rosen aus Riga kommen lassen; die trug ich, ihm zu Ehren, obgleich ich ihn tüchtig für seine Verschwendung schalt. Er umarmte mich, tanzte mit mir im Zimmer umher und sang: „Noch ist die schöne, die goldene Zeit, o du schöne Welt, wie bist du so weit, noch sind die Tage der Rosen.“ „Merke es dir, Elfi, und achte wohl darauf: noch.“ Herzerfrischend war es, lachen zu können über die kurischen Witze und die lieben Menschen wieder um sich zu haben, mit denen nicht nur die Bande des Bluts mich vereinen, sondern die viel festeren, die unzerreißbaren Fäden, die sich von Seele zu Seele spannen. Von Onkel Heinrichs treuen Armen gehalten zu werden und sein schönes, männliches Gesicht in tiefer Bewegung über mein Kind gebeugt zu sehen, das waren Augenblicke andächtiger Feier, Vena, wo man das Wehen des Gottesgeistes verspürte, wo es mich umwehte wie Engelsfittige, wie Mutterliebe. Sie ist bei uns gewesen — im Geist —, das fühle ich. Vor der Taufe war ich mit meinem Kinde allein; ich hielt es auf den Armen, ich küßte es, ich betete, und aus den blauen, tiefen, unergründlichen Kinderaugen sah eine Welt mich an, — eine Welt, rein und heilig, — ohne Sünde. Hast du einmal so recht lange in Kinderaugen gesehen, Vena?

Da offenbart sich dir ein Wunder: ein Abglanz der Ewigkeit liegt darin . . . . O hättest du bei mir sein können! Während der heiligen Handlung war Prinzchen still, sah mit großen Augen auf das goldene Kreuz, das Pastor Niemeier um den Hals trug; zuletzt streckte er das rosige Händchen aus und ergriff seinen Talar. Ich sehe das als ein Zeichen an, daß er Theologe wird wie sein Großvater. Die Taufrede war kurz, schlicht und warm. Wie schön der Kleine war mit seinem durchgeistigten Ausdruck, als er so da stand mit unserem Kinde auf den Armen. Ich stand ihm gegenüber, hatte meinen Arm in den meines Vaters gelegt. Alle mir so nahe, die meinem Herzen teuer, — alle, — bis auf dich, Vena? Wie ich dich vermißt habe! Glaube nicht, daß irgend etwas auf der weiten Welt imstande wäre, meine Liebe zu dir abzuschwächen; nein, Vena, wir sind unlöslich verbunden und bleiben es. Mein kleiner Erni soll dich lieben lernen, wie es der große tut, — „Erni“ werde ich ihn nennen, — natürlich! Ich war so glücklich und dankbar, Vena; eine große stille Freude war in meinem Herzen, als das Taufwasser die Stirn meines Kindes nezte und ich die Worte hörte, die bekannten, oft gehörten und nun erst verstandenen: „Und er ließ die Kindlein zu sich kommen und segnete sie.“ Evi hielt Cour mit Prinzchen auf dem Arm. Was für einen lieblichen Ausdruck sie hatte: Wille Münster ließ kein Auge von ihr. Wie die beiden sich lieben, Vena! Gibt es etwas Schöneres auf Erden, als solch Liebesglück mitanzusehen?! Mir kommen die Tränen in die

Augen, — es ergreift mich bis in die Tiefen meiner Seele. Liebe! Vena, o, möchtest du einst glücklich lieben! Wie singt unser Goethe: „Krone des Lebens, Glück ohne Ruh', Liebe, bist du!“ Ich mache eine kleine Änderung in dem Verse und sage: „Glück voller Ruh'!“ Meine Liebe ist so! Die Waldenschen Verwandten behaupteten, Prinzchen sehe ganz wie der Vater aus; die meinigen sagten, er wäre mir wie aus den Augen geschnitten. Ich lachte zu allem und sagte ja. — Trotz der verschiedenen Elemente war es gemüthlich; wo Onkel Heinrich ist, kommt keine Ungemüthlichkeit auf; sogar Klothilde schmolz und machte keine einzige taktlose Bemerkung. Onkel führte sie zu Tisch und fragte mich nachher mit seinem schalkhaftesten Lächeln: „Sage, Elfi, wer in aller Welt sind Karstenas? Es müssen ja berühmte Persönlichkeiten sein! Ich habe so viel über Tisch von ihnen zu hören bekommen und fühlte mich ganz klein und ungebildet, daß ich sie nicht kannte. ‚Frau von Karstena sagt . . . .‘. — ‚Herr von Karstena meint . . . .‘, — ‚Fräulein von Karstena hat neulich behauptet . . . . —‘ usw.“ Ich lachte und drückte seinen Arm: „Karstenas? Die Paradiesperde meiner lieben Schwägerin. Die einzigen Verwandten von Adel, die sie besitzen! Und die noch im hundertsten Grade. Sie hält ja nichts von Standesvorurteilen, Frau Doktor Berg geb. Walden; sie verachtet sie sogar! Aber Karstenas sind und bleiben dennoch die leuchtendsten Sterne der Familienkrone!!“ Ohne es zu wollen, hatte ich mit Klothildens Stimme gesprochen, wirklich, ohne es zu wollen, Vena! Und Onkel Heinrich

lachte höchlichst belustigt. Ich war erschreckt! Es ist eine fatale Gabe, alle mühelos nachahmen zu können. „Sieh nicht so bekümmert aus, mein Elfenkind! Dein Humor bricht durch, weiter nichts. Du hast es nicht böß gemeint!“ „Ja, Onkel Heinrich!“ Ich war wie erlöst. „Nun komm, Elfi, jetzt tanzen wir einen Walzer! Ich bin gerade in der Stimmung.“ Und wir tanzten! Es war so herrlich: Paul, Ary, Wille, — alle wollten sie mit mir tanzen; ich flog von einem Arm in den andern, ja wirklich: ich flog! So leicht und froh war mir ums Herz! Endlich sank ich aber doch atemlos in einen Sessel zurück und wehrte Felix Holten ab, — ich konnte nicht mehr! Da traf mein Blick das dräuende Antlitz meines Bären, — es überließ mich siedendheiß, — fand er es am Ende unpassend? Eine dunkle Gestalt verbeugte sich vor mir: „Nun, liebe Schwägerin, darf ich auch um einen Tanz bitten?“ Schwager Eduard war es, der Rigenjer! Ich errötete, — und als ich aufstand und er seinen Arm um mich legte, sagte ich — vielleicht war es dumm —: „Wie schön, daß Sie tanzen! Ich dachte, die Waldens könnten das gar nicht!“ Er lachte und sagte neckend: „Vielleicht nicht so gut wie Ihre kurländischen Verwandten! Aber ich denke, ich habe es noch nicht ganz verlernt!“ „Ach, Sie tanzen ja himmlisch!! Bitte, noch einmal herum; darüber wird mein Bär nicht brummen!“ „Ist er denn so brummig?“ „Sie müssen ihnen doch besser kennen als ich, — länger jedenfalls?“ „Wie er das fertig bringt, Ihnen gegenüber brummig zu sein, das begreife ich nicht!“ Ich



sah ihn freundlich an: „Gefalle ich Ihnen denn?“ Er lachte, nahm meine Hand und küßte sie, — ich wurde wieder rot. „Nämlich, — es klingt vielleicht komisch, — aber ich freue mich, daß ich wenigstens einem aus der Familie gefalle! Bei den andern habe ich ein so bedrücktes, schuldbewusstes Gefühl, wie ein Eindringling, — und wenn ich spreche, klingt alles dumm, — sie sehen mich so — so — — kritisch und erstaunt an, wie eine Art Wundertier!“ Er setzte sich neben mich: „Begreife ich, Frau Elsi! Ich darf Sie doch so nennen? Sie fremdartiges seltenes Vöglein haben sich da in eine sehr philiströse Krähengeellschaft hineingewagt; was Wunder, daß die Sie nicht für eine ihrer Art halten können und Ihr Lied nicht schön finden, weil Sie nicht krächzen?! Ich bin früh herausgekommen, Frau Elsi, bin von einer Schwester meiner Mutter, einer geistreichen, feinfühligen, künstlerisch veranlagten Frau in Riga erzogen worden, ihr verdanke ich zum größten Teil das, was ich geworden bin. Der Familie bin ich dadurch entfremdet, dem Leben aber, dem vorwärtsstrebenden, pulsierenden Leben der Jetztzeit zugeführt worden. Himmel! Wenn ich wieder mal nach Dorpat komme und sehe, mit welchem kleinem Horizont sich meine Verwandtschaft hier begnügt, ja wie sie stolz darauf ist, dann danke ich meinem gütigen Geschick, das mich aus dieser Enge und Kleinlichkeit herausgeführt hat! Wie werden Sie dieselbe ertragen!“ „Ich habe meinen Vater!“ sagte ich schnell. Er sah mich scharf, durchdringend an, — er hat Augen, die einen durch und durch sehen! „Ja so! Sie haben

12 v. Weerscheibt-Hüllessem, Elsi.

Ihren Vater — und Ihren Sohn — und — — mein Bruder wird hoffentlich sein Glück halten lernen!“ Ich errötete: „Muß man es halten, wenn es schon da ist?“ „Ja, das muß man, Frau Elfi! Die Blume des Glücks ist wie die andern Blumen alle: sie gedeiht nicht ohne Pflege! — Sie singen gewiß?“ „Wie kommen Sie darauf?“ „Sie sehen mir so aus. Wollen Sie mir morgen vorsingen?“ „Gewiß — aber — — ich habe eine ganz ungeschulte Stimme, üben Sie daher milde Kritik!“ „Im Winter müssen Sie mai zu uns nach Riga kommen, Opern hören. Sie lieben doch Musik?“ „Ob ich sie liebe?! Ich liebe ja leider alles, was schön ist!“ „Warum — leider? Meinen Sie, weil es viel mehr Häßliches gibt? Sie mögen recht haben — aber kultivieren Sie nur die Liebe zum Schönen, Frau Elfi, — denn das Schöne ist auch das Gute! Und wahre Güte findet man nur bei der Frau — beim Weibe!“ Ich verstand ihn. Vär sah schmunzelnd zu uns herüber: Eduard imponiert ihm! Einem raschen Impulse folgend, reichte ich Schwager Eduard beide Hände: „Wollen Sie mich etwas lieb haben, — Sie und Ihre Frau? Ich bin ja noch jung und unerfahren, aber ich möchte gut werden!“ Seine klugen, grauen Augen hingen forschend an mir: „Sie sind echt, Elfi! Mich haben Sie gewonnen!“ Wie stolz ich war, Lena. Ich ging zu Frau Erika hinüber und legte den Arm um sie: „Ihren Mann habe ich lieb gewonnen, Erika, — wollen Sie mir auch ein wenig gut sein?“ „Ja, ich will, liebe kleine Elfi! Uns beiden sind Sie gleich sympathisch gewesen!“ Rothilde

rauschte heran und sagte süß, — aber mit einem bitteren Nachgeschmack: „Nun, Elfi, nach Eduard scheint du ja erfolgreich deine Neze ausgeworfen zu haben? Das verstehst du!“ Sonst hätte ich mich geärgert, — heute war ich zu glücklich! Fröhlich antwortete ich: „Hast du das auch bemerkt? Ja, Eduard ist ein seltener Fang, — das lohnt sich wohl der Mühe!“ „Daß mir nur meinen Ruding zufrieden, Erna.“ „Dein Ruding ist schon halb gewonnen, — er hat mir heute dreimal Schmeicheleien gesagt!“ Das war zu viel für Klothilde!! Sich zu Erika hinneigend, flüsterte sie höchst vernehmlich: „Wenn das nur gut abläuft! Sie ist entschieden kokett! Augustchen hätte sich eine vernünftigeren Frau nehmen sollen.“ Erika spielte mit ihrem eleganten Fächer aus Straußensfedern, nickte mir zu und sagte kühl: „Ja, eine andere hätte besser zu euch gepaßt, sie ist viel zu schade für euch — und für deinen Bruder!“ Schwägerin Klothilde erstarrte zur Salzsäule! Darauf gab es keine Antwort. Erika stand ruhig auf und nahm meinen Arm: „Wie du es hier in Dorpat auf die Länge aushalten wirst, das begreife ich nicht, Elfi! Dein Mann muß sich wo anders anstellen lassen!“ Ich wandte mich zu Klothilde: „Was würde Frau von Karstena dazu sagen!“ Und wir lachten wie die Schulmädchen! — Auch der schönste Tag geht zu Ende, Lena! Es war zwei Uhr morgens, und unsere Gäste verabschiedeten sich. Ich stand im Schlafzimmer am Fenster; es war eine sternenhelle Winternacht, und die weißbeschnittenen Dächer blitzten wie mit Diamanten übersät. Eine eigentümliche

Müdigkeit war über mich gekommen, wie wenn man sich als Kind müd gespielt hatte am Frühlingstag . . . . Unser Prinzchen schlief. Und als mein Vär zu mir kam, schmiegte ich mich an seine breite Brust: „Küsse mich, Bärchen, und sage mir: sind wir drei nicht die glücklichsten Menschenkinder auf der weiten Welt, — du, Prinzchen und ich?!“ — Lena, einen längeren Brief kannst du nicht von mir verlangen! Leb' wohl, du Süße. —

Dorpat, d. 29. September; nach vier Jahren.

Fast vier Jahre habe ich dich nicht hervorgeholt, altes, liebes Tagebuch! Heute nun, am Vorabend meines Geburtstages, zieht es mich zu dir. Ich habe die Türen geschlossen, strenge anbefohlen, mich nicht zu stören, und will die Bilder meines Lebens in den lektverfloffenen Jahren an mir vorüberziehen lassen. Wenn ich alt bin und die Kinder erwachsen, vielleicht schon verheiratet, dann nehme ich dich zur Hand und versenke mich in Erinnerung . . . . Wie wird sie sein? Hell oder trübe? Du wunderst dich, daß ich zum Grübeln neige . . . . Ja, eine andere ist es, die jetzt vor dir sitzt, — eine gereifere Frau und eine glückliche Mutter! Ein Bild auf Goldgrund möchte ich malen: Schatten sind darin — unleugbar dunkle Schatten! Aber dennoch Goldgrund . . . . Vär ist heute zur Jagd gefahren, auf einen Tag, — auf eine Woche vielleicht! Das kann man nie wissen, das hängt von seiner jeweiligen Laune ab! Er hatte

meinen Geburtstag vergessen . . . . Als ich Abschied von ihm nahm, sagte ich: „Nun, Bärchen, gar keinen Glückwunsch?“ „Wozu denn schon wieder?“ „Morgen ist der Dreißigste!“ „Richtig, — na, also viel Glück, kleine Frau! Du hast, glaube ich, dreimal im Jahre Geburtstag, ha ha ha! Ich habe noch nie eine Familie gesehen, die so viel Feiertage, Gedenktage — und weiß der Kuckuck! was nicht alles hat! Verlange nicht von mir, daß ich das behalte! Adieu.“ — Verlangen? — — O, mein Bär, siehst du denn wirklich nicht am hellen Tag — — oder willst du nicht sehen? Was verlange ich von dir? — und was hülfte es mir auch! Eben-  
sogut könnte ich den Mond herabverlangen! — —

Ich bin sehr bescheiden geworden in diesen vier Jahren, sehr klein und demütig, — — Bärchen hat eine eiserne Hand. Es war wohl gut so für mich, für meinen innern Menschen, gewiß gut, — — aber eine harte Schule war es, eine Schule, in der ich täglich eine schwere Aufgabe zu lösen hatte, in der stete Selbstverleugnung gefordert wurde. Ich war zu glücklich früher, in meiner sorglosen Mädchenzeit, zu sehr verwöhnt, das hätte auf die Dauer vielleicht nachteilig auf mich eingewirkt. Die stolze Elfi von Randen, die ist gebeugt worden und hat ihren Stolz bezwingen gelernt, — — aus Liebe! Es hat Kampf gekostet, — schweren, heißen Kampf! Und manchmal hat sie zu unterliegen gefürchtet, — aber ihre Liebe hat gesiegt! Darum, liebes Tagebuch, ist sie glücklich, — ja, sie ist es, — in einem höheren Sinne glücklich, als sie es sich in ihren törichtesten Mädchenträumen gedacht!

Erni, mein süßer, kleiner Erni ist ein strammer Bursch geworden — und im Kinderwagen, an seiner Stelle, liegt ein pausbäckig Mägdelein, eine kleine Walden; Eveline Charlotte Erika ist sie getauft. Wir nennen sie Muttering. Dahrting hat ihr diesen Namen gegeben, weil sie so vernünftig aussieht und ihrer Großmutter, Bär's Mutter, gleichen soll. Bär liebt seine Tochter viel mehr als Erni, obgleich er sehr stolz auf ihn ist; er behauptet, Erni sei nur mein Sohn, ein echter Randen! Ja, — das ist er! Er hat das liebenswürdige Wesen des Kleinen, seine Schönheit, seine vornehme, seine Art, seinen Geist und seine sonnige Heiterkeit. Er gleicht dem Kleinen und Erich; manchmal hat er ganz Erich's Lächeln, das freut mich so. Ich habe Erni noch nie bestrafen müssen; mit einem Blick, mit einem Wort ist er zu lenken, und er hängt an mir — mit leidenschaftlicher Liebe, — sein Vater schüchtert ihn ein. — Ob er nicht zu weich ist für das harte Leben? Er nimmt sich alles gleich so zu Herzen! Manchmal, wenn Bär heftig ist, — ach! und er ist oft heftig, — und dann mäht er seine Stimme nicht, — — zittert Erni, und seine großen, schönen Augen füllen sich mit Tränen. — Einmal, als Bär mich in seiner Gegenwart wütend anfuhr, stellte er sich vor ihn hin, totenblaß und sagte: „Vater, Elfi hat nichts Böses getan, du darfst sie nicht schlagen, schlage mich, — ich war gestern unartig!“ Es war unsagbar rührend und so ritterlich, — er wollte seine Mutter schützen! Bär hat kein Verständnis für so etwas; er stieß Erni unsanft beiseite und sagte

mir in schneidendem Ton: „Das kommt von deiner verrückten Erziehung! Der Junge ist schon ganz verdreht! Wird ebenso eine Bierpuppe, so eine Noli-metangere werden wie die Frau Mama! Aber ich darf ja nichts dagegen tun, ohne daß Feuer im Dach ist: ich könnte das zartbesaitete Kinderherz verletzen! Ha, ha! Du wirst einen Waschlappen aus dem Jungen machen, eine Treibhauspflanze, total unbrauchbar fürs Leben, das sage ich dir!“ So sprach er, mein Mann, — der Vater meines Kindes, — — und das Kind stand dabei und sah ihn an, — — mit großen, verschüchterten Augen! Wie verhaltene Leidenschaft zuckte es um den festgeschlossenen Mund, und die kleine Hand ballte sich zur Faust. Das Kind fühlte, ohne es zu verstehen, die der Mutter angetane Schmach, — das Kind wollte sie verteidigen — — gegen den Vater! Ich nahm Erni an die Hand und ging mit ihm in mein Boudoir; dort angekommen, sank ich in die Kniee, meine Füße trugen mich nicht mehr. Ein Sturm brach in meinem Innern los, — — ein Sturm, der die Dämonen der Tiefe entfesselte, — und ich bog meinen jungen Leib hin und her, — wie unter Geißelhieben! — Was ich sagte? Ob ich was sagte? — Ich weiß es nicht, — ich weiß nur, daß ich einen Schmerz fühlte, — tief drinnen, — einen Schmerz, so jäh und heftig, als hätte man mir ein Messer ins Herz gestoßen! — Ich rollte auf das Eisbärenfell vor dem Kamin, — — und hörte, wie von ferne, Ernits weiche, von Tränen erstickte Stimme: „Liebe, liebe Elsi!“ Er saß neben mir und küßte

mich ab und zu, dann hat er flehend: „Elfi, meine süße Elfi, mach die Augen nicht zu!“ Meine Gedanken wirbelten durcheinander wie Schneeflocken im Novembersturm, ich konnte sie nicht halten, — wer kann der Schneeflocke gebieten, wohin sie fallen soll! — Da hat das Kind mich gerettet, — sein Kind, — der Engel, von Gott gesandt!

Es kamen wieder bessere Zeiten, — er war dazwischen freundlich, zärtlich, ja liebevoll. Das kleine Mädchen wurde geboren, und er war glücklich, als ich wieder gesund, — als ich dem Leben zurückgegeben war. Ich habe geweint! — oft geweint, — — aber heimlich, niemand hat es gesehen, niemand darum gewußt, Bär schon gewiß nicht, — er haßt den Anblick von Tränen! Wenn ich ihn nicht liebte, wäre ich vielleicht glücklicher, — doch nein! ein Leben ohne Liebe wäre Tod für mich; wenn ich ihn nicht liebte, würde ich nur weniger Leiden unter seiner Härte und Rücksichtslosigkeit! Dennoch, — — ich danke Gott für diese Liebe, ich, die gereifte Frau, — ich hätte eine Ehe ohne Liebe nicht ertragen können, ich wäre daran zugrunde gegangen! Was ahnte ich von der tiefgehenden Bedeutung der Ehe, — als ich mich mit Bär verlobte! — Daß auch er mir etwas gelobt hat, das hat er längst vergessen, — oder er hat es nie begriffen!

Warum er so ist? Ich denke und denke darüber nach, — und ich verstehe ihn weniger als je: — Ich möchte ja alles für ihn tun, kein Opfer wäre mir zu schwer; ich habe schon viel für ihn getan, viel, viel



mehr, als er es ahnt! Wenn ich nur wüßte, wie man sein soll, — um ihn zu befriedigen. — Er ist unberechenbar, denn er handelt nach Launen und Willkür, — wer hätte das gedacht? Er schien eine so gereifte, fertige Persönlichkeit zu sein! Einmal ist alles gut und schön, und er ist in bester Stimmung, — ein andermal ärgert ihn die Fliege an der Wand, dann kann ich ihm nichts recht machen, dann mäkelst er an allem und ist fähig, in sinnlose Wut zu geraten. Er weiß in solchen Augenblicken nicht, was er tut und spricht, davon bin ich überzeugt, — aber dann ist er schrecklich! — — Ich hüte mich schon so, ihm zu widersprechen, ich suche alles zu vermeiden, was ihn reizt und ärgert; ich lasse mich von ihm beherrschen; ich gebe das unschuldigste Vergnügen auf, wenn er es verlangt; dennoch kann ich nie sicher sein, ob nicht eine Lavine herunterstürzt und meine Blumen begräbt, meine Blumen, die sich schüchtern ans Tageslicht gewagt! —

Damals, nach der Taufe, sang ich Schwager Eduard vor, und er bestand darauf, ich müßte Gesangstunden nehmen. Paul stimmte ihm lebhaft bei, und trotz energischen Protestes von Bär, der behauptete, es sei ein — Nonsens —, wenn eine verheiratete Frau ihre Stimme ausbilden ließe, für ihn sänge ich gut genug, — — wurden die Gesangstunden durchgeführt. Welch eine Quelle der Freude, ja, der Durchhilfe, sind sie mir geworden. Was habe ich da nicht fortgesungen und ausgeklagt, was mir sonst wohl das Herz abgedrückt hätte, weil ich es niemand sagen

konnte, auch dir nicht, mein verschwiegenes Tagebuch! Es gibt Schmerzen, so brennend und so tief demütigend, im Gheleben, daß man nie darüber sprechen könnte, — — ich wenigstens nicht! In Tönen habe ich mich ausgeschluchzt, — und einer hat mich verstanden, — einer, der die Demut gelehrt hat auf Erden, und die Liebe, die alles opfert, alles hingibt, und nicht das Ihre sucht. — So bin ich allmählich zum Frieden hindurchgedrungen. —

Meine stete Sorge war nur die, — daß der Kleine nichts merkt! — Ich bin nie zu ihm gegangen mit schwerem Herzen. Ich schloß Kopfweh oder sonst etwas vor; ich erfand tausend Hinderungsgründe für mein Nichtkommen. Gott wird mir diese kleine Unwahrheit verzeihen! So lebte er dahin in Ruhe und dem unerschütterlichen Vertrauen, daß Bär derselbe geblieben sei im Verkehr mit mir, derselbe, der mir Freiheit in Gedanken und Worten, der mir die Wahrung meiner Eigenart zugesichert hatte! — Da, — — vor einem Jahr ungefähr, — Bär war in Gewitterstimmung, der Schuhmacher hatte ihm ein Paar Stiefel verpaßt, und er donnerte den armen Menschen an, daß die Wände des Hauses dröhnten, — da war der Kleine leider Zeuge dieses Auftrittes, der sich im Vorhause abspielte. Ich sah ihn erblaffen, — — er saß nach einem Stuhl. Rasch entschlossen trat ich auf Bär zu, die Angst um den Kleinen verlieh mir den Mut: „Bitte, bitte, beruhige dich, Vater sieht dich entsetzt an, du weißt, er muß geschont werden.“ Ohne sich durch die Gegenwart der Anwesenden irgendwie stören

zu lassen, schrie er, meine Hand zurückstoßend: „Nun, das ist mir denn doch zu toll! In meinem eigenen Hause werde ich wohl noch tun und lassen können, was ich will, und mich durch nichts und durch niemanden bevormunden lassen.“ Darauf schrie er den Schuhmacher an, er möge sich packen, wandte sich darauf mit ganz freundlichem Gesicht zum Kleinen und sagte, — als ob er ihn eben erst bemerkt hätte: „Ah, du schon hier, Vater, das ist ja schön! Die andern Herren kommen wohl auch gleich zur Partie?“ Erni war sprachlos, er stand wie gebannt und preßte die Hand aufs Herz. Ich fiel still zu Boden, ganz allmählich sank ich hin; es war drei Monate vor Mutterings Geburt. Was nachher geschah, weiß ich nicht. Ich mußte sechs Wochen stillliegen; Schwager Eduard kam und, — war es nun sein Einfluß, — oder hatte mein Vär seine Festigkeit bereut, es folgte eine Zeit himmlischen Friedens, eine Zeit, so unvergeßlich schön, daß ich sie immer hätte festhalten wollen. Vär war liebevoll und besorgt um mich wie in der ersten Zeit unserer Ehe; er las mir vor, ja, er brachte mir Blumen aus eigenem Antriebe. Als ich die Blumen in der Hand hielt, die er mir gegeben, da lächelte ich zum erstenmal, — und ich fühlte, ich würde gesunden. Ich hatte den Tod gefürchtet, ach, wie sehr! Was hätten der große und der kleine Erni ohne ihre Elfi angefangen? Mein Vär, — der hätte sich vielleicht getröstet. Ob ich ihm wirklich zu seinem Glück nötig bin, — das kann ich nicht ergründen, weder damals, — noch jetzt. Der Kleine machte mir große Sorge,

aber Onkel Delius nahm ihn in seine Kur, und er weiß ihn zu behandeln. Wir erholten uns gleichzeitig und dankten für das neugeschenkte Leben. Bär liebt seine Tochter, und ich hoffe, diese Liebe wird ihn veredeln. Muttering erwidert dies Gefühl: sie lächelt niemand so freundlich an und jauchzt nie so hell, als wenn Bär sie in seine Vaterarme nimmt und sie hoch emporhebt. Er ist stolz auf diese Bevorzugung und sagt: „Die ist aus anderem Schrot und Korn, die hätte ein Junge werden sollen und Erni ein Mädchen, dann hätte seine Schönheit ihm noch etwas genützt, für einen Mann ist sie unnützer Ballast.“ Ich lächelte. Niemand ist so stolz und erfreut, wenn fremde Leute Ernis Schönheit bewundern, als Bär; Erni ist der Liebling aller Menschen, das schmeichelt Bärs Eitelkeit.

Es wird mir manchmal schwer, vor Vena die Wahrheit zu verbergen. Ich habe ihr daher seltener und weniger ausführlich geschrieben. Sie ahnt es doch, — daß ich gelitten, — sie kennt mich zu gut, wir haben nie Geheimnisse voreinander gehabt. Nur wen sie liebt, das weiß ich nicht . . . . Aber unglücklich ist ihre Liebe, — wie die von Erich. „Unglücklich“ ist eigentlich ein falscher Ausdruck, auf Vena angewandt! Sie ist nicht unglücklich geworden durch ihre Liebe, — im Gegenteil, sie ist reicher, tiefer und wärmer dadurch geworden . . . . Nur vereinigt können sie nicht werden. Was sie trennt, — ich weiß es nicht! Ich darf nicht danach fragen.

Ein ungelöstes Rätsel ist mir Herz und Seele des Mannes! Man sollte doch annehmen, daß seine Liebe

wachsen müßte, stärker und reiner werden mit dem Augenblick, wo das Weib seines Herzens zur Liebe erwacht, — erwacht durch ihn, — daß ihre Seelen sich nun finden und geben müßten, rückhaltlos, sowie sie körperlich sich einen in heiliger, ehelicher Umarmung, — die Eltern der Kinder, — daß nun nichts trennend zwischen sie kommen dürfte, kein Temperamentsfehler, kein Unglück, keine Sorge, — daß alles, alles sie nur fester einen müßte, — ja, daß der Tod keine Gewalt über sie hätte, — denn Liebe, die wahre, die echte! — ist stärker als der Tod . . . . So muß eine rechte Ehe sein, — ich fühle es, — und so kann sie sein! Nicht ideale, fehlerfreie Menschen fordert eine solche Ehe, — denn wo sind die zu finden? Aber ideale Menschen schafft eine wahre Ehe, — ideal in dem Sinne, daß sie sie hinaufzieht, nicht hinab. Helfe mir Gott, in dem morgen beginnenden neuen Lebensjahr einen, ach, nur einen Schritt in die Höhe zu tun, mit ihm, — mit meinem Gatten! Es klopft: „Ein Herr wünscht Sie zu sprechen, gnädige Frau.“ Ich springe auf: „Ein Herr? Sollte Vär am Ende zurückgekommen sein? Der Herr, willst du wohl sagen?“ „Nein, ein fremder Herr.“ Da steht er schon auf der Schwelle: Erich!

Dorpat, d. 5. Oktober.

Ja, Erich war es! Wir standen uns gegenüber; er hielt meine beiden Hände in den seinen und schaute mir ins Gesicht, als hätte er es noch nie gesehen, als

wollte er es auswendig lernen. Ich hatte ihm an den Hals fliegen wollen wie sonst, meinem langentbehrten Bruder, — ein Blick von ihm hielt mich zurück, — heißerrötend ließ ich die Arme sinken . . . . Wie lange wir so dastanden, wie ein Traum, in einer ganz merkwürdigen Befangenheit, — ich weiß es nicht . . . . Da ertönte Ernis helles Stimmchen: „Elfi, komm beten, ich bin schon im Bett!“ Erich zuckte zusammen: „Dein Kind, Elfi?“ „Ja, komm mit.“ Wir gingen ins Kinderzimmer. Im Nachthemdchen saß Erni, die blonden Locken zerzaust vom Spiel, — wir hatten vorhin getollt zusammen, wir zwei! Wenn Vär nicht da ist, dann erlauben wir uns dies seltene Vergnügen. Bewundert und doch so freundlich grüßten Erich die dunkelblauen, tiefen Kinderaugen, die den seinen glichen. „Das ist Großtants Junge!“ rief Erni jubelnd, stand im Bettchen auf und streckte Erich beide Arme entgegen. Erich riß das Kind an seine Brust und versteckte sein erglühendes Gesicht in die seidigen Locken meines Sohnes. Als er den Kopf emporhob, hatte er Tränen in den Augen . . . . Erich! und Tränen? Was war das? — Armer Erich, er dachte wohl an die Frau, die seine Liebe verschmäht hatte. Ich stand neben ihm und sah sie an, diese beiden schönen Menschenkinder, diese Perlen der Schöpfung: feingegliedert und ebenmäßig, die Gesichtszüge rein und von edler Form, vollendet, jedes in seiner Art. Wie gut die dunkle Marineuniform Erich stand! Behutsam ließ er Erni in sein Bettchen zurückgleiten: „Elfi, nun kämme mir die

Haare, — und dann wollen wir beten!“ Und zu Erich gewendet: „Du heißt Erich!“ „Wie weißt du das?“ „Elfi und Großtante haben dein Bild, ich hab dich gleich erkannt! Und ich weiß alles, Großtante hat mir alles erzählt, vom großen Schiff und vom Meer und von deinen Soldaten. Morgen — (komm her, ich muß dir was ins Ohr sagen) — morgen ist Elfis Geburtstag! Und ich schenke ihr eine Blume; was wirst du ihr schenken?“ „Warum nennst du deine Mutter Elfi?“ Erni setzte sich behaglich in seinem Bettchen zurück und lachte: „Siehst du, Großpapa und Großtante und Tante Alma nennen sie Elfi, — und sie gehört mir mehr als allen, — sie ist meine Elfi, — darum!“ Die Logik war überzeugend: „Elfi, Großpapa wird dich warten!“ Zu Erich: „Sie geht zum Abendessen hin, — und ich werde artig sein und gleich einschlafen. Küß' mich, Elfi!“ Wir gingen. Am Himmel bligten tausend und abertausend Sterne. Ich sah hinauf, — wir schwiegen. Die Ruhe des Herbstabends tat uns beiden wohl. Soviel Erinnerungen drängten sich uns auf, — die Jugend stieg empor mit ihrem Glanz und Schein, mit ihren Wünschen und Verheißungen. Ich gedachte des Frühlingsabends bald nach meiner Verlobung, wo ich am Fenster stand und in die Nacht hinaus sah, — in die sternenerhellte, dusterfüllte, weiche Frühlingsnacht, — und an Erich denken mußte, denken mußte!

Tante Gottchen war strahlend, verjüngt, wie in bräutlichem Glück! Ihre Augen hingen unverwandt an der stattlichen, vornehmen Gestalt ihres Lieblings,

an dem schönen, durch einen mir neuen schmerzlichen Zug um den Mund vergeistigten Ausdruck des edlen Gesichts, das dem Kleinen so ähnlich geworden war. Anfangs war Erich still, — allmählich taute er auf und war wieder ganz der alte Erich, sprühend von Laune und lustigen Einfällen, — so anschaulich erzählend, daß man alles vor sich zu sehen glaubte. Die Zeit verging, wir merkten es nicht. Endlich sagte der Kleine: „Kinder, wißt ihr auch, daß es zwölf Uhr ist?“ Da erhob sich Erich und rechte die Arme: „Onkel Erni, schön ist es doch, nach Hause zu kommen und die noch zu finden, die man liebt, — mehr als sich selbst! Wenn du, — wenn ihr wüßtet, wie ich mich danach gesehnt habe, so bei euch zu sitzen, in diesen lieben, vertrauten Räumen, wie ich euer Bild wie einen Talisman mit mir getragen habe durch das weite Weltmeer, wie ich — —“ Er wurde blaß. „Du willst wohl nach Hause gehen, Elfi? Darf ich dich begleiten?“ „Aber Erich, du fragst noch! Natürlich!“ —

Mein Geburtstag wurde beim Kleinen gefeiert. Wir zogen alle schon am Morgen in corpore hin, die Kinder und ich. Erich hatte es sich ausbedungen, daß niemand eingeladen würde, — er wolle uns allein genießen, sagte er. Wie schön der Tag war, wie sonnig, wie klar! Im Garten blühten noch Astern, Reseda, Nelken und einige verspätete Remontantrosen. Erich pflückte zwei La France-Rosen und steckte sie mir ins Haar. Ich hatte mich sehr schön machen müssen, darum hatte er gebeten. Der Kleine sah blaß



aus, als ob ihn etwas bedrückte. Als ich es ihm sagte, lachte er und neckte mich: „Elfi will jetzt alle bemuttern und alle furieren. Nun sucht sie wieder ein Opfer! Ich darf ihr nie widersprechen, Erich, — erlaube ich es mir einmal doch, so werde ich zur Strafe dafür ins Bett gesteckt.“ „Kleiner, flunkere doch nicht so abscheulich!“ „Es ist die reine Wahrheit, Erich!“ Wie erfrischend es war, zu plaudern, zwanglos, wie in alter Zeit, — Unsinn zu sprechen, zu necken und wiedergeneckt zu werden. Der Kleine wurde immer heiterer, als fiele allmählich eine schwere Last von ihm ab, — und ich, — ich wurde wieder jung! Am Nachmittage sang ich Erich vor. Ich weiß nicht, warum ich das Lied wählte: „Meine Mutter hat's gewollt, den andern ich nehmen sollt'. Ach, wär' es nie geschehen, ach, könnt' ich betteln gehen über die braune Heid'!“ Ich vergesse alles, wenn ich singe . . . . Als ich das Lied geendet, war Erich nicht mehr da. Ich suchte ihn und fand ihn im Garten, — er hatte den Kopf auf eine Bank gelehnt, — ein trockenes Schluchzen erschütterte seinen Körper. Ich schlich mich leise ins Haus zurück, setzte mich neben den Kleinen und legte den Kopf an seine Schulter. Armer Erich, — noch immer konnte er nicht vergessen! Mir wurde es so weh im Herzen . . . . „Elfi, singe dies Lied nie wieder, hörst du, nie!“ Der Kleine sagte es mit bebender Stimme. „Warum nicht? Es ist so hübsch und stimmungsvoll.“ „Nein, es ist zu traurig, Elfi, — ich kann es nicht hören!“ Ich sah den Kleinen verwundert an: noch viel traurigere Lieder sang ich, —

und er hörte sie gern! Warum ergriff ihn dieses so ganz besonders? Da, plötzlich! verstand ich ihn. Ein Morgen fiel mir ein, in München, wo auch ich diese Worte gesprochen, mit bebenden Lippen: „O, wär' es nie geschehen!“ Ich legte die Arme um ihn und küßte ihn: „Nein, ich will es dir nie wieder vorsingen, mein Einziger! Du darfst nie traurig werden durch meine Lieder, froh sollst du sein, froh und glücklich, — wie ich!“ „Bist du denn glücklich, Liebling?“ Er hob meinen Kopf mit beiden Händen empor und sah mich fragend an, so forschend, als wollte er in den Tiefen meiner Seele lesen. Ich konnte ihm in die Augen sehen, frei und voll. „Ja, mein Kleiner, ich bin glücklich!“ „Gott sei gelobt! Bleibe es, Elfi!“ Wie blaß er war! Das Wiedersehen mit Erich muß ihn aufgereggt haben . . . . Seit seinem letzten rheumatischen Fieber kann er sich nicht ganz erholen, — er müßte im Semmer nach Nauheim, — durchaus! — ich will mich hinter Onkel Heinrich stecken; der soll es durchsetzen!

Drei Tage blieb Erich. Vär kam noch immer nicht zurück. Am Abend des vierten, ich war zu Hause und wartete auf meinen Eheherrn, erschien — Erich. Er war sehr blaß. „Elfi, ich komme, Abschied nehmen! — — Doch, hier, — im Hause, kann ich es nicht. — Komm mit mir, zu Onkel, den letzten Abend kannst du mir doch schenken!“ Ich wurde verlegen — und zögerte. „Vär kommt am Ende, er wird brummen, wenn er mich nicht findet.“ Erich lachte kurz auf. „Vär! Ein famoser Name! Hast du ihn so ab-

getauft, Elfi?" „Ja, er heißt August. So konnte ich ihn doch nicht nennen!" „Natürlich, August, — — zu dumm! Komm, Elfi." Ich hatte große Angst! — Was würde Vär sagen, wenn er mich nicht fände? Erich musterte mich scharf: „Schreibe ihm einige Zeilen, daß du bei uns bist." Das tat ich, aber mein Herz klopfte, — ich kannte meinen Vären. Der Kleine fand es selbstverständlich, daß ich kam; so war es also kein Unrecht; ich atmete auf! Wir waren ernst und auch fröhlich. Erich ging auf kurze Zeit mit Tante Gottchen zu seinem Onkel, Baron Dahlen, nach Livland, um dort einige Jagden mitzumachen; dann reiste er nach Wladiwostok mit seinem Schiff, — in die Verbannung, — wie er sagte. Als wir bei Tisch saßen, wurde geklingelt; ich schrak zusammen, — ich wußte es, — Vär schickte nach mir. Er schrieb nicht, er ließ durch das Mädchen sagen, ich solle sofort kommen. Erich sprach mit dem Mädchen und fragte: „Ist der Herr krank oder eines der Kinder? Sie lachte: „Krank nicht, nur beesse!" Ich stand rasch auf und verabschiedete mich. „Elfi, du wirst doch nicht während des Essens aufstehen und fortgehen? Laß das Mädchen warten!" „Nein, nein, Erich, ich muß gleich gehen; Vär liebt nicht zu warten!" Er begleitete mich ins Vorhaus und legte mir den Mantel um: „Es muß also geschieden sein, Elfi . . . Vielleicht für lange Zeit, — vielleicht für immer . . ." Seine Stimme bebte; er küßte meine Hand. Erichredt sah ich in seine Augen . . . Was ich dort las — in deutlicher Schrift, — — mein Gott! mich liebt er . . .

Dahlenhof.

Erich von Randen an Lena Boern.

Liebste Lena! An Dich, die Vertraute unserer Jugend, wende ich mich heute! Weißt Du noch, wie ich Dir beichtete, — Dir allein! — als ich das eine Mal in meinem Leben Hazard gespielt hatte? Und wie Du mich heruntergekanzelt und doch wie ein milder Engel die schützenden Flügel über mein schuldbeladenes Haupt gebreitet, zu Onkel Erni gegangen und — mich gerettet hast? Heute nun steht ein reifer Mann vor Dir, zwar jung noch an Jahren, aber durch Leid und Entfagung gereift. Heute komme ich nicht, um für mich zu bitten, sondern für ein Wesen, das ich mehr liebe als mich selbst — und das auch Dir teuer ist, — Elfi! Ich habe sie wiedergesehen! Ich war überzeugt davon, daß ich meine Liebe zu ihr überwunden, heruntergezwungen hatte, sonst — wäre ich nicht gekommen. Ich spreche offen zu Dir, Du weißt es ja längst, daß — und wie ich Elfi liebte! Ich Thor, — als ob man eine Elfi vergessen kann! Mein Herz hatte mich betrogen: es sagte mir: „Geh ruhig nach Dorpat und sieh sie wieder als die Frau des anderen, des Verhafteten! Als die Mutter seiner Kinder! Sie muß eine andere geworden sein, — auch Dir eine andere.“ — Und ich ging. Ich ging, — ich Narr! — weil ich der Sehnsucht nicht Herr werden konnte, — weil ich noch einmal ihre Stimme hören, — in ihre Augen sehen wollte, — und dann wieder fliehen in die Verbannung. Ich traute der Stimme meines Herzens, — ich wollte ihr trauen, — und wußte doch,

wie es um mich stand! Als ich sie sah, so rührend in ihrer mädchenhaften Schönheit, in ihrer Reinheit und Größe, da hätte ich niederknien und den Saum ihres Gewandes küssen wollen. Es ist etwas in einem reinen Weibe, das den Mann, der sich tausendmal befleckt hat, beugt, aber zugleich erhebt. Man verliert so leicht den Glauben an Sitten- und Herzensreinheit, wenn man die Frauen der großen Welt und die der Halbwelt kennen gelernt und sich in den Sinnentaumel gestürzt hat, — wie ich, — um zu vergessen! So hold, so unberührt stand sie da, — ich mußte mich gewaltsam daran erinnern, daß sie das Weib eines anderen war, — sonst hätte ich ihr gesagt, was mit ganzer Kraft meine Seele erfüllte, daß ich sie liebte, daß sie mein sein müsse, daß sie mir gehöre, mir! und nicht ihm! Ihre Reinheit und Unbefangenheit legten mir Ketten und Bande an: ich schwieg, — aber meinem Herzen konnte ich nicht gebieten wie meinen Lippen. In meinem Herzen blühte sie auf, — die alte, nie vergessene Liebe, — und ich wußte von Stund' an, daß sie nur mit meinem Leben aufhören könne. Hätte ich nur die Überzeugung gewonnen, daß sie glücklich sei, — ich wäre fortgegangen auf meinen einsamen Weg mit einem Trost! Aber, — ich sah es auf den ersten Blick! — sie ist es nicht! Und das ist das Unerträgliche!! Sie leidet, sie verblutet sich, — obgleich sie ihn liebt. Hätte ich ihn vor meine Pistole fordern und ihn niederschließen dürfen wie einen tollen Hund! Wie wagt es ein solcher Mensch, seine grobe Pranke nach einem Kleinod auszustrecken, nach einer

zarten, seltenen Blume, deren Duft er wohl gierig einatmet, die er aber zerdrückt! Rette Du, Vena! Rette Du Elfi!! Du bist klug und gut, Du mußt einen Ausweg finden, — ein Verzweifelter fleht Dich an!! Onkel Erni ist ein gebrochener Mann. Er sieht (und er wird es nicht lange ertragen!), er sieht es zu spät ein, was er getan! Wie sie sich beide bemühen, ihr Glend voreinander zu verbergen! Wie sie lachen und fröhlich sein wollen, — und im Lachen hört man ihr heimliches Weinen! — Das, — Vena! das kann einen Stein erbarmen! Wie tapfer sie sich auch wehrt, unsere kleine Elfi, wie sie auch kämpft, — sie muß unterliegen. Sie ist nicht von der Art, die zu einem Proletarier seines Schlages paßt! Wo hat Onkel Erni seine Augen gehabt? Wart ihr blind, ihr alle?? Wie konntet ihr es geschehen lassen?? Vor mir sollte sie geschützt werden, — ich mußte Onkel Erni auf Ehrenwort versprechen, ihr kein Wort von Liebe zu sagen. . . . Ich ging fort — und hielt mein Wort! Wie schwer mir das wurde, — — wer von euch hat es begriffen?! Und kaum bin ich fort, so wird sie dem Philister verlobt, das unschuldige, unwissende Kind! Das ist eine Sünde, die ihre Strafe nach sich ziehen mußte. . . . Und Onkel Erni ist hart, — vielleicht zu hart gestraft. Er wollte das Beste, ich weiß es, — aber er täuschte sich in Walden. Ich allein, ich habe klar gesehen, mit dem Scharfblick der Liebe! Ich habe trotz aller Versicherungen von Mutter nicht daran glauben können, daß Elfi glücklich sei. . . . Eins habe ich klar erkannt, — sie ist ja durchsichtig wie Kristall! — sie

Liebt diesen Menschen!! Wäre das nicht der Fall, — ich hätte Onkel Ernsts Tod abgewartet, — und dann gehandelt!! Vena, — es klingt hart, grausam vielleicht, — mag sein! — Ich bin ein Verzweifelter!! Und zwar darum, weil ich nichts für Elfi tun kann . . . . Nichts, als ihr aus dem Wege gehen . . . Sie weiß, daß ich sie liebe. Beim Abschied hat sie es in meinen Augen gelesen; ich habe ihr kein Wort gesagt, — wir verstehen uns ja auch so . . . . Dadurch wird sie noch mehr leiden . . . . Nimm Urlaub, Vena, und komm nach Dorpat: Du wirst einen Sterbenden finden und Elfi — vielleicht! — noch retten können. Ich fahre morgen zu Baron Sonten. Auch er muß klar sehen, — er liebt Elfi wie sein eigen Kind, — mag er das Geheimnis meines Herzens erraten, — ich frage nicht danach, — bei ihm ist es in guter Gut, — er ist Edelmann!

Wenn es einen Gott gibt, Vena, so muß dies junge reiche Leben noch zu retten sein! Wir wollen es dem Vären abtropfen: „La belle et la bête“, — die alten Märchen werden Wahrheit, — nur daß in der Wirklichkeit die Bestie nie zum Prinzen wird, — sie bleibt eben Bestie . . . . Reise sofort ab und telegraphiere mir den Tag Deiner Ankunft in Dorpat, — ich muß Dich sehen und sprechen, ehe ich für Jahre fortgehe. Mutter fährt morgen nach Dorpat; Onkel Erni hat sie darum gebeten, — ein Zeichen, — leider ein nur allzu deutliches! — daß er weiß, wie es um ihn steht. Er will Elfi nicht allein wissen, wenn der furchtbare Schlag kommt. Wie wird sie ihn ertragen? . . . .

Dein

Erich von Randen.

Dorpat, d. 6. Oktober.

Als ich zum Kleinen kam, fand ich ihn auf dem Sofa liegen: „Was ist, mein Kleiner?“ Ich kniete neben ihm. „Nichts Besonderes, Elfi, sei ruhig. Mein altes Rheuma zwickt mich wieder im Bein; daher hat Delius mir die horizontale Lage verordnet. Ich habe mit Tee auf dich gewartet; Minna wird ihn uns hier servieren.“ „Da helfe ich ihr!“ Wie ein Pfeil war ich hinaus, bereitete den Kakao, röstete das Brot und brachte einige Blumen aus dem Garten, die ich in einer Vase ordnete. Er lächelte erfreut und sah ganz wohl und behaglich aus: „Nun wird es mir schmecken, — in deiner Gesellschaft, Elfi! Wie geschmackvoll du die Blumen zu arrangieren verstehst. Ja, es ist herrlich, sich von einer Tochter vermöhen zu lassen!“ „Mache mir keine Komplimente, Kleiner, sondern trinke artig deinen Kakao, sonst wird er kalt.“ Wie gemütlich, wie friedlich es war, dies Teestündchen! Wir sprachen von allerlei, von den Kindern, — dann von Erich. Ich wurde dunkelrot. Der Kleine sah mich forschend an. Dann fragte er, — es sollte unbefangen klingen —: „Nun, was sagte denn Bär gestern abend?“ „Er war bei sehr guter Laune und zupfte mich nur am Ohr. ‚Kleine pflichtvergeffene Frau!‘ sagte er. ‚Ist das eine Art, seinem Herrn und Gebieter davonzulaufen?‘ Er hat mehrere Hasen und ein Reh geschossen und sich gut amüßiert!“ „Gottlob!“ Es kam aus einem gepreßten Herzen: „Komm ganz nah' zu mir, Elfi; heute wollen wir uns aussprechen, — ganz frei und offen wie sonst. Ich habe über so vieles



nachgedacht in letzter Zeit, — und Elfi, — einmal muß es doch gesagt werden, — mich gefragt, ob ich recht gehandelt habe?“ „Kleiner, was fällt dir ein? Du nicht recht gehandelt! Inwiefern denn?“ „Gesehenes ist ja leider nicht mehr zu ändern, Elfi . . . Das Beste habe ich gewollt, — dein Bestes!“ „Was meinst du, Kleiner?“ „Ich fürchte, du warst zu jung und kanntest dein Herz noch nicht, als du dich verlobtest . . . Ich hätte es nicht zulassen, — ich hätte ernstlich prüfen sollen, ob Walden wirklich der Mann war, für den ich ihn hielt, — ob er zu dir passen würde — und du zu ihm . . . Wie viel lernt man einen Menschen doch kennen in Gesellschaft . . . Sein Innerstes, sein Bestes, das, worauf es ankommt in der Ehe, das, was über Glück oder Unglück entscheidet, — das entzieht sich nur zu leicht der Beurteilung. Ich nahm ihn auf Tren und Glauben, — er war geachtet, solid, moralisch, — ich dachte, — ich hoffte, du wärest geborgen in seinem Schutz, — in seiner Liebe!“ Er seufzte schwer . . . „Elfi, vielleicht stehe ich bald vor der Pforte, die zum Leben führt . . . Was kann ich deiner Mutter sagen, wenn sie Rechenschaft von mir fordert, wie ich dein Glück gesichert?“ Meine Tränen fielen auf seine Hand, ich beugte mich darüber und küßte sie: „Kleiner, mein Einziger, — ich will dir die volle Wahrheit sagen: Es soll kein Verhüllen und Bemänteln fortan zwischen uns sein . . . Sorge dich nicht um mich. Nicht du hast den Bund geschlossen zwischen Vär und mir, eine höhere Hand hat es getan. Ehen werden im Himmel geschlossen!

Kleiner, muß ich dir das noch sagen? Wir glauben zu wählen, zu handeln, die Hand zu ergreifen, die sich uns entgegenstreckt, und wir tun das alles nur, — geleitet von dem Vaterwillen, dem allmächtigen, der den Wolken ihren Lauf vorzeichnet und das kleine Menschen-schicksal dennoch nicht vergißt, die einzelne Menschenseele so hoch hält, daß er ihr einen Strahl seiner Gottesliebe gibt und dafür sorgt, daß das Leben in ihr nicht verlösche. Du glaubst an Gottes Walten, Erni, im großen und im kleinen, und dennoch meinst du in falschem Wahn, du hättest mein Geschick bestimmt. Was ist entscheidender, eingreifender für das innere Leben und die Entwicklung der Frau als Ehe und Mutterschaft, — und das, glaubst du, hätten Menschen zu entscheiden? Kleiner, mein Lieber, ich frage dich, durch welche Macht könntest du die Liebe zu Vär in meinem Herzen wecken? Die Liebe, die nicht da war, als ich mich ihm verlobte, und die jetzt mein ganzes Wesen erfüllt?“ Er schwieg, und aus seinen Augen lösten sich heiße Tropfen, aber er atmete auf, — wie er löst. „Liebling, du mein Gottessegel!“ Die Uhr tickte leise, der Duft der Herbstblumen erfüllte das Zimmer, ich hörte sein Herz klopfen, — so laut und schwer, — aber ich wußte, er hatte seinen Frieden wieder. Nach langem Schweigen sagte er, und sein Gesicht war auf einmal jung und frisch: „Elfi, nun will ich dir eine Generalbeichte ablegen, nun will ich dir sagen, warum ich Erich nach Petersburg schickte. Daß er dich liebte, heiß und leidenschaftlich, das wußte ich längst; diese Liebe war mit ihm gewachsen; sie

war wohl immer dagewesen, von eurer Kindheit an.“ Ich nickte; gottlob, er wußte darum. „Als er zur Marine wollte, war ich sehr zufrieden mit dieser seiner Berufswahl, besonders zufrieden, weil sie ihn notwendigerweise für längere Zeit von hier abrief. Ich liebe Erich wie einen Sohn, aber ich kenne ihn, — — weil ich meinen Bruder kannte. Es ist mir peinlich, von einem Toten so zu sprechen,“ — er fuhr sich mit der Hand über die Stirn, als schmerzte ihn da etwas, — „aber jetzt kann und muß ich es dir sagen: mein Bruder Erich war leichtsinnig durch und durch, er spielte, er hielt seiner Frau nicht die Treue, in den wenigen Jahren ihrer Ehe nicht einmal, er war heißblütig und jähzornig, der tolle Randen; ich dankte Gott, als er durch einen frühen Tod abgerufen wurde; denn, — es klingt hart, Elfi, noch war er nicht schlecht, nur leichtsinnig, aber er wäre es geworden, bei seinem Temperament, hätte er länger gelebt. Wir liebten ihn, er hatte etwas Verückendes in seinem Wesen; Totila war sein Beiname; er siegte, wohin er kam, keine Frau konnte ihm widerstehen, auch die tugendhafteste nicht; er hatte einen Zauber in seinem Wesen, wenn er gefallen wollte, der alle fortriß, und — um die Mittel dazu war er nie verlegen! Er hinterließ Frau und Kind, ohne einen Kopfen: die letzten hundert Rubel von Tante Lottchens Kapital hatte er in der Nacht vor seinem Tode verspielt! — Vor diesem Schicksal wollte ich dich bewahren, Elfi, einst so dazustehen wie Tante Lottchen; daher nahm ich Erich das Wort ab, nie von Liebe zu dir zu sprechen, nie

ohne meine Einwilligung.“ „Und er hat es gehalten, — armer Erich!“ „Ja, arm und dennoch reich, — denn diese Liebe hat ihn geschützt vor Sünde und Untreue gegen sich selbst; sie hat ihn verhindert, in die Fußtapfen seines Vaters zu treten, dem er gleicht im Guten und Bösen. Erichs Wappenschild der Ehre ist rein; dafür danke ich Gott. Als er jetzt plötzlich in unser Leben trat, da habe ich für dich gezittert, Elfi! Und ich habe Erich angefleht, sich zu beherrschen; denn daß er seine Liebe nicht überwunden hatte, sah ich auf den ersten Blick. Ich habe euch beobachtet, besonders dich, Elfi; kein Wort, kein Blick von dir blieb unbemerkt; aber, gottlob, ich habe dich echt und treu erfunden; nun kann ich ruhig sein! Als du dies Lied sangst, zu deinem Geburtstage: ‚O, wär’ es nie geschehen!‘ da klang es mir wie ein Vorwurf und griff mir ans Herz. Als ich aber in deine lieben, klaren Augen sah, da wußte ich, in deiner Seele war Frieden, du hattest dich nur in die Stimmung des Liedes hineingebacht. Nicht mir galt das Wort, das tief-schmerzliche: ‚Meine Mutter hat’s gewollt, den andern ich nehmen sollt’!“ „Dir, Erni, das hast du gedacht?“ „Ich war so unsicher geworden, — so schwankend, verzeih mir, Elfi.“ „Kleiner, du sprichst zu viel; was wird Onkel Delius sagen?“ Er strich mit der Hand über mein Haar. „Mein Liebling, diese Stunden sind köstlich. Laß sie uns auskosten.“ „Ach ja, mein Einziger! Und ich bin so glücklich!“ Seine Hand ruhte auf meinem Kopf, wie segnend, — und unsere Seelen sprachen zueinander, die leise, heilige Zwie-

sprache, die so wenige kennen. Dämmerung erfüllte das Zimmer; nur das spärliche Licht der Straßenlaterne warf ein ungewisses, zitterndes Licht hinein.

„Hast du dich nie gefragt, Elfi, warum Lena nach England ging?“ „O ja, mich und sie, — aber keine befriedigende Antwort darauf bekommen. Weißt du es, Kleiner?“

„Ja, Elfi. Es gab eine Zeit, wo ich Liebe empfand, wo ich gern eine Ehe geschlossen hätte, ohne doch dem Andenken deiner Mutter untreu zu werden. Manchmal blühen die Bäume zweimal im Jahr, wenn der Herbst besonders schön ist, — verstehst du das, Elfi? Es war eine große Versuchung, — ich bin ihr beinah' unterlegen, — denn wir Randens bedürfen so sehr der Liebe, — und ich fühlte mich noch so jung! Gottlob, ich habe mein Wünschen bezwungen, ich habe das frische, ausblühende Leben nicht an mich gefesselt, ich kann in Frieden heimgehen!“

„Lena?“ „Ja, Elfi.“ „Fühlst du dich krank, Kleiner?“

„Nein, nur müde. Singe mir die alten, lettischen Volkslieder, die deine Mutter sang.“ — —

Dorpat, d. 7. Oktober.

Heute früh war ich beim Kleinen; er hat gut geschlafen und fühlt sich frisch und munter, wie er sagt. Ich konnte nicht schlafen! All das Gehörte ging mir im Kopf und Herzen herum; ich mußte es in mir verarbeiten. Die Sorge um den Kleinen hielt mich auch wach; ich hörte seine Worte noch lange in mir fortklingen, wie leises Glockengeläut, das sich

weiter und immer weiter entfernt: „Nun kann ich in Frieden heimgehen!“

Ich bringe die Kinder zu ihm; Vär hat mir Urlaub gegeben, — für den ganzen Tag.

Dorpat, d. 9. Oktober.

Der Kleine ist tot, diese Nacht ist er sanft hinübergeschlummert. Ich bin ruhig, — ganz ruhig. —

Abends.

In unserem lieben, alten Hause sitze ich; neben mir — im Schlafzimmer, ruht der Kleine. Sie wollten mich nicht herkommen lassen; ich habe meinen Willen durchgesetzt, ich bin allein mit ihm. Tante Gottchen kommt morgen früh. Vär wollte hierbleiben; ich litt es nicht. Zwischen uns darf jetzt keiner sich drängen; die stille Nacht halte ich allein bei ihm, bei meinem Kleinen! Wir gehören noch zusammen, für die kurze Spanne Zeit, wo seine liebe Gestalt auf Erden ist. Ich kann nicht weinen, ich bin nicht traurig, — ich bin weit fort. — Mein Körper ist hier, — meine Seele nicht. Wo ist sie? Und wo ist seine Seele? — In friedlichem Schlummer liegt er da, die feinen, weißen Hände über der Brust gefaltet; ein kleines Kreuzifix habe ich hineingelegt: meine Mutter hatte es immer an ihrem Bett. Wo ist seine Seele? Was hier von ihm übrig ist, das ist er nicht, das ist nur sein Gewand, seine Hülle. — Ich sehe in die stillen, wachsblassen Züge, Ernis

Glüge, — und finde ihn nicht. — — Die Majestät des Todes fühle ich in ihrer ganzen Größe und freue mich, daß sie ihn umkleidet mit seiner ganzen friedvollen Schönheit, daß er hier ruht wie ein Marmorbild, von Meisterhand geformt. Nicht entstellt durch langes Leiden und Krankheit, im rüstigsten Mannesalter abgerufen, ein einheitliches Leben beschließend mit einem harmonischen Ende. Ja, so mußte es sein. — „Glaubst du, Kleiner, daß wir jetzt getrennt sind, weil ich deine Stimme nicht mehr höre, weil du nicht mehr hier bist? Uns trennt der Tod nicht, uns hat das Leben so fest geeint, das Leben, das nicht stirbt!“

Sie wundern sich über meine Ruhe, Vär und Onkel Delius. Ich habe selbst alles angeordnet, in seinem Sinn, — — nun halte ich die Wacht bei ihm. Still muß es um mich sein, — ich kann den Klang von Menschenstimmen nicht hören, das Treiben des Alltags nicht sehen, — allein muß ich sein, allein mit meinem Toten — — und mit Gott.

Dorpat, d. 14. Oktober.

Vena ist gekommen. Ich wunderte mich garnicht darüber, ich fragte: „Hast du eine gute Überfahrt gehabt?“ Ich bin ruhig, ich esse, ich schlafe, ich spreche, ich kann sogar lächeln; nur weinen kann ich nicht. Warum auch weinen? Noch ist er da; es ist alles so erfüllt von seiner Gegenwart. Ich gehe umher, ich bin unter ihnen, — und doch nur leiblich, meine Seele ist nicht da. Ob Vena mich versteht? Vär meint es gut, — und er ist betrübt.

Dorpat, d. 20. Oktober.

Nun liegt der Kleine auf dem Friedhof, neben Mutti, nun sind sie vereint; es ist schön, das zu wissen. Alle waren zur Beerdigung gekommen, auch Erich, und ich freute mich darüber. Die lieben Menschen um seinen Sarg stehen zu sehen, in tiefer Rührung, das hat mir wohlgetan. Ich sah von einem zum anderen: sie konnten weinen, — — ich nicht! Es war ein sonniger Herbsttag, als wir ihn zur Ruhe brachten, so hell und klar wie sein Leben. Er hatte sich jede Grabrede verbeten; einige Bibelverse wurden verlesen; meine Gesanglehrerin hatte ein Quartett eingeübt; sie sangen das Lied: „Wenn ich einmal soll scheiden“, der Kleine liebte es; dann folgte ein Hornquartett: „Jerusalem, du hochgebaute Stadt“. Onkel Heinrich stand neben mir; er hatte meinen Arm durch den seinen gezogen. „Mein sehnlich Herz so groß' Verlangen hat und ist nicht mehr bei mir.“ Mein Körper hielt stand; eine wunderbare Kraft war ihm verliehen, eine Kraft, die man sich selbst nicht geben kann. Nur als die Erdschollen mit einem so erschütternden Ton auf seinen Sarg fielen, — — da barg ich mein Gesicht an Onkel Heinrichs Schulter.

Dorpat, d. 1. November.

Das Alltagsleben geht seinen Gang, daran muß ich mich zu gewöhnen suchen. So gut, daß Vena da ist. Ich liege stundenlang im verdunkelten Zimmer, der Sonnenschein blendet mich, — und der weiße



Schnee, — ich liege still, die Hände gefaltet, — —  
als wäre ich tot.

Dorpat, d. 6. November.

Gestern haben wir seinen Schreibtisch geordnet, Lena und ich. Vier Briefe fanden wir darin; einen an Lena, einen an Erich, einen an Vär und einen an mich. Lena ließ mich allein, — — und als ich seine Worte las, — — da löste sich die Erstarrung in meinem Innern, — da warf ich mich neben sein Bett auf die Knie — — und — weinte

Dorpat, d. 15. November.

Wir waren auf dem Friedhof, Lena, Erni und ich. Über uns blaute ein wolkenloser Himmel; eine weiße, weiche Schneedecke lag auf seinem Grab, auf den vielen Kränzen, womit es überdeckt ist. Wir setzten uns auf die Bank; ich nahm Erni auf den Schoß und sah zum Himmel hinauf: „Wo bist du, mein Kleiner?“ Erni fragte leise, als fürchtete er, jemand zu wecken: „Wo ist Großpapa?“ „Er schläft hier,“ sagte Lena. Erni schüttelte den Kopf: „In der Erde, das glaube ich nicht. Eisi, wo ist Großpapa?“ „Da oben,“ sagte ich und deutete hinauf, — hinauf in das unbekannte Land, — wohin unsere Sehnsucht geht, — von Kindheit an, — das wir fühlen, — greifbar nahe, in den Feierstunden unseres Lebens. — — Er sah hinauf, — mit einem so wunderbaren, — fragenden Ausdruck in den Kinderaugen.

„Elfi, können wir ihn dort auch besuchen, wie in seinem Hause?“ Ich schlang beide Arme um mein Herzblatt. „Noch nicht, — noch nicht!“ „Wann dann, Elfi?“ „Wenn wir beide alt sind.“ „Das ist zu lange, Elfi; so lange kann Großpapa nicht warten. Kommt er denn nie mehr zu uns?“ „Nie, — — Erni.“ Ich wollte es nicht, ich faßte alle Kraft zusammen, ich kämpfte wie verzweifelt, um mich zu überwinden, — aber es kam über mich wie ein Starke, — ich ließ Erni sanft zur Erde gleiten, — und eine Ohnmacht überkam mich. „Nie!“

Dorpat, d. 18. November.

Lena bleibt bis nach Weihnachten. Tante Lottchen reist nach Kronstadt zu Erich. O, wie gut, daß ich Lena hier habe! Wie sie mit den Kindern zu spielen versteht; ich liege auf dem Divan und sehe dem Treiben zu. Muttering macht ihre ersten Gehversuche, und Erich führt und stützt sie, — es ist ein reizendes Bild! Allmählich fange ich an zu leben. —

Dorpat, d. 25. Dezember.

Es war doch Weihnachtsfreude in meinem Herzen. Wie es ohne Lena gewesen wäre, — das begreife ich nicht. Ich lasse mich von ihr verwöhnen, — ja bedienen, und ich erhole mich unter ihrer liebevollen Pflege wie eine kränkelnde Pflanze, die man in den Sonnenschein bringt und in den warmen Reg.n. Bär

ist entzückt von Lena; sie imponiert ihm durch ihre Ruhe und Festigkeit. Sie wäre eine bessere Frau für ihn gewesen, als ich es bin. Er ist freundlich und nachsichtig mit mir, obgleich ich ihm manchmal die innere Ungeduld anmerkte. Lena legt ihm einen Zwang auf, — er überwindet sich. Er kann es also! — — —

Dorpat, d. 31. Dezember.

Erni ist so süß, er versteht mich und sucht mich zu erheitern. Sein ganzes Herzchen voll Liebe gibt er mir. Es ist merkwürdig, wie er den Kleinen vermisst, — das ist sonst nicht Kinderart. Wir sprechen viel vom Kleinen, Lena und ich. Vär will das Haus verkaufen, weil Schulden darauf sind; der Kleine hat sie gemacht, — um Erichs Spielschulden zu bezahlen, — Lena hat es mir gesagt. Ich könnte es nicht ertragen, Fremde darin zu wissen!

An der Schwelle eines neuen Jahres stehen wir, — — und eine Neue, d. h. eine andere betritt dieselbe! Elsi von Randen ist tot — — und liegt auf dem Friedhof, — bei ihren Eltern, — Erna Walden, eine ernste Frau, nimmt den Kampf mutig auf, den Kampf mit dem Leben, — mit dem eigenen Ich. „Wer nicht sein Kreuz auf sich nimmt und mir nachfolgt, — der ist mein nicht wert.“

Dorpat, im April.

Mein Herz ist schwer, — tränen schwer, — aber ich darf und will nicht weinen. Vär versteht mich

nicht, er kann mir nicht helfen, das ist mir jetzt klar geworden; er kennt nicht die Macht und den Segen eines guten, liebenden Wortes. Wie würde mir ein solches oft helfen, wie den Bann mir von der Seele nehmen. Ich sehne mich danach, ach! — so schmerzlich! — Wie wohl würde es tun, wie mich stärken im Kampf! Es erwachen Stimmen in meinem Innern, — die nie laut geworden — bis jetzt, — es ruht so vieles in der Tiefe! — dunkle Gewalten, — die uns hinabziehen wollen, — Zorn und Empörung! —

Er liebt mich noch, er ist nicht gleichgültig geworden, — wie so viele, — das ist ein großer Trost, — aber — es genügt mir nicht mehr, und nichts kann die Leere ausfüllen, — nichts mein Sehnen befriedigen, mein Sehnen nach einem Gedankenaustausch, nach einem gemeinsamen Seelenleben. Ob er eines hat, — ob er eine Seele hat? Was lebt, muß sich betätigen, — und er ist wie ein Toter. Fühlt er denn nicht, denkt er denn nicht? Kann sich sein ganzes Innenleben so in sich selbst konzentrieren, daß nichts nach außen, — nichts zu mir dringt? Ich bin müde vom Denken; ich werde nicht klug aus ihm. O, mein Kleiner, deine weiche Hand möchte ich auf meinem Kopf ruhen fühlen, nur einmal noch! — Dann käme dies wirre Denken zur Ruhe. — Die Sehnsucht nach dir wird größer mit jedem Tage, mit jeder Stunde! Erst nach und nach lerne ich begreifen, was es ist, — keinen Vater mehr zu haben, — kein Elternhaus! — — — — —

Onkel Heinrich war hier, er hat uns das Haus

schuldenfrei übergeben; heimlich hat er Vär dazu ge-  
kriegt, denn Vär ist stolz, — — er will nichts an-  
nehmen, niemand etwas verdanken; aber Onkel Heinrich  
kann man nun einmal nichts abschlagen! Er und  
Vena haben sich das ausgedacht; sie weiß, wie mein  
Herz daran hängt, wie ich verwachsen bin mit jedem  
Winkel des lieben, lieben, alten Hauses, wo alles mir  
von meinem Einzigem spricht. Dort werde ich mich  
nicht mehr so grenzenlos vereinsamt fühlen. Die  
lieben, guten Menschen. Wie schön wird es sein, die  
vertrauten Räume wieder zu beziehen, die noch so  
erfüllt zu sein scheinen von der Gegenwart, von dem  
Geist des Kleinen, den Garten zu haben für die  
Kinder, — das ist wirklich Trost und Freude für mich!  
Der gute Onkel Heinrich! Ich lag in seinen Armen  
und habe mich ausgeweint! Im Mai ziehen wir  
hinüber. Erni jubelte laut auf; er will gleich hin-  
gehen und sich einen kleinen Garten machen.

Dorpat, im Mai.

Der Todesengel trat in unser Haus. — — Die  
dunkeln Flügel rauschten um Ernis Bettchen. — —  
In vier Tagen war es aus! Muttering hat auch den  
Scharlach, aber sie wird ihn überstehen, sie bleibt uns  
erhalten. Vor Ernis Bettchen saß ich lange Zeit —  
und starrte hinein, — leer! — Kannst du das alles  
tragen, mein Herz, und nicht brechen? Ja, du kannst  
es, — — denn du mußt! — Als er noch da war,  
als ich sein liebes Gesichtchen noch sah, so geschwollen,

so entsetzt durch die schreckliche Krankheit, da konnte ich nicht weinen; ein eigentümliches Gefühl von Ruhe war in meiner Seele und plötzlich die Hoffnung, daß er noch lebte. Er schien zu atmen, — ich hörte ihn sprechen und rufen: „Elfi, komm ganz nah' zu mir!“ Die fieberzitternden kleinen Hände versuchten meine Wange zu streicheln. — — — Doch nein, sie lagen ja still, die Kinderhändchen, und hielten weiße Blumen. Da wußte ich, daß ich ihn für diese Erde verloren! — Ich wußte es schon, als er erkrankte; ich wußte es so bestimmt, als hätte man es mir gesagt. Vär lachte mich aus, — er konnte lachen! — Und dann erwachte die Hoffnung, die wahnsinnige, mich aller Fassung beraubende Hoffnung, ich hätte mich getäuscht, hätte die innere Stimme nicht gehört. Aber diese Stimmen trügen nie! — — In der letzten Nacht überfiel mich eine unbeschreibliche Angst. Ich ging zu Vär und bat ihn, mit mir zu wachen. Er saß in seinem Schreibzimmer und las Zeitungen wie jeden Tag. Ich legte die Arme um seinen Hals und bat: „Värchen, er wird sterben! Laß mich nicht allein!“ „Unsinn, der Doktor sagt, es sei keine Lebensgefahr; rege dich doch nicht immer unnütz auf; du reibst dich dabei auf und hilfst niemand.“ Ich ging. — Ich setzte mich an Ernis Bettchen und legte den Kopf auf den Bettrand. In mir war etwas gestorben, etwas Schönes, Beglückendes, — ich weiß nicht, was es war. Erni atmete schwer. Die Angst war wieder da, — die furchtbare Angst, — sie schnürte mir das Herz zusammen, daß ich kaum atmen konnte; ich rührte mich nicht, die Glieder waren mir

bleischwer, ich starrte nach der Thür. — — Kam jemand hinein? — — Rauschten da nicht Flügel? — Erni hob den Kopf; die kleinen Hände ballten sich krampfhaft, sie zeigten nach oben: „Elfi — —,“ es war ein Hauch, ein unverständlicher Laut, — — nur meinem Ohr vernehmbar, — — dann war es aus! — — — Der Morgen graute. Ich erhob mich und ging zu Vär: „Vär, stehe auf, unser Kind ist gestorben.“ Er schrie auf, — er sprang aus dem Bett, er faßte meinen Arm: „Wann?? Und das sagst du so ruhig? Wann? Warum hast du mich nicht geweckt, warum liebest du ihn sterben?? Hast du nach dem Doktor geschickt?“ Ich löste seine Hand von meinem Arm; er stand mir gegenüber, mein Mann, der Vater meiner Kinder, — — aber er war mir ein Fremder. — „Erni ist tot, — kein Doktor kann ihm das Leben zurückgeben.“ Da beugte sich der starke Mann, und zum erstenmal sah ich — Tränen in seinen Augen, hörte ich einen Weh- ruf sich seiner Brust entringen, — — aber ich stand dabei — — kalt wie Eis. — — — Vär war fassungslos. Er murrte, er trotzte, er bäumte sich auf gegen das, was geschehen war; er konnte und wollte es nicht glauben, daß man Erni nicht hätte retten können. „Glaubst du noch an einen Gott der Liebe?“ das rief er mir zu, als ich Erni eingekleidet hatte mit eiskalten, bebenden Händen. „Wo ist nun dein frohes Vertrauen, deine feste Zuversicht? Unser Kind bringt nichts uns wieder!“ „Nein, Vär! Aber nichts kann mir meinen Glauben nehmen!“ „Dann beneide ich dich! Nachmachen kann ich dir das nicht! Du hast

eben eine ganz besondere Art von Liebe. — Wenn man denkt, du wirst zusammenbrechen, du wirst untröstlich sein, dann bist du ruhig, — ja kalt!“ — „Tobe dich nur aus, mein Bär,“ dachte ich, „vielleicht wird dir einst das Verständniß aufgehen für meine Art der Liebe!“ — In diesen Tagen habe ich ihn gestützt . . . .

Bad Elster, im Juli.

Was in mir gestorben war in jener Nacht, — in jener schrecklichen, unvergeßlichen Nacht, — das war die Freude, — das war der Mut zum Leben. — Weiterleben ohne meinen Liebling . . . . Ich war müde, war hoffnungslos . . . . Ich wollte den Kampf aufgeben, — Bär würde ich doch nicht ändern! — Ich fühlte mich unsagbar elend; Fieberschauer erschütterten meinen Körper; ich wußte, es war der Scharlach, der auch mich erfaßte . . . . Ich wünschte mir den Tod . . . . Wozu noch leben? Für wen? Erni und der Kleine waren mir vorangegangen; der dunkle Weg, vor dem mir einst so gegraut, war nicht mehr schauerlich, sie standen ja von fern und winkten mir . . . . Wo sie standen, war alles Licht . . . . Und das Leben lag so dunkel vor mir, so öde, so grauenvoll . . . — — —

Raum hatte ich Erni dem Schoß der Erde übergeben, an einem sonnigen, lebenweckenden Maitag, da alles blühte und sproßte, sang und jubilierte, — da brach die Krankheit aus. Schon auf dem Friedhof konnte ich mich kaum mehr auf den Füßen halten,



alles um mich drehte sich im Wirbel und versank wie im Nebel; ich klammerte mich an Alma, und sie brachte mich nach Hause und steckte mich gleich ins Bett. Ihre Kinder hatten den Scharlach gehabt: so durfte sie bei mir bleiben die treue, opferfreudige Alma und mich pflegen und nach Muttering sehen, bis Tante Elisabeth kam. Onkel Delius und Professor Meyer machten ernste Gesichter, — ich wußte, ich war dem Tode nahe, — und ich freute mich darüber . . . .

Einmal, — das Fieber war wieder gestiegen, — saß Onkel Delius an meinem Bett. „Onkelchen, lassen Sie mich sterben . . . . — — — Er sagte nichts, — blieb nur lange neben mir sitzen, ganz still, — und streichelte ab und zu meine fieberheißen, zitternden Hände. Ich sah ihn an, sah die klugen, guten Augen so voll Mitleiden auf mich gerichtet, sah sie endlich erglänzen in feuchtem Schimmer . . . . und dann schien mir die Gestalt von Onkel Delius wie in Nebel zu verschwimmen. Ich hörte nur noch eine Stimme leise, vorwurfsvoll: „Elfi . . . .“ Da, — zum ersten Male seit Ernis Tode, — strömten meine Tränen.

Die Krankheit hat mich gerettet, — sie hat mich mir selbst wiedergegeben, — mich innerlich befreit von alledem, was in mir wogte und stürmte.

Ich war froh, ganz still liegen zu dürfen.

Nur die Ärzte und Tante Elisabeth wollte ich sehen; sie umgaben mich mit der zartesten Rücksicht, sie waren teilnehmend und sorgsam, sie unterstützten das langsam fortschreitende Gelingen der Seele und des Körpers. Vär durfte selten kommen; seine bloße

Nähe regte mich auf, — — ich glaube, — — ich fürchte, — — — ich haßte ihn . . . . Es war so dunkel in mir, — — so verzweifelt . . . .

Die Wogen wollten mein Schifflein zum Scheitern bringen, — ich aber schrie zum Herrn in meiner Not! — — Und er beschwor Wind und Wellen, — — da wurde es still . . . . Die Liebe siegte! — Als ich mit Tante Elisabeth, Onkel Heinrich und Alma das heilige Mahl genossen hatte (Vär hält ja nichts davon), da konnte ich ihm von Herzen vergeben. — Der arme Vär, er weiß nicht, was er tut!

Den Abend vor der Reise war ich allein auf dem Friedhof; zum erstenmal kniete ich auf Ernis Grab. Wie lange ich doch krank gewesen war! Ein Marmorkreuzchen war errichtet mit dem Spruch darauf: „Siehe, Ich mache alles neu.“ Feu schlang sich um das kleine Denkmal. Ich stützte den Kopf an den kühlen Stein, ach! — und ich fühlte, daß ein Stück meines Lebens, vielleicht das beste! — dort unten ruhte, mir ewig unerreichbar — — — und zum erstenmal kam es mir voll zum Bewußtsein, daß mein Kind tot war . . . . .

„Erni!“ Ich schrie es laut hinaus in meinem übergroßen Schmerz, — — „Erni!“

Was ist alles Leid der ganzen Welt gegen das schneidende Weh des Mutterherzens, dem sein Kind genommen wird! — — Das heilige Band zerrissen, — — die Quelle des Glückes verschüttet. Ach! und diese Sehnsucht nach den weichen Lauten der süßen Kinderstimme, nach der Berührung der Hände, des Gesicht-

chens, des ganzen kleinen, rosigen Körperchens. Nie wieder . . . durfte ich sie hören diese Stimme, nie mein Kind in den Armen halten, — meinen Liebling . . . mit Schmerzen geboren, mit Tränen heiligster Mutterfreude begrüßt, — und für die Erde — — verloren. Wie reich war ich gewesen, reicher als jede Königin, — und wie glücklich! — Und nun? — — Betteln gehen, — mit meinem Knaben an der Hand, — es wäre Seligkeit gewesen! — Ich streckte mich über das kleine Grab hin und vergrub mein tränenüberströmtes Gesicht in den Blumen, die darauf blühten . . . Tief unten lag er, — — in seinem kleinen, weißen Sarge, mein Liebling, — und nichts konnte ihn mir wiedergeben, — — — nur für eine kurze Stunde. — O, hätte ich sie mehr ausgenutzt, die Jahre, die er bei mir sein durfte! So denkt man an einem Grabe . . . und klagt! Da fiel mir ein Vers ein, Muttis Landsmann, Baron Firds, hat ihn gedichtet: „Wenn an deinem hangen Herzen ruhelos ein Leiden nagt, tue nur, wie es die Mutter mit dem kranken Kinde macht. Sing es ein, daß Schummersegen all die heißen Qualen still'. — — Kennst du jenes Wiegenliedchen? Vater, es gescheh' dein Will'!“ Da beugte ich mein Haupt — — und sprach sie . . . die Worte, die dem schwachen, verzagenden Menschenkinde die Kraft geben, Übermenschliches zu tragen: „Herr, dein Wille geschehe!“ — —

Bad Elster, im Juli.

Professor Meyer bestand darauf, ich solle die Kur in Elster brauchen. Er muß Vär himmelangst gemacht

haben, daß er schließlich doch einwilligte, mich reisen zu lassen, — ungeru genug geschah es! — Auch Tante Elisabeth trat sehr energisch auf; sie hatte schon sowieso die Absicht, mit Evi nach Elster zu gehen, die nach der Geburt ihres zweiten Sohnes sehr angegriffen war. Ich wurde mit ins Schlepptau genommen. Der Abschied von Bär und Muttering wurde mir viel schwerer, als ich gedacht, besonders darum, weil Bär eigensinnig darauf bestand, in Dorpat zu bleiben, und die freundlichen Einladungen von Onkel Heinrich und Paul kurz ablehnte, seine Ferien mit Muttering auf dem Lande zu verbringen. Kein Bitten, kein Zureden meinerseits half. Es wäre für beide so gut, ja notwendig gewesen. — Bär brachte mich nach Riga; dort sollte ich mit den andern zusammentreffen. Die Reise hatte mich sehr ermüdet, besonders, weil Bär so aufgereggt war. Er schrie die Träger an, er schimpfte in Riga auf die Fuhrleute, er schimpfte in der Bahn, als der Schaffner ihn darauf aufmerksam machte, daß man im Nichtraucherabteil — nicht rauchen dürfe. „Wie soll ich das wissen?“ „Sehen Sie sich die Aufschrift an.“ „Ich verstehe kein Russisch.“ Ich zitterte, — es war schrecklich ungemütlich! — Aber sagen durfte ich nichts; das hätte ihn erst recht in Wut gebracht. Die Mitreisenden starrten ihn kopfschüttelnd an — und zuckten die Schultern, — mich streifte mancher mitleidige Blick. Wie Bär gar kein Gefühl dafür hat, daß es unsehr, ja ungebildet ist, sich so zu benehmen! Als er mit seiner beanstandeten Zigarre in den Korridor abziehen mußte, sagte ein Herr, ein

Reichsdeutscher, seiner Aussprache nach zu urteilen: „Na, der Herr scheint mir nicht ganz normal zu sein.“ Er deutete nach seiner Stirn. „Die arme Tochter! So etwas dürfte sich bei uns keiner erlauben.“ Ich zog den Schleier übers Gesicht und machte, als ob ich schlief, — aber vom Schlafen war ich weit entfernt. Diese rücksichtslose Art von Bär, dies unbegreifliche Sich-gehen-lassen in Gegenwart Fremder, ist mir so peinlich — und schmerzlich. Ich würde ja alle diese Ausbrüche ruhiger ertragen, mich leichter darüber hinwegsetzen, wäre ich allein das Opfer und hätte keine Ohrenzeugen; aber Bär hindert kein Mensch, — ihm ist es einerlei, ob Dienstboten, Kinder oder wer sonst gerade da ist! Was sein Benehmen für einen Eindruck auf Fremde macht, darüber gibt er sich leider keine Rechenschaft! Im Abteil hielten sie ihn für einen Berrückten. — Schrecklich . . . unaussprechlich traurig, sich selbst so zu schaden. — — Und wodurch? Nur durch völligen Mangel an Selbstzucht. Davon hat Bär keinen Schimmer, und er will auch keinen haben. Vielleicht bereut er im stillen seine Hestigkeit . . . Es kann doch nicht anders sein . . . Aber er vermeidet keine Gelegenheit, ihr freien Spielraum zu lassen; er ist im Gegenteil stolz darauf, hält das für eine Betätigung seiner Männlichkeit. Welch falscher Begriff! Schwäche gegen sich selbst ist nie und nimmer Stärke, — stark ist nur der Mensch, der sich selbst bezwingen kann. Der Kleine war auch heftig von Natur, wie alle lebhaften Menschen, aber wie hielt er sich im Zaum, wie arbeitete er an sich, wie baute er seine Seele aus, wie

war er einheitlich in seiner vornehmen Gesinnung. Bär dagegen hält an dem Satz fest: Wie ich bin, so werde ich bleiben. Wenn ich mir einmal die Anwendung dieses für uns Christen und überhaupt für alle vorwärtstrebenden Menschen undurchführbaren Satzes erlauben würde . . . Hu, das wäre eine Wut, eine Empörung! „Ja, Frauen,“ würde Bär sagen, „die können sich doch nicht auf gleiche Stufe mit uns stellen; die sind da zum Nachgeben, zum Gehorchen, die dürfen gar keine festen Ansichten haben, falls dieselben mit denen ihrer Männer kollidieren.“ Armer Bär, mir scheint, du bist zu spät geboren! Der Schule, in die du nicht freiwillig gehen willst, wirst du doch nicht entlaufen! Ich hätte dir den Kampf erleichtern wollen, aber ich sehe ein, ich kann nichts für dich tun, — nichts! — und doch alles, was ein Weib tun kann; denn ich liebe dich trotz deiner Fehler! — und ich bete für dich, mein Bär! Wir wohnten bei Edwards, und ich erholte mich dort. Bär war wie umgewandelt, liebenswürdig, unterhaltend, sorgsam. Vor Eduard geniert er sich. — Ich sah meinen Bär mit wehmütigem Lächeln an. Warum kann er nicht immer so sein? Der Abschied fiel uns schwer, — — — auch ihm: „Bärchen, ich werde dich vermissen, auch sogar dein Brummen.“ „Ja, bis zur Grenze vielleicht.“ Da schwieg ich. Mit diesem Stachel in der Seele — ließ er mich von sich gehen. — —

Wir wohnen im „Kurländer Haus“, Tante Elisabeth und Evi sehr vornehm, zwei Schlafzimmer und ein Salon, ich ganz bescheiden; kosten wird es dennoch

viel. Mit den Bildern meiner Lieben, einigen guten Büchern und Blumen, mit denen mich Evi täglich versorgt, habe ich mir mein kleines Zimmer ganz wohnlich eingerichtet. Aus dem Fenster sehe ich in den Garten hinaus und weiter auf eine Anhöhe; ich liebe diesen Blick. Ich muß noch viel liegen, und dann schaue ich hinauf, hinauf „zu den Bergen, von denen uns Hilfe kommt“. Ja, Hilfe, deren bedarf ich in meinem großen Schmerz. Es ist ein Trost, die lieben, verständnisvollen Menschen um sich zu haben; ich sehe jetzt erst, — wie verwöhnt ich war — durch Liebe. Mit der Zeit, wenn das Leben wieder seinen gewohnten Gang geht, ach! — dann wird das Vermissen immer schmerzlicher und die Einsamkeit immer fühlbarer werden! Gottlob, daß ich Muttering habe! Erni ersetzen, seine Stelle ausfüllen, das kann sie nicht, das kann niemand! — — und sollte ich auch zehn Kinder haben! Das Grab im Herzen, das trage ich für alle Zeit. Was Erni mir gewesen, mein holder Liebling, das kann kein anderes Kind mir sein!

Ich fange an, mich wieder freuen zu können, an der Natur vor allem; die Sonne tut mir nicht mehr weh; — — nach und nach vertrage ich auch Musik; anfangs konnte ich keinen Ton hören. Tante und Evi sind reizend! Mit schonender Hand legen sie Blumen auf meine Wunden, — — kühle, weiche, duftende Rosen. Wie wohl das tut! Wenn Bär doch eine Ahnung hätte, — wie man Wunden behandelt. — Er hat seine Mutter zu früh verloren; damit entschuldige ich vieles. Ich vermisse ihn! Körper-

Ich tut mir die Ruhe gut, dies Gefühl der Sicherheit; vielleicht auch seelisch. Bei Bär ist man immer — au qui vive, — man weiß nie, was die nächste Stunde bringt . . ., ob eine stürmische Liebesjagd — — oder eine nicht minder stürmische Szene; das wirkt auf die Nerven; ich bin immer in einer gewissen angstvollen Spannung, besonders seit der Kleine nicht mehr lebt.

Später. Ich fange an, mich zu erholen; die Moorbäder tun mir gut und die Behandlung des guten, freundlichen Doktor Bechlarn. Bis jetzt lebten wir ganz still; neulich hat Evi in der Sprechstunde beim Doktor die Bekanntschaft einer jungen, reizenden Baronin Szegetösch gemacht; ihr Mann ist Ungar, sie Wienerin. Sie plauscht so allerliebste wianerisch; wir sind nie müde, ihrem Geplauder zuzuhören. Sie ist weder klug, noch gebildet; was sie sagt, ist eigentlich wenig, wie sie es sagt . . . unnachahmlich! Sie hat sich zu Tod gelangweilt, wie sie sagt, und ist froh, mit uns bekannt geworden zu sein; von Evi ist sie unzertrennlich, ich bin ihr zu ernst. Sie ist gleich uns in Trauer, hat kürzlich ein Töchterchen in Ern's Alter verloren, — ihrer Lebensfreude hat das keinen Dämpfer aufgelegt; sie lacht und scherzt, dazwischen weint sie auch etwas, wie ein Kind, das seine Puppe zerbrochen hat. Sie ist oberflächlich, weltlich und kokett, — — aber bezaubernd und bringt uns zu allem, was sie durchsetzen will. Mich interessiert diese ganz neue Spezies meines Geschlechts. Das Leben ist ein Buch, in dem man nie müde wird zu blättern und worin



man des Überraschenden und Neuen viel entdeckt. Ich habe bis jetzt wenig Blätter umgeschlagen!

Ein Onkel von der Baronin, Graf Ramenz, ist nach Elfter gekommen. Sie hatte ihm geschrieben, sie halte es vor Langeweile nicht aus, sie ließe mitten in der Kur davon, — wenn er nicht gleich käme. Er ist in Wien angestellt, beim Ministerium irgendwo, — hatte Urlaub, ist Junggeselle und folgte ihrem Ruf: er müsse sich auch von den Strapazen des Winters und der Geselligkeit erholen, — sagte er mit einem besonderen Lächeln. Er sieht gut und aristokratisch aus, ist vielleicht Anfang der Fünziger und ein „lady's man“, wie alle Österreicher es sein sollen. Auch diese Spezies war mir bisher unbekannt. Anfangs war ich sprachlos über seine Art, einem Schmeicheleien zu sagen, — einen anzusehen, kurz: über seinen Umgangston. Wir sind das bei unseren Herren nicht gewohnt. Evi amüsiert sich köstlich dabei und ermutigt ihn, finde ich. Wie er ihr die Cour macht, das spottet jeder Beschreibung! Sie wartet mit Sehnsucht auf Wille, damit er sieht, was sie noch für Eroberungen machen kann. Evi ist eine vollendete Weltdame geworden; ich sehe sie mit Staunen und Bewunderung an: diese Sicherheit, diese Leichtigkeit in der Konversation und dies absolute Beherrschen der Situation. Ich komme mir wie ein dummes Schulmädchen neben ihr vor.

Später. Warum Graf Ramenz nicht abreist, das begreife ich nicht. Seit Wille Münster da ist,

hält er es für seine Pflicht, sich mir zu widmen, und seit einigen Tagen hat er eine so besondere Art, mich anzusehen, daß ich jedesmal dabei rot werde. Er schickt mir Blumen, Bücher; mir ist die Sache unheimlich! — Ich wünschte, er wäre fort. Ich bitte Tante, bei mir zu bleiben, wenn er da ist; ich habe Angst vor ihm, — ich weiß nicht, warum!

Später. Gestern waren wir bei der Waldquelle; es war Konzert dort. Münsters gingen mit Tante voraus; Graf Kamenz und ich folgten. Er bot mir seinen Arm; die kleine Steigung des Weges war ich bis jetzt nie allein gegangen, ich nahm ihn ruhig an, ohne mir etwas Besonderes dabei zu denken. Plötzlich höre ich seine Stimme in leidenschaftlicher Erregung dicht an meinem Ohr. „Sind Sie denn in Wahrheit von Marmor oder stellen Sie sich nur so? Ihre Augen sprechen ein ‚Ja‘ zu meinem Werben; Ihr Mund verneint herbe. Gerade dies Gemisch und Ihre wunderbare Schönheit müssen jeden Mann um seine Besinnung bringen! Jeden Mann von Fleisch und Blut.“ Ich ließ erschreckt seinen Arm los und stürmte hinter den anderen her; mit ein paar Schritten hatte er mich eingeholt, zog meinen Arm wieder durch den seinen und sagte: „Machen S' doch keine Geschichten und laufen S' nicht davon wie ein Schulmädchel! Was sollen die Leut' davon denken! Ich tue Ihnen ja nichts. Was ich Ihnen sage, hören S' wohl nicht zum erstenmal, wenn die dort drüben in Ihrem Värenlande etwas von Liebe wissen und von Frauen-

schönheit!“ „Ich bin verheiratet; das haben Sie wohl  
 vergessen, Graf! — Und das ist meine ganze Antwort.“  
 „Herrgott, sind Sie noch unschuldig! Aber das ist's  
 ja, was den andern fehlt, das ist's, was mich zu  
 Ihren Füßen zwingt, was meine Lieb' weckt, was  
 mich rasend macht, rasend vor Verlangen! Solch eine  
 Frau wie Sie habe ich noch nie gesehen! — Und  
 ich habe viel Frauen gekannt, weiß Gott!“ „Rufen  
 Sie Gottes Namen nicht an, — — denn Sie sündigen!“  
 Er blieb stehen und hielt mich fest; ich konnte mich  
 nicht rühren. „Sie süße, unberührte Mädchenblume,  
 an meinem Herzen müssen Sie ruhen . . ., und wenn  
 ich Sie heiraten sollte.“ Ich deutete auf mein  
 Trauergewand, ich flehte durch meine Blicke um  
 Schweigen. „Halten Sie einen Bergstrom auf, wenn  
 er übers Ufer schäumt! Ich kann's nicht, ich nicht . . .  
 und ich will nicht! — — Lassen Sie sich scheiden!  
 Ich bin frei, ich bin reich, — ich will diese kleinen  
 Hände nicht freigeben, die ich in den meinen halte, — —  
 ich will Sie zur Gräfin machen, — ich will Sie hoch-  
 halten, ich liebe Sie!“ „Ich bin Mutter.“ Er  
 schwieg. „Sie haben ein kleines Mädel? Na, an-  
 genehm ist's ja grade nicht, täglich daran erinnert zu  
 werden, daß ein anderer einem zuvorgekommen ist, —  
 aber trotzdem, — — ich gebe Sie nicht auf. Noch nie  
 hat sich mir ein Weib versagt, das ich haben wollte.“  
 Seine dunkeln Augen bligten in einem Feuer, wie ich  
 es nie gesehen, die feinen Nasenflügel bebten, und ein  
 Zittern ging durch seinen Arm, durch seine ganze  
 Gestalt; er preßte meinen Arm an sich; wie ein Feuer-

strom ging es von ihm aus: „Sagen Sie mir heute nichts: Sie sind erschreckt! Ja, wir werben anders als die Deut' bei Ihnen, wir verstehen zu lieben! und zu leben! Sie sind die erste, der ich einen Heiratsantrag gemacht, ich, der Rudi Kamenz, und zwar in allem Ernst! Wenn man das in Wien erzählt, — es glaubt's keiner! Ich würd's selbst nicht glauben!“ Weich und leise fügte er hinzu: „Sie machen einen andern aus mir! Und bei allen Heiligen, es lohnt sich der Mühe, es ist edles Metall, woraus wir geformt sind, wir Kamenz, — — die Welt hat uns nur a bissel stark ansaft, — — und manch feinen, edlen Zug verwischt.“ Wir waren bei der Waldquelle angekommen; ich setzte mich zu Tante Elisabeth; mir war ganz schwach und schwindlig zumut. Von der Musik hörte ich keinen Ton, ich hörte nur den Schlag meines Herzens, — — und ich fragte mich: — Wodurch habe ich das verdient? — Am Abend habe ich Tante alles erzählt. Ich fühle diese Liebe wie eine Schmach! Und dennoch ist es Liebe! Er muß morgen abreisen; ich kann nicht dieselbe Luft mit ihm atmen!

Später. Diese Nacht habe ich wenig geschlafen; immer wieder quälte mich der Gedanke: Ist es nicht meine Schuld? — Wie durfte er es sich sonst erlauben, mir von seiner Liebe zu sprechen. Was hat er für einen Begriff von Frauenehre? Die Männer haben es gut, viel besser auch darin als wir. Wenn jemand ihre Ehre antastet, so fordern sie ihn, — und mit seinem Leben muß er einstehen für Wort oder Tat.

Uns dagegen, uns darf man beleidigen, uns darf man in sündiger Liebe nahen, lachenden Mundes, leichten Herzens, als ginge man zum Fest, — und wir können uns nicht wehren, wir können den Lippen nicht Schweigen gebieten, die Hand nicht aufhalten, — die nach unserer Krone greift. — — Als ob unsere Ehre nicht ebenso hoch steht wie Mannesehre, ja, höher noch, viel höher, weil wir sie nicht immer zu verteidigen imstande sind, und weil . . ., wenn sie einmal einen Fleck hat, nichts auf Erden sie wieder reinwaschen kann! — — Zu unserem Schutz, zu einer Stütze sind sie uns gegeben, die Männer, — und wie werden sie dieser Aufgabe gerecht? Sie ziehen uns herab, — wo sie können; nicht heilig ist ihnen das Weib, die Mutter, nicht heilig das Eigentum eines anderen! — Stehlen! — Wie niedrig, wie gemein! — Aber nach dem Weibe eines anderen die gierige Hand ausstrecken, es sich zu eigen machen wollen, zur Kurzweil flüchtiger Stunden, und wenn es gelungen! — es dann liegen lassen, — — im Staub der Welt, das kann man, das verträgt sich mit . . . Kavalierehre . . . Das ist kein Diebstahl! — Sie braucht noch längst nicht schlecht zu sein, die Frau, die solcher Lockung nicht widersteht; sie kann eine gute Mutter, eine treue Gattin gewesen sein; aber er ließ sie betteln gehen, er ließ sie hungern und dursten nach Liebe, nach Verständnis, — er, ihr Haupt, ihr Herr, ihr Gatte. — Nun kommt der andere, berückend vielleicht durch Gaben des Geistes und des Herzens, er, der die Weiber kennt und die Welt, er

sieht, was sich in diesem nach Liebe schwachtenden Herzen regt, er streckt die Hand aus . . . und nimmt! — Er nimmt — — und geht fort, um sein Spiel weiter zu treiben. — — Er hat gestohlen! — Aber kein Gesetz verdammt ihn. — Und sie? — — Kann sie lügen, kann sie heucheln — — oder lehrt es sie erst die begangene Sünde, sie bleibt im Hause, sie bleibt die unbescholtene Gattin und Mutter! — und sie führen sie weiter, ihre Ehe, weiter — — trotz Diebstahl, trotz Ehebruch! — Es weiß ja niemand darum! — — „So soll es in der großen Welt zugehen!“ sagt die Baronin Szegetösch und zeigt lachend ihre weißen Zähne, „und — — man amüsiert sich dabei.“ Ich kann es begreifen, daß man sich verirren, daß man sich täuschen kann, ich kann es jetzt verstehen, daß man einem Irrlicht folgt, folgt in törichtem Wahn! — aber verstehen kann ich es nicht, wie man danach weiterleben kann, — als wäre nichts geschehen! Ich könnte das nicht; für mich gäbe es dann nur einen Weg . . . den Todesweg! — — — Leben, mit dem Bewußtsein dieser Schuld, seinen Blick nicht zum Himmel erheben, nicht den Menschen frei ins Auge sehen zu können, nicht sein Kind küssen — — mit reinen Lippen, — — ertrage das, wer es mag — — und kann: ich hätte nicht die Kraft dazu!

„Führe uns nicht in Versuchung!“

Ich beuge mein Haupt in Demut, — aber von nun an habe ich keinen Stein für die Unglücklichen, die Gefallenen, die Verirrten, — nur Mitleid! — —

Später. Er hat sich eine letzte Unterredung erbeten. Er soll sie haben. Ich bin in der rechten Stimmung dazu, ihm die Wahrheit zu sagen, die volle, ungeschminkte Wahrheit. Kein Weib hat ihm je widerstanden, sagt er; nun soll er eines kennen lernen, eins, das ihm nicht nur widersteht, sondern auch seine Hand zurückweist. Von einer baltischen Frau soll er hören, was Frauenehre — — und Mannespflicht ist, von einer Frau, die vor kurzem noch ein töricht Mädchen war und nicht ahnte, was möglich ist in der Welt, wo sie die heilige, große Liebe verwechseln mit Leidenschaft und Sinnlichkeit, — — und wo sie stehlen dürfen — — ungestraft! — —

Später. Er war leichenblaß, als er sich abschiednehmend tief verbeugte; die Hand gab ich ihm nicht! — An der Thür wandte er sich noch einmal um und sagte zähneknirschend: „Sie haben mich nicht überzeugt, nicht bekehrt! Ich glaube nach wie vor nicht an Frauentugend, — — ich beneide nur den andern! — — denn einer wird's doch sein!“ Ich sank in den nächsten Stuhl und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen. Was müssen das für Frauen gewesen sein! — die er gekannt hat! Wenn man sich selbst untreu wird — und in den Staub wirft, — — wie können die Männer dann glauben, daß es unantastbare Frauen gibt, Frauen, die den Tod nicht fürchten, — — wohl aber . . . die Schande! — —

Abends saßen wir in Tante Elisabeths Salon zusammen. „Er ist fort, Elfi; ich habe ihm glückliche

Reise gewünscht! und dem Wagen nachgesehen, bis das letzte Staubwölkchen am Horizont verschwand; nun kannst du ruhig sein.“ Evi lachte: „Mir macht er den Hof! — Und dich meint er! Übrigens, du nimmst die Sache zu tragisch, Eisi. Es ist doch keine Beleidigung, wenn ein Herr, ein Cavalier, sich in einen verliebt.“ „Da bin ich anderer Ansicht, Evi.“ „Ich stimme Evi bei, Cousine; Graf Kamenz hat insoweit doch ganz korrekt gehandelt, daß er Ihnen einen legalen Heiratsantrag gemacht hat. Er hätte sich Ihnen gewiß nicht eher genähert, als bis die Scheidung vollzogen war. Ja, ich gebe zu, man kann verschiedener Ansicht darüber sein, aber es geschieht heutzutage mehr als einmal, und niemand ist berechtigt, den Beteiligten einen Vorwurf daraus zu machen.“ „Ich würde doch gern Ihr Gesicht sehen, Wetter, wenn Evi ein solch legaler Heiratsantrag gemacht würde!“ Graf Wilhelm Münster biß sich auf die Lippen: „Erlauben Sie, Cousine, aber das ist doch etwas anderes.“ „Kann ich leider nicht einsehen, — — oder wird die Sache dadurch anders in Ihren Augen, daß Sie Graf sind! — und mein Mann nur ein simpler, bürgerlicher Professor?“ „Nein, — — durchaus nicht, — aber — — Ihr Mann ist nicht hier, daher — — — und —.“ „Ich verstehe: weil ich allein und — — unbeschützt bin, außerdem — die Frau eines Bürgerlichen, hat jeder Cavalier das Recht, mich zum Spielball seiner adligen Gefühle zu machen; ja, ich müßte mich noch sehr geehrt dadurch fühlen.“ Die heiße Bornesröthe stieg mir in die Wangen. „Mein



Begriff von Ehre ist ein anderer, Graf Münster. Was Graf Ramenz sich mir gegenüber erlaubt hat, ohne durch einen Blick oder ein Wort dazu ermutigt worden zu sein, das halte ich für feige . . . und ehrlos — — und das habe ich ihm gesagt. Ich habe mich allein verteidigt, Graf Münster, ohne Sie zu inkommodieren.“ Evi stand auf. Sie war sehr ernst geworden. „Diesmal hast du wohl einen mächtigen Hock geschossen, lieber Wille! Passiert manchmal auch dem besten Schützen! Jetzt bleibt dir nur noch eins übrig: Beuge deine Knie in Ehrfurcht vor meiner Cousine Erna Walden und bitte sie, dir zu verzeihen, bitte sie, fürderhin deine Ritterdienste annehmen zu wollen, und mit Leib und Leben gelobe dich von nun an dem Dienste edler Frauen.“ Der Friede war wiederhergestellt, — aber ein Stachel blieb zurück. Wille ist ja sonst ein prächtiger Mensch, aber in mittelalterlichen Standesvorurteilen befangen, wie noch viele seiner und meiner Landsleute. — —

Dorpat, im September.

Wieder daheim! Es war so schön, nach Hause zu kommen! Als ich Vars mächtige Gestalt auf dem Bahnhof erblickte, da hätte ich laut aufjubeln können, vor Herzensfreude! — Wieder im eigenen Heim, bei Mann und Kind! — Muttering fand ich etwas blaß, Vär hat sie aus Ängstlichkeit zuviel von der Luft abgesperrt. Das wird jetzt anders werden. Unser lieber Garten! Es blüht noch so bunt darin, und die

späten Rosen duften. Ich sitze mit meinem kleinen Mädchen auf dem Schoß und erzähle ihm von Erni. Bald wird es ein Jahr, daß der Kleine mich verließ! — Ein Jahr! — und wie viele werden folgen?

Dorpat, im September.

Zwei Jahre sind vergangen, ich habe nicht geschrieben; was sollte ich sagen? Ein Tag ging wie der andere dahin, nur daß die Jahreszeiten wechselten. Ich habe mich tapfer gewehrt, die zwei Jahre hindurch, — — aber ich fürchte, — ich werde doch unterliegen; ich halte diese Einsamkeit nicht aus, — ich kann nicht im Käfig leben. Vär sperrt mich ein, — — und der Käfig ist klein, — — er steht nicht einmal am Fenster, in der Sonne. Anfangs zerschlug ich mir den Kopf an den Metallstäben, ich regte die Flügel, — ich wollte mich aufschwingen . . ., zerschlagen sank ich hinab, — — — ich stehe wohl nicht mehr auf! — — — Warum es so ist? Weil es ihm so bequem ist, — und so beliebt; weiter ist es nichts. — — Und daran geht ein Menschenschicksal zugrunde! — Nicht tragische Konflikte, nicht besonders erschütternde Ereignisse, nein, — die Einsamkeit, — die Kleinlichkeit, — — die Vernachlässigung! Man könnte darüber lachen! — wenn es nicht so zum Weinen wäre! — Er kümmert sich nicht um mich, er spricht nicht mit mir, er sieht mich kaum; aber er verlangt, daß ich da bin, — jeden Winks von seiner Herrscherhand gewärtig! — — Dazwischen kommen noch Anfälle von stürmischer

Zärtlichkeit, die mich verletzen, die mir weh tun! — Ich dulde sie, wie ich Regen und Schnee dulde. — — Einmal hat ich ihn, mich zu schonen . . . es war an Ern's Todestag, — — und mir war so wund, so gebrochen zumut . . . O, mein Gott! Lieber sterben, — — — als so etwas noch einmal durchleben! — —

Ich sinke . . . sinke! — — —

Wenn er heftig gewesen ist, mich gekränkt und verletzt hat, tue ich den ersten Schritt, — — ich kann nicht neben ihm hergehen — wie eine Tote! — Und fange ich nicht an zu sprechen, — — — er tut es nicht, — o nein, dazu läßt er sich nicht herab. In der ersten Zeit versuchte ich es mit Bitten und Fragen, — er wies mich kurz ab. „Bärchen, was denkst du über die und die Frage? Warum läßt du mich nicht teilhaben an dir, an deinem Seelenleben, an deiner Arbeit?“ „Das fehlte auch gerade noch, daß du dich darein mischen wolltest! Davon verstehen Frauen nichts.“ „Aber ich bin gewohnt daran, Bärchen; versuche es nur einmal; mein Vater hat mich an allem teilnehmen lassen.“ „Da haben wir eben die Früchte dieser verrückten Erziehung!“ Das machte mich stumm. „Gieh doch etwas oder arbeite; alle Frauen tun das; keine steckt ihre Nase in Sachen, die sie nichts angehen.“ „Also du sollst mich nichts angehen?“ „Nein, was meine Mannesarbeit, meinen Beruf anbetrifft, allerdings nicht. Du hast ja dein Haus und dein Kind, was brauchst du mehr?“ „Gewiß, Bärchen, ich wäre ja auch zufrieden, wenn du mir nur etwas mehr

von dir geben wolltest. Muttering geht früh zu Bett; die langen Abende, wie könnten sie gemütlich und schön sein, wenn du wolltest. Versuche es doch einmal. Früher, in der ersten Zeit unseres Verheirathetseins, haben wir zusammen gelesen; das liebte ich so sehr. Man tauscht seine Ansichten über das Gelesene aus, und du bildest meinen Geist, du bist doch so klug und gelehrt.“ „Gib dir keine unnütze Mühe! und höre endlich einmal damit auf, von einem alten Ehemann die Manierchen und das Girren eines Verliebten zu verlangen. Sieh doch zu, wie andere Frauen es machen. Glaubst du, daß Klode Abend für Abend zu Hause sitzen und Klothilde vorlesen wird? — Fällt ihm nicht ein! Er geht in den Klub, macht sein Partiechen, und alle andern tun das auch, wenn sie keine besondere Arbeit zu Hause vorhaben. Störe mich jetzt nicht, ich muß an meiner Broschüre arbeiten.“

Von jedem Umgang hält er mich zurück. Nach Sonten habe ich keinmal fahren dürfen; nur ab und zu sind seine Verwandten bei uns oder wir bei ihnen; auch dafür bin ich dankbar! Wie bescheiden ich geworden bin, liebes Tagebuch, rührend genügsam und bescheiden! Findest du das nicht auch? Man hört doch wenigstens Menschenstimmen — — und wird von seinen Gedanken abgelenkt! Sie sind recht freundlich mit mir, — recht herablassend, — sie dulden mich! Ich spreche wenig, höre meistens zu; das versöhnt sie mit mir, dann fühlen sie sich. — Die einzigen, mit denen ich nach alter Art verkehre, sind Holtens; ich nenne sie im stillen meinen Strohhalbm, der mich vor

dem Versinken bewahrt! Auch diesen Umgang wollte er mir verbieten, aus dem unsinnigen Grunde, Alma hätte revolutionäre Ideen, weil sie Ibsen liest; aber das gelang ihm nicht. Holten hat eine feine Art, ihn durch die Zähne zu ziehen, und er geniert sich vor ihm. So darf ich einmal in der Woche hingehen, und Alma kommt einmal zu mir. Es ist doch etwas, worauf ich mich freuen kann! Wir lesen oder musizieren zusammen, oder Holten liest uns vor; das ist herrlich, dann fühle ich, daß ich noch ein Mensch bin! Wär behandelt mich nicht wie einen Menschen; ich bin sein Haustier, — nichts mehr und nichts weniger! — Gegen seinen Hühnerhund ist er viel freundlicher als gegen mich! Dazwischen bekommt Fellow ja auch einen Fußtritt, wenn er ihm im Wege ist, aber doch auch hin und wieder eine Liebkosung! Ich beneide den Hund darum; so weit bin ich schon gekommen! Ich habe dazwischen ein so wahnsinniges Verlangen nach einer Liebkosung, nach einem seelischen Verstehen, ich bin so ausgehungert nach Teilnahme, nach einer tieferen Aussprache! Im besten Fall darf ich dann auf den Friedhof fahren — — — und mich dort ausweinen! O, mein Kleiner, wann liege ich im Frieden neben dir und Erni? — und der erbärmliche Jammer meines Lebens ist zu Ende?!

Dorpat, im Oktober.

Muttering ist ein merkwürdiges Kind! Sie hat einen schwer zu behandelnden Charakter. Gegen jede

Autorität lehnt sie sich auf, leistet hartnäckigen Widerstand, wenn sie etwas nicht will, — — und sie will meistens nicht. Das macht mich oft ganz müde, und ich zerbreche mir den Kopf darüber, wie ich dem gegenübertreten soll. An Vär habe ich keine Stütze, keine Hilfe, er hat keine pädagogische Begabung. Neulich, am Kaffeetisch, fuhr er mich unwirsch an, weil er seine Pseife umgeworfen hatte; ich saß weit davon und hatte mich nicht gerührt: „Du hast das Tischtuch verschoben, sonst hätte die Pseife nicht fallen können.“ Ich antwortete nichts; da, wie ein Bliß steht Muttering neben ihm und gibt ihm einen tüchtigen Klaps auf die Hand. Ich war starr vor Entsetzen! Was wird nun geschehen? Er nimmt das Kind auf den Schoß und fragt ruhig: „Warum hast du mich geschlagen?“ „Weil du gelogen hast. Mammi hat das Tischtuch nicht gezogen; du selbst hast es gezogen.“ Vär nimmt die kleinen Hände und schlägt darauf: „Ein Kind darf seinen Vater nie schlagen.“ „Ich darf schlagen!“ Vär schlägt stärker; Muttering schlägt wieder. „Wollen wir doch sehen, wer stärker sein wird, ich oder du, Muttering?“ Das Kind sieht ihn an, mit großem, festem Blick; es hält die Schläge aus, es weint nicht, aber es läßt das Auge nicht von ihm. Vär fängt an, sich ungemütlich dabei zu fühlen: „Gib Pappi einen Kuß und bitte um Verzeihung.“ Das Kind reißt sich los und springt von seinem Schoß. Auf seine roten, geschwollenen Händchen sehend, sagt es: „Bitt du zuerst, du hast gelogen.“ Es stand vor ihm und sah ihn fest an. Was wird nun kommen? Ich beobachtete

die beiden mit gespannter Aufmerksamkeit, und ich zitterte vor Angst für das Kind. Vär beugte sich zu ihm hinab und küßte es: „Du bist ein tapferes, kleines Frauenzimmer, du bist Pappis Tochter; komm, ich bitt' dich um Verzeihung! Zeig mal her die armen Kleinen Händchen. Habe ich dir sehr weh getan?! Wenn ich zu Mittag komme, bringe ich dir Schokoladenplätzchen mit!“ Mutterings Augen leuchteten! Schokoladenplätzchen! Das war die große Leidenschaft ihres Lebens. Sie sprang auf seinen Schoß, zauste ihn am Bart und sagte kurz: „Gut! Aber für Mammi auch.“ — — — So erzieht Vär seine Tochter! — — —

Als er fort war, stand sie lange schweigend neben mir; endlich zupfte sie mich am Kleide: „Mammi, ich durste doch schlagen?“ „Nein, mein Süßes.“ „Nicht? — Aber er hat doch gelogen! Dürfen Pappis lügen?“ Was sollte ich antworten? Ich barg mein Gesicht in das weiche, nußbraune Gelock — — und brach in Tränen aus. „Kusch, kusch, Mammi!“ sagte Muttering, zog ihr kleines Taschentuch heraus und wollte mir damit die Augen trocknen. Kampfbereit ballte sie die Kleinen roten, schmerzenden Fäustchen! „Wart nur, bis ich groß bin, Mammi!“ — — Ob ich so lange warten kann, mein Kind? Ob ich so lange warten muß?? O, über die Tragikomik dieses Lebens! Gottlob, daß du aus härterem Stoff gebildet bist, mein kleines Mädchen! Ob aber auch du im Kampfe siegen wirst, trotzdem, wer weiß??

Ich ging in mein Schreibzimmer und legte mich auf das Sofa, wo der Kleine so oft geruht. Diesen

Raum liebe ich am meisten vom ganzen Hause; hier habe ich die Feiertunden meines Lebens verbracht, hier spricht alles zu mir von ihm, hier fühle ich mich nicht so grenzenlos vereinsamt! Ich habe mein Kind, ja, — aber ein Kind kann das ganze Sehnen eines warmfühlenden Frauenherzens nicht stillen, das Sehnen nach Glück, nach Liebe, — ja, nach der Liebe des Mannes! Es wäre unwahr und Selbstbetrug, zu sagen, daß ein Kind einem diesen Mangel ersetzen kann. Ich kann mich nicht bellen, das habe ich noch nicht gelernt! Warum so viele es tun, warum sie eine Rolle spielen wollen vor anderen, — — vielleicht auch vor sich selbst, warum sie sich mit ihrer glücklichen Ehe brüsten, mit ihren tadellosen Kindern, mit ihren idealen Diensthöten, — warum sie das tun? — — Ich begreife es nicht!! Ich bin hellsehend geworden, ich erkenne, was sich hinter der Maske birgt . . . . wieviel Glend, wieviel Enttäuschung, wieviel bewußte und unbewußte Unwahrheit. — — Es gehört einmal zum guten Ton, glücklich verheiratet zu sein! An dieser Tradition hält man fest; man lügt, man will täuschen und merkt es nicht, wie ein solches Zusammenleben ohne Fundament ist, — wie hohl und zerbrechlich der Bau, wie unhaltbar der Mörtel, womit man die bröckligen Stellen ausbessern möchte . . . . Kommt dann ein Sturm, und der Bau stürzt zusammen, Menschenglück und werdendes Leben unter sich begrabend, dann wundert man sich und sagt achselzuckend: „Es schien doch eine so glückliche Ehe zu sein!“ — — — Auch die unsere wird dazu gezählt. — — — Ich



schreibe selten an Vena. Was soll ich ihr auch schreiben? Heucheln ihr gegenüber, das kann ich nicht, sie liest doch zwischen den Zeilen. Ach! und ich möchte meinen Jammer verschließen, — so fest und so tief . . . daß kein Menschenauge in diese dunkle Tiefe hineinblicken könnte, — — kein Menschenherz erraten . . . was sie birgt, — — und daß niemand mich bemitleiden dürfte! — — Dieser Rest von Stolz ist mir noch geblieben! — —

Wenn ich nur nicht denken müßte! — Wenn ich so dahinleben könnte . . . essen, trinken und schlafen, das gute, gefügige Haustier, — — das, wenn es genügende Nahrung und einen warmen Stall hat . . ., weiter nichts braucht. — — Eine Apathie, eine starre Gleichgültigkeit kommt ja dazwischen über mich . . . der beginnende geistige Tod. — — O, vollendete er sein Werk schneller! Ich fürchte mich manchmal vor mir selbst, — — vor den Gedanken, die mein Hirn ausspinnt, — — mein armes, zermartertes Hirn! — — In solchen Stunden versagt die Macht des Gebetes . . . Ein Aufruhr ist in mir . . . ein Auslehnen . . . ein heißes Begehren nach Leben! — — nach Freiheit! — —

Ich bin ja noch jung! — — den Jahren nach. — —  
Es ist ein schrecklicher Gedanke, daß ich nicht älter bin! — — —

Diese Nacht habe ich vom Kleinen geträumt und von Erni. — Es war alles wie früher — und ich so glücklich! — und jung. Als ich erwachte, blieb das Glücksgefühl, ich hoffte wieder, — — hoffte auf ein Wunder! — das mir meinen Mann zurückgeben

würde . . . und damit alles, was mir fehlt. Er ist da . . . körperlich mir nah, ich kann ihn halten und berühren . . . Wo ist seine Seele . . . seine Liebe? „Bärchen,“ er öffnete schläfrig die Augen, „Bärchen, sage mir, es kann doch noch alles gut werden?“ Er kehrte sich auf die andere Seite. Ich schmiegte mich an ihn: ich hoffte von der Wärme meines Herzens müsse etwas auf ihn übergehen! — nur ein kleiner, kleiner Strahl! — — „Bärchen, du liebst mich doch noch?“ „Natürlich.“ „Warum zeigst du es mir denn nicht?“ Er lachte: „Euch Frauen kann man es nie recht machen! Ist man anfangs zärtlich, dann ist es euch zuviel; küßt der Mann ab, wie es naturgemäß sein muß, dann verlangt ihr wieder Zärtlichkeit!“ „Naturgemäß sein muß?, Bärchen, nein! Echte, wahre Liebe vertieft sich mit den Jahren, wird immer wärmer, immer inniger; noch unter weißen Haaren ist sie dieselbe, sie bleibt — trotz Tod und Grab, — — denn sie ist ewig!“ „Diese feinen Unterschiede zwischen echter und unechter Liebe kenne ich nicht, ich weiß nur erfahrungsgemäß, daß die Verliebtheit mit der Zeit aufhört.“ „Warst du denn nur verliebt in mich, als du mich heiratetest, nur verliebt, — — nichts weiter?“ „Das scheint mir doch ausreichend zu sein; stark genug war es!“ Er lachte: „Frauen müssen nicht so viel denken! Diese subtilen Unterschiede besonders, ob Liebe, — — ob Verliebtheit? — die dürften nicht gemacht werden. Von deiner Freundin Alma hast du all den Unsinn, das sehe ich klar, — und ich wünsche, daß dieser Ver-

kehr von nun an auf das alleräußerste beschränkt wird. Ich hasse nichts so sehr wie die modernen Frauen und die Ideen der Frauenemanzipation! Das fehlte uns noch, daß unsere Frauen auffässig würden und man sie nur mit Glacéhandschuhen anfassen dürfte! Diese Alma Holten hat so eine verfluchte Art, einen in die Enge zu treiben; man kann ihren raschen Wendungen gar nicht zuvorkommen. Also du hast gehört, liebes Kind: Alma Holten und Freund Ipsen sind von der Tagesordnung zu streichen. Was sagst du?" „Ich? Nichts." Er küßte mich. „Du fängst in letzter Zeit an, viel vernünftiger zu werden; das freut mich; ist mein guter Einfluß, nicht wahr?" „Ja, es wird wohl so sein, Vär, — und es freut dich? — — Dann ist es ja gut." So endete, so erlosch mein Hoffnungsschimmer! Vär, Vär, hast du eine Ahnung von dem, was du tust?

Heute kam ein langer Brief von Vena; eine gedruckte Anzeige fiel beim Öffnen heraus:

Magdalena Voern.

Freiherr Georg von Linden.

Verlobte.

Also doch! Vena hatte mir schon öfters von ihm geschrieben; er war ein Freund des jungen Lord und dort zum Besuch. Daß ich mich noch so freuen kann, das hätte ich nicht geglaubt. Ich reichte Vär die Anzeige hinüber; er streckte die Hand nach dem Brief aus. „Gib her, ich werde ihn rasch durchfliegen, dann muß ich gehen." Ich hielt ihn mit beiden Händen

an meine Brust gedrückt: die Freude gab mir Mut, gab mir etwas von meinem früheren Selbst zurück. „Nein, nein, Värchen, den lese ich zuerst, der ist doch nur für mich geschrieben! Ich erzähle dir nachher, was drin steht.“ „Für euch Frauen ist doch Lieben und Verloben der Hauptspaß im Leben, darum dreht sich alles bei euch! Na, meinnetwegen, behalte sie für dich, die Herzensergießungen, ich werde auch ohne dieselben auskommen.“ Ich lief in mein Schreibzimmer, ich begleitete nicht einmal Vär ins Vorhaus, was doch sonst zu meinen täglichen Pflichten gehört, ich verschloß die Thür, setzte mich vor Venas Bild und las, — — las mit freudebebendem Herzen — — und unter strömenden Tränen. Ja, sie wird, sie muß glücklich werden, meine Vena! Immer wieder las ich die dichtbeschriebenen Bogen: „Dreimal habe ich seinen Antrag zurückgewiesen, Elfi, ihm mündlich und schriftlich vorgestellt, was für einen Unsinn er zu tun im Begriff steht, mich, eine arme, bürgerliche Gouvernante zu heiraten, wo sich ihm die besten Partien bieten, wo er nur die Hand auszustrecken braucht, um Schönheit, Reichtum und Jugend zu gewinnen. Ich schrieb ihm noch zuletzt: „Meinen Stolz habe ich auch, Baron Vinden; ich könnte es nicht ertragen, von irgend jemand über die Achsel angesehen zu werden. Als Ihre Frau bin ich Ihnen ebenbürtig, die Stellung beanspruche ich, will, daß dieselbe von Ihren Verwandten anerkannt wird, ich möchte nicht nur gnädigst geduldet werden. Bedenken Sie sich daher, überlegen Sie es sich noch einmal reiflich, ob Ihre Liebe von

der Art ist, die nach der Hochzeit nicht kälter, sondern wärmer wird, ob sie so stark ist, daß sie das bürgerliche Mädchen höher stellt als alle anderen, ob sie so treu ist, daß sie kein Wanken und Schwanken zuläßt? Ich bin sehr stolz und sehr unabhängig! Ich gebe meine Freiheit nur auf für Liebe, alles andere, Ihre Stellung, Ihr Name, Ihr Vermögen ist meiner nicht wert, lockt und reizt mich nicht, denn ich brauche das alles nicht. Ich schätze mich höher als all das, Baron Linden, aber wenn Sie mich wirklich lieben, — — — dann will ich die Ihre sein.' Und er kam zu mir, Elfi, er sagte kein Wort, er nahm mich in die Arme, er hielt mich fest an seinem Herzen! Da wußte und fühlte ich, — — ich hatte ein Königreich erworben!

Blond ist er, groß und schlank, eine durchaus vornehme Erscheinung und so gut und edel und weich: er erinnert mich an den Kleinen, Elfi. Ich habe ihm alles gesagt, alles! — Er sah das Bild des Kleinen lange an; dann sagte er: ‚Diese Liebe hat Sie zu dem gemacht, was Sie jetzt sind, Vena, zu dem echten Weibe.‘ Elfi, meine süße, kleine Elfi, bete für mich, daß ich es verdiene, dies übergroße Glück.“ — — — Ich ließ den Briefbogen sinken und verlor mich in Träumereien. War das meine stolze, ruhige Vena, die so schrieb? Und ich dachte an meinen Einzigen und dankte ihm, daß er sein Herz bezwungen! Vena will zu Weihnachten zu uns kommen und hier Hochzeit halten, hier in dem Hause, das ihr zum Elternhause wurde, nachdem ihr Vater so früh dahingehen mußte! Ihre Mutter hatte sie ja nie gekannt. Wie froh ich

bin, wie froh! Wie wird es schön sein, sie hier zu haben, ich lebe auf, ich atme wieder, — — es kann noch alles gut werden, — der alte Gott lebt noch und gibt Tau und Regen zu seiner Zeit und den warmen, lebenweckenden Sonnenschein! — — Ich holte mir Muttering und tanzte im Zimmer mit ihr umher, ich mußte meiner Freude Ausdruck geben. Hochzeit bei uns! Lena auf Wochen hier und das süße Plaudern in heimlicher Dämmerstunde! Werde ich es noch können? Ich lief zu Alma; ich mußte mit jemand darüber sprechen!

Alma konnte nicht genug von Lena und ihrem Glück hören, sie kennt die alte Baronin Linden, Georgs Mutter, ist in Karlsbad mit ihr zusammen gewesen, hat auch ihn flüchtig kennen gelernt. Ist das nicht ein wunderbares Zusammentreffen? Lindens haben ein großes Gut in Mecklenburg und sollen reizende Menschen sein. Alma hat sogar die Photographien von Mutter und Sohn. Ich stürzte mich darauf und verschlang sie mit meinen Blicken. Ja, gut und fein sehen sie aus, alle beide, wie vornehme Menschen. „Weiß dein Mann auch davon?“ „Von der Hochzeit, meinst du? Nein, ich konnte es ihm nicht mehr sagen, er mußte gleich in die Universität; ich las Lenas Brief erst, nachdem er schon fort war.“ „Adieu, Elfi, ich komme zum Kaffee zu dir, dann besprechen wir das Weitere.“ „Ja, bitte komm. Ich muß rasch nach Hause und an Lena schreiben.“ Ich schrieb in fliegender Eile und schickte den Brief gleich fort, dann machte ich sorgfältige Toilette; ich sang dabei! Erstaut hielt ich inne, — — das war lange nicht ge-

sehen! Vär bemerkte meine Feststimmung und — sogar das neue Kleid. „Was feierst du denn heute, kleine Frau?“ „Du fragst noch, Värchen? Lenas Verlobung natürlich; wie froh ich bin!“ Er sah mich an und schmunzelte wohlgefällig: „Siehst du, so gefällst du mir, so belebt, so heiter! Du stichst doch noch die jungen Mädchen aus. Ja, ja, ich habe keinen schlechten Geschmack bewiesen!“ „Värchen, ich muß dir doch noch das Wichtigste erzählen: Lena macht bei uns Hochzeit, zu Weihnachten schon, ist das nicht reizend?“ Vär antwortete nichts; ich sah ihn an, und eine plötzliche Angst schnürte mir das Herz zusammen, — wenn er am Ende nicht will? Ich konnte keinen Bissen mehr herunterbringen. — Nach Mittag streckte er sich behaglich auf das Sofa aus, wie immer; ich brachte ihm den Kaffee, — — ich wagte nicht zu sprechen, — ich wagte nicht zu denken! „Höre mal, kleine Frau, ich habe mir die Sache überlegt, — aus der Hochzeit hier bei uns kann nichts werden, für den Klimbin im Hause danke ich, da wird man womöglich schon auf nüchternen Mägen im schwarzen Rock herumlaufen müssen! und zu Mittag im Frack erscheinen, wie das in dem verrückten England so Sitte sein soll, das paßt mir nicht; schreibe deiner Freundin, daß es nicht angeht, — um Gründe seid ihr Frauen doch nie verlegen!“ Ich stand stockstill, es stieg mir etwas in der Kehle herauf, meine Knie zitterten, ich konnte keinen Laut hervorbringen. Vär sah mich erwartungsvoll an. Da kam es heraus wie ein Bergsturz, wie ein rauschender Strom, — und ich ließ ihm freien

Lauf! „Nein, Vär, ich schreibe nicht ab, ich habe schon an Vena geschrieben, vordem du kamst, ich zweifelte keinen Augenblick an deiner Einwilligung, der Brief ist abgeschickt, es ist nichts mehr dabei zu ändern!“ „So, das wollen wir mal sehen, ich lasse mir nicht Gäste ins Haus laden, so mir nichts dir nichts. Warum hast du die Sache nicht zuerst mit mir besprochen? Dann hättest du dir die Unannehmlichkeit der Absage erspart.“ Ich trat einen Schritt näher, — ich war außer mir! — — — „Ich sage nicht ab, es bleibt dabei, — die Hochzeit ist hier. Einmal in meinem Leben muß ich doch auch das Recht haben, meine Jugendfreundin bei mir aufzunehmen, einmal will ich Hausfrau sein, nicht Sklavin! Du willst mir alles nehmen, du gönnst mir keine Freude, — — und weiß Gott, ich habe mich bis jetzt still und demüthig gesüßt, — Vena sollst du mir nicht nehmen, die lasse ich mir nicht rauben, das ist mein letztes Eigentum, das letzte Band, das mich an meine Jugend knüpft! Dies eine will ich noch vom Leben, — — dann kannst du ja dein Werk tun!“ Ich ging fort, in den Garten . . . Luft! Luft! . . . Aber nachgeben werde ich nicht. „Diesmal hast du die Rechnung ohne den Wirt gemacht, — diesmal beuge ich nicht sklavisch den Nacken, du mein Herr und Gebieter, der du einst versprochen, mir meine Freiheit, meine Eigenart zu lassen!“ — Manneswort! — — Ich lachte, aber es schnitt mir in die Seele! . . .

Ulma kam nicht allein: ihr Mann begleitete sie.



Ich ahnte den Zusammenhang, und ich war ihnen beiden dankbar. Zu Vär gewandt, sagte er: „Entschuldigen Sie den Überfall, aber ich wollte Sie in einer für mich wichtigen juristischen Frage um Ihre Meinung angehen, ich störe doch nicht?“ „Durchaus nicht, ich stehe gern zu Diensten.“ Wenn juristische, gelehrte, knifflische Fragen behandelt werden, dann ist Vär in seinem Element. Alma sagte leichtthin: „Das trifft sich ja herrlich, dann haben wir Zeit und Muße, die wichtige Hochzeitfrage zu erledigen und mit vereinten Kräften einen Brief an die Baronin Vinden zu verfassen, die ich von Karlsbad her kenne. Was meinst du, Elfi, ich dachte daran, Baron Vinden unsere bescheidene Hütte für die Zeit seines Hierseins anzubieten?“ Ich wollte den Kaffee eingießen, meine Hände zitterten, die Tassen klirten. — — Alma sprang auf und nahm mir die Kaffeekanne aus der Hand: „Setz dich, Elfi, mein Liebling; die Freude ist zu groß für dich gewesen, du fühlst dich angegriffen!“ Felix Holten warf mir einen prüfenden, aber auch zugleich ermutigenden Blick zu. Ich nahm alle Kraft zusammen . . . Jetzt mußte es gewagt werden! — Jetzt — — oder nie! — Elfi von Randen, komm aus deiner Gruft ans Licht des Tages, komm und kämpfe für dein gutes Recht . . . für deine Freundin . . . für dich selbst!

„Da von juristischen Fragen die Rede ist, Herr von Holten, darf ich mir auch eine auf diesem Gebiet erlauben?“ „Bitte, gnädige Frau, ich stehe jederzeit zur Disposition.“ „Sagen Sie, meine Herren, hat nach unseren Gesetzen ein Ehemann das Recht, der

Freundin, der einzigen Jugendfreundin seiner Frau, sein, — d. h. ihr Haus zu verbieten, wenn besagte Freundin weder vorbestraft noch lasterhaft, noch mit widerlichen Gebrechen behaftet, noch sonst unmöglich ist, sondern hübsch, gebildet, sympathisch, elternlos und einer geachteten Professorenfamilie entsprossen, der die ‚Alma mater‘ noch zu Dank und Anerkennung verpflichtet ist, hat besagter Ehemann also das Recht, dieser Freundin ohne Motivierung seiner Handlungsweise oder Anführung triftiger Gründe die Thür zu weisen?“ Feliz Holten sah mich erstaunt an — — und Bär saß da — — mit einem Gesicht! — Schade, daß ich nicht zu porträtieren verstehe! „Nein, meine gnädige Frau, dies Recht hat kein Ehemann, sollte derselbe sich auch zu der jetzt ziemlich ad acta gelegten Rolle des Haustyrannen versteigen wollen. Was meinen Sie, Herr Professor, nicht wahr, es gibt keinen Paragraphen in sämtlichen Gesetzbüchern der zivilisierten Welt, auf den dieser Herr sich berufen könnte?“ „Nur in der Bibel steht geschrieben: Also sei das Weib untertan ihrem Mann, und er soll ihr Herr sein!“ „Ferner steht aber geschrieben: Der Mann liebe das Weib wie sich selbst . . . Da wir Männer nun ein gut Teil Selbstliebe besitzen, wäre die Stellung des Weibes in diesem Falle eine ganz vorzügliche! Darauf Bezug nehmend, würde besagter Ehemann der Freundin seiner Frau die Thüre weit öffnen, sein Haus mit Blumen schmücken und ein Transparent mit ‚Willkommen!‘ über der Haustür anbringen! Somit wäre diese Frage wohl erledigt. Darf ich mir erlauben,

ins bürgerliche Leben überzugehen und Sie zu fragen, gnädige Frau, wann Sie Ihre Freundin erwarten?" Ich sah zu Bär hinüber: „Sie haben ja gehört, nach welchem Recht bei uns geurteilt wird! Er ist mein Herr, — fragen Sie ihn.“ Bär laute an den Spitzen seines Schnurrbarts; aber er zog sich mit mehr Geschick aus der Affäre, als ich erwartet hatte. „Sobald Sie das Transparent fertig haben, Herr Kollege, spreche ich das ‚Willkommen!‘“ Alma schüttelte Bär kräftig die Hand. „Und da sagen die Dorpatenser, Sie seien ein Haustyrann, Herr Professor, und Ihre arme kleine Frau wage nicht zu mucken in Ihrer Gegenwart. Ich habe diesen Gerüchten ja stets widersprochen, — nun aber sehe ich, wie glänzend ich recht behalte, und nichts freut eine Frau mehr, als wenn sie — —“ „Das letzte Wort behält. — Ist es nicht so, Schatz?“ „Nein, liebster Felix, das stimmt diesmal nicht, — — denn du hast es mir fortgenommen!“ Holtens blieben zum Abend, die juristische Frage war sehr interessant, und ihre Lösung beanspruchte viel Zeit. Als sie fortgingen, war es Mitternacht. Bär rieb sich vergnügt die Hände und zündete eine neue Zigarre an. „Liebenswürdige Menschen, diese Holtens, — und was ist er für ein guter Jurist! Den Teufel auch, da muß man sein Corpus juris gut im Kopf haben, will man sich vor ihm nicht eine Blöße geben. Gehe nur ruhig wieder zu deiner Alma hin, kleine Frau, aber mit juristischen Fragen besaße dich nicht weiter!“

Ich lag noch lange wach im Bett und dachte über des Lebens mannigfache Rätsel nach, und was Bär

für eine Kunst hat, mir jede Freude zu verbittern! Endlich schlief ich ein, — — aber ein Restchen Freude, ein Funke Hoffnung hielten bei mir die Wacht, diese beiden guten Engel der Menschen!

Eine kleine warme Hand rüttelte kräftig die meine, und Mutterings Stimmchen rief: „Mammi, Mammi, stehe doch auf, sei nicht tot, wie Doris Papa!“ „Was sagst du, Herzi, Doris Papa soll tot sein?“ „Ja, Zula war hier und hat es gesagt, und du sollst zu Frau Kupffer kommen.“ In wenigen Augenblicken war ich angekleidet und wollte gehen. Muttering lief geschäftig hin und her, führte mich trotz meiner Einwände ins Schlafzimmer und bestand darauf, daß ich Kaffee trank. Sie stand mit ernstem Gesicht neben mir und sagte: „Wenn man tot ist, schläft man dann ganz lange, kann man dann nicht mehr aufstehen?“ „Nein, mein Süßes.“ Sie dachte längere Zeit nach: „Dann soll Pappi erst tot sein und dann du.“ „Warum?“ „Weil ich dich mehr liebe!“ Die ernstesten Kinderaugen sahen mich unverwandt an: „Hörst du auch, Mammi?“ „Ja, mein Liebling! Aber wenn der liebe Gott uns nicht mehr erlaubt, aufzustehen, dann können wir nichts machen, dann müssen wir gehorchen!“ „Gehorchen ist dumm! Sage dem lieben Gott, er soll andere Mammis tot sein lassen, aber du darfst nicht tot sein.“ Ich nahm mein Kind auf den Schoß und hielt es fest an meinem Herzen. Muttering schlang die Armchen um meinen Hals und küßte mich: „Ich habe dich so lieb, Mammi, und ich will dir gehorchen; wirst du dann nicht tot sein?“ Zum ersten-

mal hörte ich diese Himmelsbotschaft aus Mutterings Munde: „Ich habe dich so lieb,“ — und ein Dankgefühl, ein neues Glücksgefühl erwachte in meinem vereinsamten Herzen! Von nun an konnte ich nicht mehr die Leere fühlen, die Öde, die Kälte; mein Kind hatte ich gewonnen!

Meine Tränen fielen auf das erregte Kinder- gesichtchen, und ich gelobte, — — ich betete, ich flehte: „Herr, lehre mich den rechten Gehorsam gegen dich! — Auch ich habe manchmal aus der Schule laufen wollen!“ „Weine nicht, Mammi, — komm fix zurück, und hörst du, Mammi, bringe Dori mit; wir können dann so schön spielen, und ihr Papa kann schlafen.“

Sie war ruhig und gefaßt, die arme, sanfte, so schwer geprüfte Lina. Gestern war er noch wohl und heiter im Familienkreise, abends klagte er über einen Druck am Herzen, und in einer Stunde war das Leben entflohen! Wir standen vor dem lieben Entschlafenen Hand in Hand. Ein Ausdruck der Hoheit, des Friedens, des Ausgeruhtseins lag auf seinem sonst so gutmütigen, aber unbedeutenden Gesicht. Wenn man ihn ansah, dann konnte man ihn nicht zurückwünschen in den Kampf, in die Schmerzen dieses Lebens! — So sehen die aus, die durch große Trübsal gegangen sind und überwunden haben . . . Fast beneiden könnte man ihn! Am Ziel . . . Und wir? — — Nun begriff ich, wie sie so still und gefaßt sein konnte, diese schwache, schüchterne Frau, die man sich gar nicht denken konnte ohne die stützende Hand ihres Mannes, — ich begriff

ihre stille, wunderbare Kraft, ihre Ruhe; denn ihr ganzes Wesen war und ist: Liebe und Glauben!

Sie streichelte seine kalten Hände und sagte unter Tränen: „So viel Glück hat er mir gegeben, so viel Liebe; mit wenig war er zufrieden; schwer hat er es gehabt sein Leben lang und nie geklagt! Man kann sehr glücklich sein, unaussprechlich glücklich, wenn man Hand in Hand geht und alles gemeinsam trägt. Nun ruht er in Frieden! — Gottlob, er hat einen leichten Tod gehabt! — Die Kinder und mich wird Gott versorgen.“ Ich fiel auf die Knie neben dem Bett und sah lange in das stille Antlitz. Die Liebe, das ist die Kraft und das Leben des Weibes; diese Liebe machte eine Heldin aus der schwachen, unbedeutenden Frau, die ihr Alles verloren und die doch mehr gewonnen hatte, als die Erde zu bieten vermag, . . . den festen, unerschütterlichen Glauben an die ewige Gottesliebe!

Bär ist gut und milde gewesen. Herr Kupfers Tod hat ihn erschüttert. Er hat Lina bei den letzten traurigen Vorbereitungen geholfen und ihr treu zur Seite gestanden. Als er Dori bei uns fand, war er verwundert und sagte: „Nun ja, für die erste Zeit kann das kleine Ding ja bei uns bleiben, dagegen habe ich nichts, später muß sie zur Mutter zurück.“ Mit blitzenden Augen und dem energischen Zug um den Mund, den Muttering von ihrem Vater hat, stellte mein kleines Mädchen sich kampfbereit neben Bär und sagte kurz: „Dori bleibt ganz hier. Ich habe ihr Bett holen lassen und ihre Kleider und ihre

Puppen.“ Damit war die Sache erledigt. Bär strich etwas verlegen seinen Bart: „Bozwetter, ist das eine kleine energische Person! Na, fürs erste soll sie ihren Willen haben.“ Muttering war zu Dori gelaufen. „Bär, wenn du eine solche Frau gehabt hättest wie Muttering, ich glaube, du wärst glücklicher geworden.“ „Gott schütz! Das hätte bald ein Ende mit Schrecken genommen!“ Er zog mich an sich: „Warum glaubst du, daß ich nicht glücklich bin, kleine Frau?“ Ich errötete: „Weil du es mir nie sagst, weil du dich vor mir verschließt!“ „Ich bin ein verschlossener Mensch, nicht gewohnt, mich mitzuteilen. Deswegen darfst du nicht an meiner Liebe zweifeln.“ Ich legte die Arme um ihn: „Bärchen, also nicht nur verliebt warst du, sondern hast mich geliebt?“ „Ja, geliebt, kleine Frau, wenn du es denn durchaus wissen willst.“ Ich schmiegte mich an ihn: „Bärchen, ich bin fast gestorben aus Sehnsucht nach deiner Liebe! Deine Verliebt-heit war mir eine Beleidigung! Verliebt ist man auch in eine . . . Dirne.“ „Elfi!“ „Ja, Bär, ich mußte es dir einmal sagen . . . Es ist nichts so erniedrigend für eine Frau, als sinnliche Verliebt-heit dulden zu müssen, wenn sie weiß und fühlt, daß ihr Mann sie nicht hochhält, ihr den Platz nicht anweist, auf den sie ein heiliges Recht hat als seine Gefährtin, als ein Teil seines besten Selbst. Daran gehen viele Frauen zugrunde, Bär; darin liegt eine große Gefahr; denn für seine Selbsterhaltung kämpft doch jeder, und viele Männer töten, ohne zu wissen, aus Leichtsinn oder aus Bequemlichkeit das innerste, heiligste Leben

der Frau. Wenn sie, um sich vom Tode zu retten, zu falschen Mitteln greift in ihrer Verzweiflung, wenn sie den Giftbecher der Leidenschaft an die Rippen führt, in der Meinung, sie werde Leben daraus trinken, dann ist es wieder die Hand des Mannes, die ihn ihr reicht, die sie damit hinunterstößt in die äußerste Finsternis! Denn nachher schleudert er ihr den Becher vor die Füße, geht lachenden Mundes davon, und nun erkennt sie erst schauernd . . ., was sie getan. Auch ich hätte so sterben können, Vär!" Er riß mich an sich: „Das ist unmöglich! Du bist überspannt! Wo hast du diese Ideen her?“ „Das Leben spricht um mich herum, Vär, — und ich fange an, diese Sprache zu verstehen!“ —

Vena ist da! — — Ich habe sie, — ich halte sie, — ich höre sie, — ich fühle sie! Nach langem Winterschlaf werden die Blumen wachgeküßt von der Sonne; noch liegt Herbstlaub darauf, dürre Blätter, aber es regt sich darunter, — — es drängt zum Licht! — — Eine nach der anderen kommt hervor! Zuerst die blauen Leberblümchen, dann die Anemonen, dann die Himmelschlüssel! Ob noch die Maiglöckchen erwachen werden und die Rosen? — — — Ich habe es nicht für möglich gehalten, daß die Sonne so viel Wunder wirken kann! — Aber ich begrüße sie mit Jubel, meine Blumen! — — Wie sie nur geschlafen haben, all diese Jahre, unter dichter, erstarrender Decke — — und nicht gestorben sind! Ich glaubte sie tot! — Wie jung ich noch bin! Ich gehe wieder singend durchs Haus . . . und im Hause lebt es!



Kleine Elfen huschen heraus, aus allen Ecken und Winkeln, kleine liebe Hausgeister melden sich, Scherz und Frohsinn sind wieder da — — und Lachen und fröhliche Arbeit! — Und dann kommen die ernstesten Engel mit den dunkeln Flügeln, aber goldumsäumt, die Erinnerung an unsere fernsten Lieben, an unsere Entschlafenen, und ein Menschenleben in Freude und Schmerz wird wieder geweckt! Daß es noch einmal so werden könnte, noch einmal nach all der Verödung und inneren Leere! Das hätte ich nicht zu hoffen gewagt. Auch Vär ist ein anderer geworden, Gottlob! Lena weiß nicht, sie darf es nie erfahren . . . wie es war . . . und was ich gelitten! Ein neues Blatt im Lebensbuch ist umgeschlagen. Wie wird das nächste sein? Ich habe mir das Grübeln zu sehr angewöhnt. — —

Erich hat aus Wladiwostok geschrieben, zum erstenmal seit unserem letzten Wiedersehen, lieb und herzlich wie sonst und mit dem alten Humor. Auch an Lena hat er geschrieben; doch diesen Brief bekomme ich nicht zu lesen; warum, wird mir nicht verraten. Was die zwei wohl für Geheimnisse haben können? Das macht mich neugierig! Sonst ist Neugier nicht mein Fehler. Tante Vottchen schreibt auch: Sie ist glücklich, tiefinnerlich befriedigt, bei ihrem Sohn sein zu können, — — und was sie beide auch sonst vermessen in diesem asiatischen Erdenwinkel: sie haben einander, die traute Gemeinschaft, das Zusammenleben, die heiligen, festen Liebesbände. Ich kann mir denken, wie Tante Vottchen Erich verwöhnt, und ich gönne es

17 v. Meerjheidts-Hüllessem, Gf.

ihm von Herzen. Vielleicht ist er dadurch ruhiger geworden und überwindet allmählich den Schmerz, den ich ihm so gern erspart hätte, an dem ich mitgetragen, seit es mir klar geworden. Lena hat einen bogenlangen Brief an Erich verfaßt; er soll ihn noch im alten Jahr bekommen, sie habe ihm so viel zu sagen, behauptet sie, so viel von sich und anderen. Ich will auch gleich an Erich schreiben, ich muß ihm von Lena erzählen, wie schön sie ist und wie glücklich! Und wie meine Jugend, unsere Jugend wieder erwacht. — —

Georg ist gekommen, für uns ganz unerwartet, zwei Wochen früher, als es seine Absicht war; nur Alma hatte er von seiner Ankunft benachrichtigt. Er konnte es vor Sehnsucht nicht mehr aushalten, sagte er, — und ein schönes, warmes Rot färbte dabei sein männliches Gesicht. Als er vor mir stand, meine beiden Hände ergriff und mit weicher Stimme sagte: „Wollen Sie mich etwas liebhaben, Frau Elfi, um Lenas willen, — und mir verzeihen, daß ich mich in Ihr Zusammenleben hineindränge?“ Da hatte er mein Herz gewonnen, — er war mir kein Fremder mehr. Es tat mir ja anfangs leid, Lena nicht mehr für mich allein zu haben: ich wollte jede Stunde dieses köstlichen Beisammenseins auskosten und genießen; aber Georg stört uns nicht, wir geben uns eben so frei und ungezwungen wie bisher und — — wie sind sie glücklich, die beiden! Mein Herz wallt über vor Dank und Freude! Wie gut, daß Georg früher kam; so nehme denn auch ich teil an ihrem Glück und werde

froher und jünger mit jedem Tag. — — Ich kann  
 es nicht sagen, nicht wiedergeben, was diese Zeit mir  
 bietet! Um das Glück in Worte zu fassen, dazu fehlen  
 der menschlichen Sprache die Ausdrücke . . . , der  
 Schmerz hat seine Tränen und seine Nieder, tief aus  
 dem Brunnen des Lebens quellend . . . , das Glück  
 ist stumm, — — bei mir wenigstens, stumm! Und  
 doch so beredt, weil das ganze Wesen es widerstrahlt  
 und widerspiegelt! — Diese heimlichen, verschwiegenen  
 Dämmerstündchen, so voll Poesie und Frühlings-  
 ahnen! — Ich sitze am Klavier, meine Finger gleiten  
 leise über die Tasten, eine Lampe nur brennt, zartes  
 weißes Licht verbreitend. Arm in Arm sitzen die  
 beiden, meine stolze Lena, dicht an ihn geschmiegt, an  
 ihren Hort und Schirm, — — an ihren zukünftigen  
 Gatten, so hingebend, so bräutlich! Ich singe dann  
 wohl ein altes Volkslied, oder wir schweigen, und ich  
 sehe sie an, dies Paar, diese in Liebe sich erhebenden,  
 wahren „Menschen“. Es gibt noch ein Paradies auf  
 Erden, wo seltene Blumen blühen und frische Wasser  
 rauschen, wo man Gottes Stimme hört, unmittelbar,  
 wo Herzenkreinheit und Friede wohnen . . . , die Liebe  
 erschließt es uns, und — — — wenn wir ihr treu  
 bleiben, dieser Liebe, dann kann uns kein Erdenweh  
 und keine Erdensünde daraus vertreiben, dann steht  
 Gottes Engel davor . . . und hütet unseren Schatz! —  
 Lena und Georg . . . , sie haben es betreten, dies  
 Paradies, Hand in Hand, und sie werden es nie  
 verlassen, nie! Das fühle ich. — —

Wie die Tage dahinschießen, wie ein rascher Strom.

Man möchte sie halten und ihren Lauf hemmen. Oft ist mir zumut, als könnte ich zum Augenblicke sagen: Verweile doch, du bist so schön! Doch er geht, dieser Augenblick, geht — — und kommt nicht wieder! — — Wir haben Weihnachten gefeiert, wirklich gefeiert! Wie einem glücklichen Kinde war mir zumut! Ich ließ mich leiten und führen von lieben Händen und mich beschenken und fühlte mich so reich! Die arme Lina trägt ihren großen Schmerz so still und ergeben. Gleich nach Weihnachten zieht sie nach Riga und legt mit ihrer Schwester zusammen eine Pension an. Für Erna zahle ich das Schulgeld, und zwei der kleinen Jungen hat Pastor Ferner adoptiert; er war ein langjähriger Freund von Kupffer. Lina hat recht behalten: Gott sorgt für sie und ihre Kinder. Meine beiden kleinen Mädchen, — denn Dori bleibt bei uns, — jubelten und spielten unter dem Christbaum — und wir mit ihnen. Sie vergöttern Georg, nicht nur, weil er sie überreich beschenkt hat, sondern weil er sich ihnen widmet, weil er ein Herz hat für Kinder. Mein Vär ist so liebenswürdig, daß ich ihn gar nicht wiedererkenne. Innerlich stöhnt er manchmal über den Zwang, glaube ich, aber er benimmt sich tadellos. Vena versteht es, ihn zum Sprechen zu bringen. Ich bin ganz erstaunt, was für Geistes- und Wissensschätze mein Vär in sich aufgespeichert hat! Warum er mir nie von diesem seinem Reichtum etwas mitgeteilt hat? Wie anders hätte sich dann mein Leben gestaltet, ja, es wäre Leben gewesen! — — Und nicht allmähliches Sterben. — — Ich sagte ihm gestern: „Värchen.

wenn sie fort sind, wirst du dann wieder in deine frühere Schweigsamkeit verfallen? Ich fürchte mich so davor! Ach, Bärchen, gib mir doch etwas mehr von dir, geize nicht so; du bist ja reich!" Er lächelte. „Ich bin doch nicht so dumm, Bärchen, daß ich dich nicht verstehe, und ist mir manches auch zu hoch, so kannst du es mir erklären; willst du? Willst du mit mir lesen, ordentliche, ernste Bücher, wodurch man sein Geistesleben bereichert, wodurch man über das ewige Einerlei des Alltags emporgehoben wird?“ „Wir wollen sehen, kleine Frau. Wenn du sehr artig bist, vielleicht!“ „Bärchen, im großen und ganzen bin ich doch artig, nicht wahr?“ „Du bist noch eine reizende kleine Frau, auch wenn du unartig bist; aber eigentlich darf man das den Frauen nie sagen!“ Ich lachte hellauf: „Um uns nicht eitel zu machen, Bär? Da hast du fehlgeschossen; das ist jetzt ganz veraltet. Der moderne Ehemann muß in gewissem Sinne Bräutigam bleiben, muß immer werben, immer kleine zarte Aufmerksamkeiten und Rücksichten haben, dann bleibt sie auch bräutlich, die Frau, — — und vor allem muß er ihr rückhaltlos sein Herz öffnen, denn dann, Bärchen, ist es nur die rechte Gemeinschaft, die wahre Ehe. — Sagen, daß ihm seine Frau gefällt, daß er sie reizend findet, das soll, das muß er; tut er das, so wird sie nie nach der Schmeichelei eines anderen Mannes Verlangen tragen; denn siehst du, Bärchen, wenn man keine Vogelscheuche ist, so möchte man das doch auch gerne hören.“ „Nun also, kleine Frau, du bist keine Vogelscheuche.“ Liebes Tagebuch, und dann sind wir

so unvernünftig glücklich gewesen! Viel, viel glücklicher als in den sogenannten, mir in schrecklicher Erinnerung stehenden Flitterwochen. — — Das Leben kehrt mir seine Sonnenseite wieder zu! O Herr, schütze mich vor dem Dunkel, — — denn jetzt ertrüge ich es nicht mehr! —

Dorpat, im Januar.

Nun sind sie fort, und alles ist vorbei: die Hochzeit, der Abschied, die ganze wunderschöne Zeit von Lenas und Georgs Hiersein. Lena und Georg . . . die gehören zusammen, die sind füreinander bestimmt, die leben nur eins im anderen, die sind getrennt undenkbar. — Wie lieb ich Georg gewonnen habe! Er erinnert entschieden an den Kleinen, auch im Außern; er hat dieselbe Farbe von Augen, dieselbe Haltung; nur ist er längst nicht so schön und hat nicht seine feinen, edelgeschnittenen, durchgeistigten Züge, obgleich er gut aussieht. Die rücksichtsvolle, vornehme Art im Verkehr mit Menschen, die hat er ganz wie der Kleine, und sein goldenes, warmes Herz dazu. Ob Lena ihn darum liebgewonnen hat? Geistig ist er ja nicht so bedeutend wie der Kleine, hat aber Sinn für Humor und weiß ihn bei anderen zu schätzen. Wie lustig wir gewesen sind, Lena und ich, wie in meiner Badfischzeit! Zu Lenas Polterabend haben wir sogar Theater gespielt, Alma und Felix, Leg Vorn, Pauls jüngster Bruder, Theo aus Sonten und ich. Couplets haben wir verbraucht und uns köstlich amüsiert! Leg ist seit dem September hier, — in Strafversetzung, — wie er

sagt. Er war ein Jahr Korpsstudent in Bonn und hat sein Leben dort zu sehr genossen, zuviel Geld ausgegeben; Paul, der sein Vormund ist, hat ihn von dort fortgenommen und nach Dorpat geschickt. Paul und Onkel Heinrich wünschten es so sehr, daß wir die beiden Jungen, vom vorigen Semester an, in Pension nähmen und baten Vär und mich darum. Ich hätte es gar zu gern gewollt. Vär erlaubte es aber nicht, auf keinen Fall, trotz meiner Bitten und Vorstellungen. Er ist eifersüchtig; das ist der ganze Grund. — Es ist zu töricht von meinem Vären, zum Lachen kindisch! Aber so ist er schon; Fremde würden das nie bei ihm voraussetzen. — Diesen unsinnigen Grund konnte ich Onkel Heinrich und Paul unmöglich anführen; das wäre eine zu arge Bloßstellung von Vär gewesen; ich mußte also Ausflüchte machen. Ach! und das fiel mir gar schwer, gerade ihnen gegenüber, ihnen, die uns stets viel Freundlichkeiten erwiesen, denen ich gern gefällig gewesen wäre, für die ich so von Herzen gern etwas getan hätte! Und für die Jungen, — wie gut wäre es für sie gewesen! Auf Vex habe ich von jeher Einfluß gehabt, und er ist schwer zu lenken und zu beeinflussen. Die Liebe für Evi, seine mir gleichaltrige Schwester, die ihnen vor vier Jahren nach kurzer Krankheit genommen wurde, hat er auf mich übertragen; ich soll ihr gleichen, im Wesen und Aussehen, finden sie alle. Es wäre ja auch nicht zum Verwundern, da unsere Mütter Schwestern waren. Vex hatte eine unbedingte Verehrung für den Kleinen; der konnte ihn um den Finger wickeln; etwas davon

hat er jetzt auf mich übertragen und schenkt mir sein ganzes Vertrauen. Tante Sophie hat diesen ihren Jüngsten zu sehr verwöhnt, ihm nie etwas abgeschlagen, nie Überwindung und ernstes Arbeiten von ihm verlangt, nie seine Geldausgaben beschränkt. Seinen Vater hat er leider viel zu früh verloren! Nun mußte endlich doch ein Riegel vorgeschoben werden; denn Lex fing an, Hazard zu spielen, und da griff Paul ein; es gab einen harten Kampf, — aber Lex mußte zuletzt nachgeben. — Er wäre nie nach Dorpat gekommen, — sagt er, — wenn ich nicht hier lebte; das sei der einzige Lichtpunkt in dem Dunkel der absoluten Kleinstadt! Paul hätte sich auf den Kopf stellen können und versuchen, ihn woanders hinzuschleppen, — er wäre nicht gegangen. — Lex ist im Grunde ein ehrenhafter, guter, weicher Junge, nur maßlos leidenschaftlich und genußsüchtig. Was der schon für Händel gehabt und was der schon erlebt hat mit seinen zwanzig Jahren! Davon könnte man Bücher schreiben! — — Ich habe ihn trotzdem sehr gern, und ich fühle, ich könnte etwas aus diesem an und für sich guten Stoff herausbilden; ich würde sein Wesen nach und nach vertiefen und ihn den Wert und den Segen der Arbeit kennen lehren. Vor allem hätte ich ihn vor mancher Versuchung bewahren können, namentlich davor, dem Spielteufel wieder in die Krallen zu geraten. Alles das habe ich Vär vorgestellt, umsonst. — Vena hat jetzt mit ihm gesprochen; Georg, Felix Holten, Onkel Heinrich persönlich, er besteht hartnäckig auf seiner Weigerung. Vom Januar an



Hätten sie so gut zu uns ziehen können, nachdem Vär sie kennen gelernt, — ich hätte mich nicht so vereinsamt gefühlt nach Lenas Abreise. Ein ruhiges Familienleben, anregende Lektüre, gemeinsame Spaziergänge, ungezwungener Verkehr mit einer Frau, die sie beide wie eine ältere Schwester lieben: Was kann es Besseres für zwei junge, frische, lebenslustige Studenten geben und auch für mich? — — Wie herrlich wäre es gewesen! Die jungen hellen Stimmen zu hören und rasche Schritte, hier ein Farbendeckel auf dem Sofa, da einer auf dem Klavier, guter Appetit zu den Mahlzeiten, gemeinsames Musizieren (Lex hat eine schöne Stimme), und so viel Leben im Hause, so viel Leben . . . nach der Stille . . . der Verödung! — Lachen und Scherzen, ich wäre jung geblieben. Vär hat es nicht gewollt! — —

Sie hatten schon längst Ferien, die beiden, aber sie blieben Lenas wegen. Lex schwärmt geradezu für sie. Er nannte sie nur „meine Königin“ oder „das königliche Weib“ und sagte, sie hätte zum mindesten eine Gräfin werden müssen. Sie waren täglich bei uns, zuletzt fast den ganzen Tag, in Anbetracht der Theaterproben; es gab viel zu tun mit Vorbereitungen und Arrangieren der Bühne, — — außerdem meinte Lex, er müsse jede Minute des Zusammenseins mit Lena auskosten. Wir nannten sie nur „Gräfin Lena“, und ich riet Georg, er solle sich irgendein besonderes Verdienst um den Staat erwerben und zum Dank dafür sich in den Grafenstand erheben lassen. Värchen brummte über das Theaterspielen, — — brummte laut

und leise, aber es half ihm nichts: wir waren stärker als er, und die Jungen ließen sich nicht ausgraulen! „Wie Linden nur diese alberne Courmacherei dulden kann; das begreife ich nicht! Ich wiese den naseweisen Bengeln die Thür!“ „In einem fremden Hause, Bär? Das wäre doch zum mindesten neu! Und dann, liebster Bär, warum soll Georg Veg und Theo nicht das unschuldige Vergnügen können, Lena zu bewundern; sie gewinnen dadurch, — und Lena und Georg amüsiert es; denn amüsiert sind sie! Das kannst du doch nicht leugnen!“ „Einem von ihnen sollte es nur einfallen, dir den Hof zu machen! Dreifantig schmiss ich die noble Verwandtschaft zur Thür hinaus.“ — Ich lachte, aber ich ärgerte mich ein wenig. Bär hat noch etwas vom Höhlenbewohner nachgehalten, — ganz entschieden! —

Für die Weihnachtsfeiertage fuhren sie nach Hause; gleich nach Neujahr, zu Lenas Hochzeit, die am 6. Januar war, kamen sie wieder. Paul und Irene sowie die Sontener und Münsters fanden sich auch ein; Lena ist immer wie zur Verwandtschaft gerechnet worden, von ihnen allen.

Später. Else Bizleben, Kurtchens Mutter, ist eine leibliche Cousine von Georg. Ist das nicht ein seltsames Zusammentreffen? — Sie, ihr Mann, Georgs jüngste Schwester und sein Bruder Kurt kamen auch zur Hochzeit; seine Mutter scheute die weite Reise in unser Bärenland. Was die draußen sich manchmal für eine Vorstellung von den baltischen Provinzen

machen, das ist zu komisch! Mehr als einmal bin ich gefragt worden, ob wir nicht Wölfe in der Nähe der Stadt haben! „O ja,“ antwortete ich ganz ernsthaft, „aber die sind von Adel, reißen keine Schafe und fallen die Menschen nicht an, sondern wohnen meist in Schlössern und sind fast immer ungefährlich.“ — —

Else war voll Leben und Heiterkeit, aber ernster und tiefer ist sie dennoch geworden; Kurtchens Tod hat das bewirkt. Gottlob, sie hat Ersatz für ihn, zwei stramme Buben; aber Kurtchens Stelle ist nicht ausgefüllt. Wir sprechen oft von ihm und der schönen Zeit in Rauheim. Was habe ich nicht alles seitdem erlebt, innerlich und äußerlich — und doch ist es nur eine kurze Spanne Zeit, und ich bin erst 26 Jahre alt. „Andere heiraten dann erst und beginnen ihr Leben,“ sagt Else. — — Und meins? — — Doch nein. — — Wir konnten uns jetzt viel besser verstehen, Else und ich; haben wir doch denselben Schmerz durchlebt, und tragen wir beide dieselbe Hoffnung tief im Herzen, die Hoffnung auf ein Wiedersehen mit unseren Lieblingen.

Witzlebens und Bindens wohnten bei Alma; sie hat ihr Haus gereckt, um sie alle aufnehmen zu können, und tut, wie immer, ihr möglichstes für ihre Gäste. Else hat sich dick mit ihr angefreundet, und alle sind sie entzückt von der in großartigem Stil ausgeübten baltischen Gastfreundschaft. Auch unser Haus durfte liebe Gäste beherbergen; Onkel Heinrich, Tante Elisabeth, die schlante, liebliche Mahse und Better Heine wohnten bei uns. Ich hätte noch so gern Paul und

Irene aufgenommen, aber dagegen protestierte Bär; Irene geniert ihn mit ihrer ruhig vornehmen, kühlen Art, und mein Bär liebt es nicht, sich zu genieren, o nein! Ich war schon froh, daß ich die Sontener haben durfte. Im großen Ganzen war er ja traitabel und so liebenswürdig, daß er mich überraschte. Georg hat ihm gefallen; sie kamen nie an Redestoff zu kurz. Georg interessiert sich für alle ernstern Fragen der Gegenwart und mein Bär ja auch. Er konnte gar nicht genug hören über die wirtschaftlichen und politischen Errungenschaften da draußen, über das Leben in einem großen Staat. Das war so nett an Bena und Georg, daß sie nicht absorbiert waren durch ihr Glück, daß sie Zeit und Interesse für andere hatten und anderen mitteilten von ihrem reichen Schatz. Ich sorgte dafür, daß sie täglich wenigstens ein ungestörtes Plauderstündchen hatten, und dann benutzte ich die Zeit, um Vorbereitungen für die Hochzeit zu treffen, mit dem seligen Gefühl im Herzen, wie glücklich die beiden sind und wie sich innerlich immer nähertreten. Meine Bena, meine einzige, inniggeliebte Freundin, wie viel bist du mir und dem Kleinen, wieviel uns allen gewesen! Daß dein Leben von nun an im Licht und im Aufwärtstreben sein wird, dafür danke ich Gott täglich. Und daß ich dich sehen durfte in deinem bräutlichen Glück, daß meine Hände dir die Myrtenkrone aufs wellige braune Haar setzen, daß ich deine königliche Gestalt in das schimmernde weiße Brautgewand kleiden durfte . . ., das war Seligkeit für mich. Mein Liebling, nun bist du ein stolzes,

glückliches Weib und träumst deinen seligen Liebes-  
traum weiter, dort, wo die Natur sich geschmückt hat  
mit tausend duftigen Blüten . . . zu deinem Empfange,  
dort, wohin die Sehnsucht nach dem Schönen die  
Dichter und Maler hinauszieht, dorthin . . . „dorthin  
möcht' ich mit dir, du mein Geliebter, ziehen!“ — Und  
ich sitze mitten drin im baltischen Winter, und während  
die Schneeflocken leise zur Erde niederfallen, schreibe  
ich, beschreibe ich deine Hochzeit, und mein Herz ist  
voll lieber, trauter Erinnerung. — — — Zum Polter-  
abend führten wir zwei Theaterstücke auf, eine Posse  
und ein Singspiel, gespickt mit Couplets, natürlich  
lauter Lokalbeziehungen enthaltend; Georg war schon  
so eingeweiht, daß er alles verstand. Meine Jungen  
hatten sich glänzend aus der Affäre gezogen, eine nette  
Bühne arrangiert und sonst für Ausschmückung des  
Hauses mit Blumen, Draperien und Teppichen gesorgt.  
Da war Bey in seinem Element. Wo der Junge sich  
alles zu verschaffen weiß, und wie geschmackvoll er  
durch kleine Änderungen zu wirken versteht, das hat  
uns alle in Erstaunen versetzt und ihm unsere un-  
verhohlene Bewunderung eingetragen. Meine Jungen  
und die anderen Vettern hatten sich einen zu amüsanten  
Polterabendscherz ausgedacht: sie erschienen als „Prager“.  
Vena und ich schwärmten früher für diese sogenannten  
„Prager“, umherziehende Musikanten, die wohl Prag  
nie von weitem gesehen hatten! und die mit den  
ersten Frühlingslüften aus Deutschland nach Dorpat  
zu kommen pflegen. Das Kostüm, der obligate dicke  
wollene Schal um den Hals, die plumpen Stiefel mit

festen Sohlen, die Masken und das Benehmen waren höchst charakteristisch. Ein verstecktes Orchester spielte einen lustigen Walzer; unsere „Prager“ hielten die Blasinstrumente an den Mund und bliesen, bis sie knallrot vor Anstrengung waren; dann sangen sie zwei Lieder, wozu Heine den Text gedichtet hatte; es war zu gelungen! Und gelacht haben wir alle, bis zu Tränen, sogar Bär, — das sah ich zum erstenmal.

Unsere beiden kleinen Mädchen hatte ich als Heizelmännchen verkleidet; sie überbrachten Lena mein Hochzeitsgeschenk, zwei silberne Zuckerdosen, wundervoll, in Petersburg gearbeitet, und sagten ihre kleinen Verschen niedlich und deutlich auf. Das Haus sah so festlich aus, Licht und Blumen überall und die schönen, vornehmen Menschen darin, in eleganter Kleidung. Die Professoren ließen Lena ein prachtvolles Album mit Ansichten von Dorpat überreichen; Onkel Delius war dazu ersehen, und er sprach einige warme, tiefergreifende Worte dazu; Lenas Vater war sein liebster Freund gewesen.

Tante Elisabeth hatte viel schöne Sachen aus Sonten mitgebracht: Wild und Geflügel; so war unser Souper durchaus gelungen. Anna hat kürzlich ihr „erstes Bräutigam“ geheiratet und waltete mit kundiger Hand in Küche und Keller. Wir durften uns den Ausländern gegenüber keine Blöße geben. Im Gegenteil! Sie sollten die baltische Küche loben, und das taten sie auch, zu meiner großen Befriedigung! Wie schön der Abend war, wie hell und harmonisch! —

Onkel Heinrich spielte den Schwerenöter und

machte Else den Hof wie ein Primaner. Wie haben wir gelacht, und wie fröhlich sind wir gewesen! Das Ende vom Liede war, daß Onkel Heinrich Else mit den Kindern für den Sommer nach Sonten einlud, bis ihr Mann im Manöver ist, und daß sie diese Einladung mit Begeisterung annahm. Ach, es war herrlich, so nach alter Art lustig zu sein; ich hatte es wirklich noch nicht verlernt! — Nur der Kleine hat mir so gefehlt, — — überall! Ich schlich mich einmal fort aus dem fröhlichen Kreise, ging ins Kinderzimmer, wo Bena und ich früher geschlafen hatten, und setzte mich neben Mutterings Bettchen; da fiel Träne auf Träne in meinen Schoß: alle seid ihr da, die ich liebe, nur zwei fehlen, nur zwei sieht mein Auge nie wieder auf dieser Erde, den Kleinen und Erni. — Da legten sich zwei weiche Arme um meinen Hals, und meine Bena küßte mich: „Elfi, wie soll ich euch das je vergelten, was ihr für mich getan, du und der Kleine, Tante Gottchen und Erich? Ein schlechter, neidischer, verbitterter Mensch wäre ich geworden, ja, ganz gewiß, Elfi, hätte der Kleine das verwaiste, verschlossene Kind nicht in sein Haus genommen, das ihm von nun an zur Heimat wurde. Wieviel unverdiente Liebe habe ich empfangen in diesem lieben alten Hause, wieviel Rücksicht habt ihr mir erwiesen, mir, dem schroffen, schwer zu behandelnden Kinde, wieviel Schonung! — — Wie habt ihr mich erst dazu gemacht, was ich bin, ihr edlen, warmherzigen Menschen! — — Ich stand so allein in der Welt nach dem frühen Tode meines über alles geliebten Vaters, ein zwölfjähriges

Mädchen, unsere Verwandten weit umherzerstreut im großen russischen Reich. Allein, — ohne Geschwister, — ohne Elternhaus, mittellos — — und als einziges Kind grenzenlos verwöhnt. Was wäre aus mir geworden, hätte der Kleine nicht damals, am Beerdigungstage meines Vaters, wo ich fast von Sinnen war vor Schmerz und Verzweiflung, hätte er mich da nicht in die Arme genommen und mir gesagt: „Vena, von heute an sind Sie Elfi's Schwester,“ — — und mich zu euch geführt. Ihr habt mich gerettet, Elfi! — Du ahnst es nicht, an was für Abgründen eure Liebe mich vorbeigeführt hat! . . . Weißt du noch, am ersten Abend, hier in diesem Zimmer? Ich lag wach, ich konnte nicht schlafen und konnte nicht weinen, mein Herz schien zerrissen von Weh und Jammer; durch eine Spalte der Fensterlade stahl sich ein Mondenstrahl hinein, wie eben jetzt, und ich sah starren Auges auf diesen hellen Schein, ich presste die Hände zusammen . . . Wie durfte es hell sein? Wo alles in mir so dunkel war . . . wo er in der schwarzen Erde lag, er, mein Vater! An dem mein leidenschaftliches Kinderherz hing mit seiner ganzen starken Liebe. — Weißt du noch, wie da eine kleine weiße Gestalt mit lichtblonden Locken zu mir herangehuscht kam und eine weiche, zitternde Stimme bittend sagte: „Vena, darf ich dich liebhaben?“ — Und wie sich da der starre Bann von meiner Seele löste, wie ich die Arme um dich schlang, Elfi, und dich an mein Herz zog, wie ich dich unter Schluchzen küßte, so wie ich nie zuvor jemand geküßt hatte, und wie die Liebe zu dir, du süßes, holdes



Geschöpf, erwachte — und diese Liebe mich erst zum  
 Kinde, zum glücklichen Kinde machte . . . Weißt du  
 noch, mein Liebling?“ Sie kniete vor mir auf dem  
 Fußbänkchen, auf dem Muttering sonst neben mir sitzt,  
 und ihr schönes Gesicht blickte zu mir auf, in tiefer  
 Bewegung. Ich hatte ihr die Hände auf die Schultern  
 gelegt, ich sah sie an, ich trank ihren Anblick, so schön,  
 so durchgeistigt, so warm belebt war sie, meine sonst  
 so stolze, verschlossene Lena. Der Mondstrahl wob  
 ein magisches Licht um ihre helle Gestalt; ich konnte  
 mich nicht satt sehen . . . und plötzlich, ich weiß nicht,  
 wie es kam . . . hatte ich das deutliche Gefühl, daß  
 wir uns so nie wiedersehen würden . . . so nie! —  
 Sie war für das Leben bestimmt und für das Glück . . .  
 Und ich? — — — „Lena, versprich mir, Muttering  
 und Dori zu dir zu nehmen, sie wie deine Kinder zu  
 erziehen, wenn . . . . Vär, siehst du, hat nicht die  
 rechte Art, mit Kindern —. Willst du?“ Sie sah mich  
 forschend an, als wollte sie in den Tiefen meiner Seele  
 lesen. „Elfi, wie kommst du auf solche Gedanken?“  
 „Wie? Lena, ich weiß es selbst nicht! Mir war zumut  
 wie den kleinen Vögeln, wenn ein Gewitter im Anzuge  
 ist, — — — und da wollte ich meine Brut retten.“  
 Wir schwiegen. Dann sagte Lena: „Ja, Elfi, ich  
 verspreche es dir.“ Und dann legte sie den schönen  
 Kopf in meinen Schoß und brach in Tränen aus:  
 „Elfi, es erscheint mir so ungerecht, daß ich auf die  
 Höhen des Lebens gehe, — — und du, du hast lange  
 im Schatten gestanden!“ „Still, meine Lena, still;  
 es war gut so für mich, glaube mir. Nun hat

das Licht gesiegt, das Licht von innen heraus . . . die Schatten weichen, es wird Frühling, Vena, und kommen auch Stürme, — — und sie werden kommen, — — es ist Frühlingswehen, — — meine Hoffnung lebt!“ „Elfi, könnte ich dir nur sagen, wie ich dich liebe!“ „Meine törichte schöne Braut, das brauchst du nicht zu tun; der Worte hat es ja nur selten zwischen uns bedurft.“

Leise, gleichmäßige Atemzüge der Kleinen, sonst tiefe Stille im Zimmer.

Von fernher Stimmengewirr und ein Ton wie helles Lachen.

Träumend hielt ich Venas Hände in den meinen und sah auf den Mondenstrahl . . . Mir war es, als wollte er mir Kunde bringen — — aus einer andern Welt . . . aus einer Welt, die mich rief.

Später. Der Hochzeitstag brach an, sonnig und klar, mit gelindem Frost bei völliger Windstille. Die Trauung war um sechs Uhr abends in der Kirche. So viele Leute haben sich wohl selten zu einer Trauung versammelt. Wie mir zumut war, als ich meiner Vena den Myrtenkranz aufs bräutliche Haupt setzte und den weißen Schleier befestigte, der wie eine lichte Wolke ihre königliche Gestalt umgab, ich kann es nicht in Worte fassen. Jubel war es und Dank, daß meine Hände sie schmücken durften für die wunderbarste Feier im Leben, für die unsichtbare Vereinigung zweier Seelen zum Bunde, den der Tod nicht Macht hat zu trennen. Wer wird meinem kleinen Mädchen einst

den Brautkranz aufs braune Haar brücken? Ich nicht, das fühle ich. Onkel Heinrich hatte mir in gewohnter Spenderlaune ein entzückendes rosa Seidenkleid aus Riga schicken lassen, mit der Bemerkung, er wolle noch mit seiner Nichte renommieren. Damit angetan und mit einer rosa Feder im Haar, die mit einer Brillant-agraffe befestigt war, sah ich wirklich ganz passabel aus. Als ich in den Saal trat, waren alle schon versammelt. Oeg, der dumme Junge, warf sich vor mir aufs Knie und sagte mit gräßlichem Pathos: „Hiermit theile ich den geehrten Anwesenden und Abwesenden mit, daß ich dem Dienst der Gräfin Vena von nun an entsage und mit fliegenden Fahnen zu dieser holden Frau übergehe, ihr mich fortan widme und gelobe mit Leib und Leben und eine Schleife mit ihrer Farbe auf dem Herzen trage, rosa natürlich! Gräfin Vena war eine irdische Königin und wert, eine Krone zu tragen, — dies holde Frauenbild ist die verkörperte Anmut, das Ideal des Weibes . . . Wer schwört zu ihrer Fahne?“ „Wir schwören!“ riefen sie alle durcheinander und beugten das Knie vor mir, auch Onkel Heinrich; nur Bär nicht, der stand verdrossen dabei und laute an den Spitzen seines Schnurrbarts. — Ihn vor allen andern hätte ich so gern mir huldigen gesehen. — So aber verdarb er mir den ganzen Spaß. — Warum er das nur immer tut?

Pastor Ferner hielt die Traurede; er war eigens dazu gekommen, war ein Freund und Verehrer von Venas Vater gewesen, hatte Vena konfirmiert, und sie schätzte ihn sehr. Er hatte den Text gewählt: „Nun

aber bleibet Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei; aber die Liebe ist die größte unter ihnen.“ Das war keine weichliche, sentimentale Traureden mit den gebräuchlichen religiösen Phrasen; es war Geist und Leben darin, Leben aus Gott geschöpft, Geist von seinem Geist, frei — und weit und groß! Mir war zumut, als dehnten sich die Mauern des alten Gotteshauses . . . die starre, einengende Form fiel, — — und ewiges Licht fiel hinein . . . von oben, — — Himmelsluft wehte. — — Atemlos lauschten die Anwesenden diesen Worten, so geistvoll, so hoch . . . und doch so einfach, daß jedes Kind sie verstehen konnte. „Was bleibt, wenn das Leben sich seinem natürlichen Ende zuneigt, wenn Schönheit und Jugend welken? — — Die Liebe! Was bleibt, wenn wir zagen und bangen in den Kämpfen und Bitternissen des Lebens, wenn ein Sarg in unserem Hause steht . . . und Glaube und Hoffnung nicht mehr standhalten wollen, was bleibt dann? — Die Liebe! — Was bleibt, wenn die Menschen uns kränken und verletzen, wenn sie unsere besten Absichten mißverstehen, wenn sie uns in den Staub und die Kleinlichkeit des Alltagslebens hinabziehen wollen? — Was hält uns aufrecht? — Die Liebe, die Liebe, die der Heiland gelehrt. — Und wessen Aufgabe im Leben ist es, dieser Liebe wieder Geltung und Eingang zu verschaffen, in die Häuser, — in die Herzen? — Die Aufgabe des Weibes ist es, die höchste, die auf Erden gestellt werden kann, — — der nur das echte Weib gerecht wird, denn sie fordert nicht nur viel, sie fordert alles! — Vor Gottes

Altar stehen sie heute, ein glückstrahlendes Brautpaar. Was bewog sie, den Bund, fürs Leben nicht nur, nein, für die Ewigkeit zu schließen? — Die Liebe war es! Nicht jenes flüchtige Gefühl nenne ich mit diesem heiligen Namen, das, den Sinnen entsprungen, der Zeit unrettbar zum Opfer fällt, und das, ein moderner Moloch, — Jugend und Schönheit für die kurze Dauer von ein paar Jahren in die glühenden Arme schließt . . . um zu töten, — — um das Unsterbliche zu vernichten, — — nein, das Gefühl meine ich, das unser Heiland zum Gleichnis brauchte für sein Verhältnis zur gläubigen Gemeinde, das Gefühl, das uns arme, sündige, irrende Menschen allein berechtigen darf, eine Menschenseele an die unsere zu fesseln für gute und böse Tage, — das Gefühl, woraufhin es allein sittlich ist, eine Familie zu gründen, das Gefühl, das die wahre Ehe schafft, Seelengemeinschaft, — — nicht nur Körpergemeinschaft, die Liebe ist es, die bleibt!“ — — Ich sah zu Vär hinüber: seine Lippen zuckten. Ging ihm eine Ahnung davon auf, was Liebe ist? Georgs Blicke hingen mit Begeisterung an Pastor Ferner, — er erfaßte die tiefe Bedeutung jener Worte, und ein schöner Ausdruck lag auf seinem männlichen Gesicht. „Meine Lena, du bist in guter Gut; sein Gelöbniß wird er, dein Gatte, halten!“ Und nun folgte die Trauformel: „Wollt ihr Glück und Unglück miteinander teilen, euch nicht abwenden noch scheiden, es scheide euch denn der zeitliche Tod wieder voneinander, wollt ihr das, so bekräftigt es mit einem deutlichen

„Ja.“ Ich sprach es mit, das „Ja“, mit meinem ganzen Herzen! Tief ergriffen mich die so oft gehörten Worte, Worte, die man oft gedankenlos an seinem Ohr vorüberauschen läßt, — — und die man dann mit einem Male versteht, in ihrer ganzen Bedeutung. Ein Gelöbniß, ein Bund . . . und wie oft gebrochen, wie oft leichtsinnig vergessen, — unter die Füße getreten — — in dem Taumel einer Stunde! — — Als wir von der Kirche nach Hause fuhren, schmiegte ich mich dicht an meinen Gatten, und er legte den starken Arm um mich: „Bärchen, unsere Liebe ist rein geblieben, das ist mein Glück und mein Stolz! Wir beide, wir haben unsern Treuschwur gehalten; nichts kann unsere Ehe scheiden, nichts!“ Er küßte mich, mein Bär, — und ich sah es, — er war sehr bewegt. — —

Das Hochzeitsdiner war gemütlich und harmonisch; alle waren gut aufgelegt, die Unterhaltung belebt, und dank dem Umstande, daß Onkel Heinrich seinen alten Diener mitgebracht hatte, ging alles wie am Schnürchen. Ich saß dem jungen Paar gegenüber, — — diesen Anblick vergesse ich meine Lebtag nicht.

Die obligaten Reden nahmen ihren Anfang, — — da, — ich traue meinen Augen nicht! — erhebt sich Bär und schlägt an sein Glas. Ich fühle, wie ich blaß werde, und wünsche nur, daß die Erde sich vor mir aufstut — — und mich verschlingt — — noch vor der gräßlichen Blamage! Ich wage kaum zu atmen . . . aber wider Erwarten, — es geht, anfangs leise und stoßend, nachher in warmer, wohlgefügter Rede. Er

begrüßt Vena im Namen derer, an deren Stelle er heute zu stehen die Ehre habe, Namen, deren Träger zwar aus dem Kreise der Lebenden geschieden, deren Wirken, deren Einfluß dennoch stets fortlebt im Herzen, in der Achtung, in der Erinnerung jedes Gliedes der „Alma mater“, dieser hervorragenden Leuchten der Wissenschaft in unserem lieben baltischen Vaterlande, deren Ruf auch weiter hinausgedrungen sei, überall dahin, wo ernste Männer sich ernster Arbeit widmen, ihres Vaters, des Professors Voern, und ihres Pflegevaters, Professors von Manden; er freue sich, daß sie aus diesem Hause, das ihr eine Heimat gewesen, nun dem Erwählten ihres Herzens folge, in die neue, in die große, in die deutsche Heimat, und er bitte sie, bei allem Glück, das ihrer dort warte, den Fleck Erde nicht zu vergessen, der Männer hervorgebracht, wie jene es waren, deren Fehlen im festlichen Kreise wir alle heute schmerzlichst empfinden . . ., er erlaube sich, in dankbarer Erinnerung daran, was diese Männer ihm und vielen der hier Anwesenden geboten und gewesen, still sein Glas zu erheben und ihrem Gedächtnis diesen Trunk zu weihen.“ Vena stand auf und reichte Vär tiefbewegt die Hand. Ich schielte zu Felix Holten hinüber: ich mußte der Szene im November vorigen Jahres gedenken, wo Vär durch unsere vereinte List quasi dazu gezwungen wurde, Vena den Eintritt in unser Haus, wenn auch sehr widerwillig, zu gewähren. Holten erhob sein Glas und sagte mit unerschütterlichem Ernst: „Und das Transparent, lieber Walden?“ Es war häßlich von

uns beiden, aber unwiderstehlich! Ich blühte mich unter den Tisch und machte Miene, mein nicht heruntergefallenes Taschentuch aufzuheben, ich mußte mir das Lachen verbeißen! — Vär wagte ich gar nicht anzusehen, — — aber ich hatte das deutliche Gefühl, daß er sich etwas schämte, — und dies Gefühl kann ihm für künftige Fälle nur sehr zuträglich sein! — Aber furchtbar stolz war ich doch auf meinen Vären. —

Sieh, sieh, was noch alles in ihm steckt! —

Hans Werden war ein paarmal in unser Haus gekommen, seit Vena da war; wir verkehrten wieder ganz freundschaftlich miteinander. Gottlob, er hatte die Liebe zu mir endlich überwunden! Vena hat ihn von jeher gern gehabt; es gab so viel zu besprechen, so viel Kindheits- und Jugenderinnerungen aufzufrischen. Der alte Baron Werden war zur Hochzeit gekommen, — — auch er hat mir endlich verziehen. Hans ist entschieden auf dem besten Wege, Georgs Schwester, die niedliche, blonde Greta Vinden, zur Baronin Werden zu machen, und sie hätte gewiß nichts dagegen. So wäre dies, mein jahrelanges Sorgenkind in die Bahnen des Glückes geleitet, — wie mich das freut!

Wir hatten uns das Wort gegeben, Vena und ich, beim Abschied nicht zu weinen, — und wir haben es gehalten. Als ich ihr half, die Reisetoylette anlegen, da kam der Trennungsschmerz wohl über mich wie ein gewappneter Mann, aber ich half mir, wie so oft, mit einem Scherz darüber hinweg: „Weißt du noch, Vena, wie Tante Vottchen unserer Köchin Trine vor



ihrer Hochzeit ansagte, nur ja nicht während der Trauung zu weinen, weil sie dann eine rote Nase bekäme und ihr das sehr schlecht stände, und wie sie schluchzend versprach: „Wahrhaftigen Gott, gnädige Frau, ich will in die Kirch' kein Tran' nich lassen. Trine will ich mir am Bahnhof zum Beispiel nehmen; denn eine rote Nase entstellt mich noch viel mehr als sie.“ Da legte sie die Arme um mich und sagte weich: „Meine süße kleine Elfi, wie gut war es, hier zu sein.“

Mein schimmerndes Seidengewand hatte ich schon vorher mit einem dunkeln Hauskleid vertauscht; wir wollten das junge Paar zum Bahnhof geleiten; wir alle, die ganze Hochzeitsgesellschaft. Der Zug nach Riga geht erst gegen drei Uhr morgens. Wir waren sehr lustig gewesen nach dem Diner, dank dem unererschöpflichen Vorrat von Witzen und Schnurren, die Better Heine immer parat hat. Else war im siebenten Himmel! So viel Courmacher, so viel Leben und Lachen, da war sie in ihrem Element. Vär beobachtete sie mit stiller Bewunderung und schielte dann zu Hauptmann von Bizleben hinüber. Der unterhielt sich unbefangen und schien gar nichts Besonderes in dem Benehmen seiner Frau zu finden. Als der Brautkranz abgetanzt wurde, wie das bei uns gebräuchlich, bekam ihn Mahse und den Gut Kurt Linden; die beiden mußten darauf zusammen tanzen. Mahse sah reizend aus mit dem Brautkranz auf dem feinen Köpfschen; Kurt Linden schien das auch zu finden. Die beiden würden nicht nur ein hübsches, sondern auch ein passendes Paar abgeben. Kurt ist so ernst und ge-

diegen, gerade ein Mann für unsere sinnige Mahse, der alle Bewerber bis jetzt zu oberflächlich oder zu uninteressant waren. Onkel Heinrich nennt sie nur die kurische Turandot und prophezeit ihr, daß sie alte Jungfer wird.

Am Bahnhof hatte wohl selten ein so reges, lustiges Treiben geherrscht. Im Wartezimmer wurde noch rasch eine Pulle Sekt geleert, und Onkel Heinrich brachte einen reizenden Toast auf die junge Baronin Vinden aus. Dann eine rasche Umarmung, und vom Coupéfenster winkte mir Venas schönes Gesicht den letzten Abschiedsgruß zu! — Knirschend setzten sich die Räder in Bewegung, — ich zuckte zusammen . . . und hatte das Gefühl, als ob diese schweren, eisernen Räder über etwas Lebendes hinweggingen, — — — ein Schwindel erfaßte mich; Onkel Heinrich hielt mich fest: „Kopf hoch, Frau Elfi. Wenn Menschen auseinandergehn, so sagen sie — auf Wiedersehn.“ Er zog meinen Arm durch den seinen: „Ja, so sagen sie, Onkel Heinrich, doch — — —“, ich konnte nicht weiter. „Komm, Elschen, dein Ehetyrann kann mit Tante Elisabeth fahren, ich nehme dich in meinen Schlitten.“ Als wir gut eingehüllt darin saßen, legte Onkel Heinrich den Arm um mich. „Ein Staatsmädchen, diese Vena, Masse durch und durch, nicht mal angeborene, nur anerzogene; das habt ihr zustande gebracht mit eurem Einfluß! Wie pompös sie ausah; habe selten eine so schöne, stattliche Braut gesehen.“ Wie schön war es, neben Onkel Heinrich zu sitzen; ich schmiegte mich fest an ihn: „Onkel, ich bin so glücklich,

euch alle hier zu haben; ich möchte euch allen noch einmal zeigen, wie mein ganzes Herz an euch hängt, wie ich euch lieb habe!“ „Elfi, Kind, das sind Dummheiten, das ist Abschiedsstimmung! — — Diesen Sommer kommst du nach Sonten und wirfst gründlich ausgepöppelt; bist ganz schmal geworden, mein Elfenkind. Sage mal, jetzt, wo wir ganz unter uns sind, warum hat dein Professor dir alle die Jahre nicht erlaubt, zu uns zu kommen?“ „Warum, Onkelchen? Ja, siehst du, er führte so viel Gründe an, — der eigentliche Grund aber war, glaube ich, . . . Eifersucht.“ „Nicht möglich? Also doch! Da hat Heine mit dem Scharfblick der Liebe des Pudels Kern erkannt; er sagte es gleich. Nun erkläre ich mir auch die beharrliche Weigerung, Theo und Veg in Pension zu nehmen. Also Eifersucht! — Auf unsere Jungens — — es ist die Möglichkeit! Heine sagte einmal: ‚Wer es fertig bringt, auf Elfi eifersüchtig zu sein, der sieht nur mit den Hühneraugen! Die ist ja treu wie Gold und durchsichtig wie ein Taupfen.“ „Begreiflich ist mir diese Eifersucht auch nicht, Onkelchen, Vär müßte doch wissen, — wer besser als er? daß — — daß —“ „Daß gut sein, Kind; mancher ist leider Gottes hühnerblind und bleibt es sein Leben lang. Aber, Elfi, um auf etwas anderes zu kommen, hast du dich nie darüber gewundert, daß Heine bis jetzt nicht daran gedacht hat, sich einen eigenen Herd zu gründen?“ „O ja, ich dachte, er wäre zu wählerisch; an allen noch so netten Mädchen fand er immer etwas auszufehen.“ „Weil ihm eine gewisse Elfi so tief und fest im Herzen steckte,

daß keine andere sie daraus verdrängen konnte, bis jetzt.“ „Onkel? — Nein, — — — du scherzest!“ „Ich scherze nicht. Hast du denn nie etwas davon bemerkt? Ihr Mädchen habt doch sonst eine verteuftelt seine Nase für alles, was mit Liebe zusammenhängt!“ „Nun ja, als er noch Student und bei uns im Hause war, da hat er mir wohl auch den Hof gemacht, aber das taten sie mehr oder weniger alle; ich hielt es für Scherz und Unf und habe mich köstlich dabei amüsiert; von einem ernstern Gefühl habe ich nie etwas gemerkt.“ „Wir auch nicht, — bis zu deiner Hochzeit; da war er freilich wie von Sinnen; da bin ich die ersten Nächte bei ihm gewesen und habe ihn bewacht, — wie ein krankes Kind. Warum er damals nach Berlin kam, ob er noch für sich hoffte? — — Ich weiß es nicht. Waren schwere Tage und Wochen, Elfi! Ist bitter-schwer für einen so leidenschaftlichen Menschen wie Heine, sein Liebstes in den Armen eines andern zu wissen!“ „Aber damals, zu meiner Hochzeit, machte er doch abwechselnd Lena und Carola Huhn den Hof und war so lustig wie nur jemals.“ „Armer Junge, ja, Rückgrat hat er! Weiß der Teufel, wie er das fertig gebracht hat! Alle Achtung! Und faktisch, du hast nie etwas davon gemerkt?“ „Nie Onkel Heinrich!“ „Na, erzähle mal deinem Bären gelegentlich von dieser Liebe; vielleicht wird ihn das von seinem Eifersuchtskrappel kurieren, und er wird die Überzeugung gewinnen, daß unsere Jungens sich korrekt zu benehmen verstehen und wissen, was sie einer jungen Frau, wie du es bist, an Achtung schuldig

sind, — dann wird er dich hoffentlich ruhigen Herzens in der Gesellschaft meiner Söhne und Neffen wissen. Himmel noch einmal, darüber muß ihm nun doch allmählich ein Talglicht aufgegangen sein!“ „Onkelchen, ich bin ganz unter dem Eindruck dessen, was du mir eben von Heine gesagt hast! Was finden sie nur an mir, daß sie mich lieben müssen?“ „Was, kleiner Dummit? Gute Frage! Alles.“ „Und jetzt, hat er es jetzt verwunden?“ „Ich hoffe, ja. Es blüht so ein vielversprechendes Knöspschen in unserer Nachbarschaft auf, die kleine Thea Münster, Willes Schwester; die scheint Gnade vor seinen Augen gefunden zu haben, ist blond wie du, und er behauptet, sie erinnere an dich, bei einer gewissen Wendung des Kopfes. Wir können das freilich nicht sehen, wir andern; reicht dir ja nicht das Wasser; aber nun . . .“ „Dann werden wohl zwei Verlobungen im Sommer in Sonten gefeiert werden, Onkelchen!“ „Zwei? Ach so, — meinetwegen! Ist Zeit, daß die Mahse ins eigene Nest kommt. Gegen Linden ist nichts einzuwenden, — und die beiden Jüngsten wollen auch die Nasen hinausstecken und ihren Platz im Leben einnehmen.“ „Wie das alles heranwächst, Onkel Heinrich! Ich komme mir schon uralt vor!“ Er lachte. „Du wirst, glaube ich, nie alt werden, Elfenkind!“ „Ja, Onkelchen, das glaube ich auch . . .“ Wir waren an unserem Hause angekommen. „Nun, meine Herrschaften, was meinen Sie zu einem guten Tropfen als Nachttrunk? Kommen Sie noch herein, bitte! Sie haben doch nichts dagegen, lieber Walden? So jung kommen wir doch nicht mehr

zusammen, — was meinen Sie?“ Alle nahmen natürlich diesen Vorschlag mit Begeisterung an. Der gute Tropfen stand in Bereitschaft; Onkels Diener war instruiert. Der Kamin wurde angeheizt; in malerischen Gruppen lagerte sich die Jugend auf den Teppichen und dem Eisbärenfell; hell klangen die Gläser aneinander; Witz- und Scherzworte flogen hin und her, — und Onkel Heinrich hatte das erreicht, was er wollte: mir über die Abschiedsstimmung hinwegzuhelfen. Gegen halb fünf Uhr morgens trennten wir uns, und ich schließ wie tot!

Die Ausländer blieben noch zwei Tage. Sie wollten nicht mit dem jungen Paar zusammen die Reise machen, und in dieser Zeit wurde alles Mögliche unternommen. Holtens luden die ganze Gesellschaft einen Abend zu sich ein; den zweiten gab Onkel Delius ein pikfeines Souper, ihnen zu Ehren, wozu auch die Intelligenz Dorpats geladen war. Auf allgemeines Bitten gaben sie noch einen Tag zu, den wir in Werdenhof verbringen sollten, damit sie sich ein Bild von einem livländischen Edelhof und dem Leben auf dem Lande bei uns machen könnten. Vär und ich waren auch geladen; er wollte die Einladung anfangs nicht annehmen, entschloß sich aber in elfter Stunde dazu, und so begaben wir uns in großer Gesellschaft und in vielen Schlitten auf den Weg dorthin. Die Ausländer waren in Extase! Werdenhof hatte uns seine sämtlichen Schlitten nachgeschickt, und die eleganten Fahrzeuge mit den schönen Pferden davor erregten die Bewunderung der Herren. Ja, der alte Baron

Werden ist nicht ohne Grund als der beste Pferdekenner und -züchter in Livland bekannt. Seit meiner Verlobung war ich nicht mehr in Werdenhof gewesen, und der herzliche Empfang, der mir dort zuteil wurde, rührte und erfreute mich. Hans überwand rasch den letzten Rest von Befangenheit mir gegenüber, und wir gingen Arm in Arm durch die lieben, mir so bekannten Räume, in denen der Kleine und wir alle so herrliche Zeiten verlebt hatten. Die Baronin fand ich gealtert, ach! und ich kam mir so schuldbewußt ihr gegenüber vor. Ich küßte ihre lieben Hände, — und sie verstand, was ich ihr damit sagen wollte. An Greta Vinden fand sie viel Gefallen; der alte Baron und Hans übertrafen sich in Liebenswürdigkeit und Hofmachen. Die kleine Greta lächelte und errötete abwechselnd und sah wie ein im Sonnenschein erblühendes Röschen aus.

Am klaren Winterhimmel funkelten unzählige Sterne, als wir die Rückfahrt antraten. Bär war in sehr zufriedener Stimmung und rühmte die freundliche, gastfreie, ungezwungene Art des Werdenschen Hauses. „Bärchen, jetzt kann ich es dir sagen: Werdenhof hätte meine Heimat sein können.“ Er fuhr auf. „Wieso denn?“ „Aber Bärchen, sehr einfach: Hans hat um mich gefreit.“ „Wann das?“ „Zwei Tage, nachdem ich mich mit dir verlobt hatte; der alte Baron hatte nicht übel Lust, dich bei mir aus dem Sattel zu heben.“ Bär legte in plötzlicher Bewegung den Arm um mich, als wollte er mich halten. „Und mich zogst du vor, den einfachen bürgerlichen Professor! Das, Elfi, das

werde ich dir nicht vergessen!“ „Du törichter Bär, das war doch kein Verdienst meinerseits; du hattest mein Wort.“ „Ja, aber ihr Frauen, ihr nehmt es im allgemeinen nicht so genau mit dem Halten eures Wortes, und dann, was bot Hans Werden dir nicht alles im Vergleiche zu mir?“ „Ja, Bär, glaubst du denn im Ernst, daß ich für Besitz, Titel und wer weiß was käuflich zu haben war?“ Ich war beleidigt. „Nein, lieber Bär, das war eine Elfi von Randen nicht; die schätzte sich so hoch, daß sie nur aus Liebe zu ihrem Vater dem Professor Walden ein ‚Ja‘ statt eines ‚Nein‘ sagte, dies ‚Ja‘ aber zu halten gedachte, und wenn ein Prinz von Geblüt später um sie gefreit hätte!“ „Mich mochtest du also gar nicht damals, Elfi?“ „Nein, Bär, ich liebte dich nicht, keine Spur; daraus habe ich nie ein Hehl gemacht; ich liebte dich nicht, und doch zog mich etwas zu dir. Was es war? Ich weiß es nicht, Bär. — — Später, jedenfalls — — über Mangel an Liebe kannst du dich doch nicht beklagen, Bär!“ „Kleine Frau, du fängst an, mir zu imponieren! Wenige hätten so gehandelt wie du!“ Ich lachte. „Sonderbare Geschöpfe seid ihr doch, ihr Männer! Als ob ich nun dadurch eine andere würde, weil ein reicher Baron Werden einst um mich angehalten hat. Bär, versprich mir eins, jetzt, wo ich in deiner Achtung gestiegen bin: daß du nie wieder eifersüchtig sein willst, nie wieder, Bär. Es liegt Mißtrauen, Mangel an Achtung und ich weiß nicht, was noch darin, aber etwas, was mich tief verletzt.“ Eine Sternschnuppe fiel: eine Seltenheit in dieser Jahres-



zeit. Ich schmiegte mich dicht an ihn. „Bärchen, sahst du die Sternschnuppe?“ „Ja, ich glaube wohl.“ „Nun, ich habe mir etwas sehr Schönes gewünscht, als ich sie fallen sah, und das, sagt man, geht in Erfüllung.“ „Was ist es denn, kleine Frau?“ „Kinder dürfen nicht neugierig sein.“ Wir schwiegen. Heilige, tiefe Ruhe der Winternacht . . .

Warum wurde mir plötzlich so weh ums Herz? Ihr hellen Sterne da oben, ums Jahr scheint ihr vielleicht auf ein frisches Grab . . ., auf mein Grab — — neben einem kleinen Grabhügel, — — neben Ernis. — — — „Bärchen, wirst du sehr traurig sein, wenn ich sterbe?“ „Elfi, was das für Fragen sind? Du wirst, du kannst nicht sterben! Du wirst mich noch überleben, lange, lange, — — nur heiraten darfst du nicht mehr, wenn ich — —“ „Unsinn, Bär.“ Und plötzlich sah ich das Studierzimmer des Kleinen vor mir und hörte ihn sagen: „Wir Randens leben nicht lange, so oder so.“ — Ach! aber ich möchte noch leben! — —

Dorpat, im Februar.

Bär verfällt wieder in sein altes Wesen. Die Winterstürme brausen, die Schneeflocken tanzen wirbelnd durch die Luft, und abends heult es ums Haus; ganz unheimlich klingt es. Die Möbel knacken, in den Schornsteinen ächzt es und stöhnt, die Schilder an den Häusern klappern, und man steckt tagsüber kaum die Nase hinaus. Bär ist erkältet und ging heute nicht zur Universität. War es der Schnupfen — oder

19 v. Meerseibts-Sulleffem, Gf.

was sonst: die Stimmung war eine mildere, und ich wagte es, eine Unterhaltung anzufangen. „Bärchen, weißt du auch, daß du jetzt drei Tage kein Wort mit mir gesprochen hast?“ „So? Hast du dir das angeschrieben?“ „Als ob es dessen bedürfte!“ „Ja, was soll man denn immer sprechen? Männer sind nicht so schwatzhaft wie Frauenzimmer.“ „Lieber Bär, das stimmt nicht, und — — schwatzen sollst du nicht, du sollst sprechen und, wenn du das auch nicht willst, mich dazwischen freundlich ansehen und mir ein Wörtchen sagen, hin und wieder, dann bin ich zufrieden. Es ist schrecklich, immer nur seine eigene Stimme zu hören; ich bin es schon so müde, Monologe zu halten, — daraus wird kein gutes Stück, Bär.“ „Ja, was soll ich dir sagen? Von dem, was mich beschäftigt, verstehst du nichts, und sonst — —.“ „Bitte, bitte, so schlimm ist die Sache nicht, so meilenweit sind wir nicht voneinander entfernt in geistiger Beziehung. In Amerika gibt es längst weibliche Advokaten; also ist das „Zus“ auch kein solcher Chimborasso, daß kein weiblicher Fuß ihn besteigen kann! Ihr habt jetzt kein Monopol mehr auf Geistesarbeit, ihr selbstbewußten Männer; wir Frauen rücken herauf, langsam, — — aber sicher, das ist eine Tatsache.“ „Mit weiblichen Juristen bleibe mir vom Leibe; das wird was Schönes sein!“ „Bärchen, ich wäre gar kein schlechter Jurist gewesen. Bei unserm jetzigen öffentlichen Gerichtsverfahren, wie gut würde ich plädieren, wie die unschuldig Angeklagten in glänzender, zu Herzen gehender Rede verteidigen und ihre Freisprechung erwirken.

Das denke ich mir herrlich!“ „Was du nicht alles denkst, kleine Frau! Sie wäre dir aber doch zu trocken, die Jurisprudenz; da muß man mehr von der Sache verstehen, als nur zu verteidigen.“ „Richter hätte ich nicht werden wollen, niemals; wie leicht kann man sich versehen und Unschuldige verurteilen! Dieser Gedanke würde mich nicht ruhen lassen.“ „Also, wo fangen wir an, kleine Frau? Beim römischen — oder beim Provinzialrecht?“ „Das muß ich mir noch überlegen, Bär; aber angefangen wird, ich muß geistige Nahrung haben. Hätten wir keine Kinder gehabt und du wärst ebenso verschlossen, so gleichgültig, so hart gegen mich gewesen . . ., ich wäre fortgegangen, Bär, ich hätte mich retten müssen!“ Mit einem Satz war er neben mir. „Du, du wärst fortgegangen? Sagst du das im Ernst?“ „Ja, im Ernst, Bär; denn ich will leben!“ „Und du hättest ein Leben ertragen, fern von mir?“ „Ich weiß es nicht; versucht hätte ich es; ich hätte gearbeitet — —.“ „Nun, und jetzt, kleine Frau?“ „Jetzt, — — — komm her, Bärchen, ganz nah, — jetzt könnte keine Macht der Welt mich von dir trennen; denn jetzt habe ich die Absicht, dir einen Sohn zu schenken!“ Er nahm mich in seine starken Arme und hob mich empor, an seine Brust, und er küßte mich, wie in den Tagen seiner ersten, heißen Leidenschaft. „Elfi!“ — Wie lange er mich nicht mehr Elfi genannt hatte. „Nicht so stürmisch, Bär.“ „Elfi!“ Ein Jubellaut war es. Langsam, behutsam ließ er mich zu Boden gleiten. „Nun sage, erzähle, wann wird es sein?“ „Im Herbst, zu Ernis Ge-

burtstag, glaube ich.“ „Warum hast du es mir nicht gleich gesagt? Weiß es sonst noch jemand?“ „Niemand. Wem sonst als dir könnte ich es zuerst verraten haben, mein süßes Geheimnis! Hast du dir einen Sohn gewünscht, Vär?“ „Ja, Elfi, einen Sohn, einen Erben meiner Geistesarbeit, ein frisches Reis am alten Stamm.“ „Aber Jurist wird er nicht, das sage ich dir.“ „Warum nicht?“ „Nein, Vär, das wünsche ich nicht; Schriftsteller soll er werden.“ Ich legte meinen Kopf an seine Schulter. „Siehst du, Värchen, in mir lebt so vieles, so eine ganze blühende Welt; ich kann es nur nicht zum Ausdruck bringen, und da denke ich, — da hoffe ich, — auf meinen Sohn wird das übergehen, er wird mein geistiger Erbe sein, er wird Bücher schreiben, die Leben in sich fassen — — und Leben wecken, — und die so rein sind, daß eine Frau sie lesen kann, — — ohne zu erröten. Bücher, in denen der Geist Gottes zu spüren ist. — Was für schöne, beseligende Träume das sind, Vär! Wenn unser Sohn da ist, dann fängt ein neues Leben für uns an, für uns beide, Vär, — denn, denn, — — Värchen, sei nicht böse, dann wirst du nicht mehr heftig und grausam sein; dein Sohn soll nie Zeuge davon sein dürfen, daß du seine Mutter mißachtend behandelst!“ „Habe ich das getan?“ „O ja, Vär, — — oft! — Und Erni wäre daran zugrunde gegangen. Er war eine zu feine, vornehme Natur, als daß er eine so rauhe Behandlung seiner Mutter oder seiner selbst vertragen hätte! — Ich — — ich habe Gott in mancher schweren Stunde gedankt, daß Erni dem

Kampf, der Verödung und der Bitterkeit des Lebens hier im Hause früh entnommen wurde!" Bär ging mit großen Schritten auf und ab. „Das sagst du, Elfi, — — und Erni war dein Liebling!" „Ja, das war er, ich leugne es nicht, ich habe ihn viel mehr geliebt als Muttering, — — aber ebendeshalb . . ." „Elfi, du übertreibst! Ich habe euch doch nicht schlecht behandelt?" Ich lächelte wehmütig. — — „Wozu die alten Schmerzen wachrufen? Mögen sie begraben sein, Bär, — laß sie ruhen. — Du hast nicht gewußt, was du tatest!" Wir schwiegen längere Zeit; endlich sagte ich stoßend: „Wenn es aber kein Sohn ist, Bär, sondern eine Tochter, wirst du mir dann nicht böse, wirst du dann nicht zu sehr enttäuscht sein --?" Er sah mich betroffen an. „Kein Sohn? Das wäre hart, kleine Frau! — Aber böse? Nein, du kannst ja nichts dafür, und", er wurde verlegen, — „ist es diesmal kein Sohn, so ist es das nächste Mal bestimmt einer!" Ich zupfte ihn am Bart. „Du törichter Bär, so lange hinaus denkst du schon!" Und dann haben wir geplaudert, zum erstenmal, seit wir verheiratet sind, geplaudert! Wie er aussehen, was für Augen er haben wird — und wie schön es für ihn wäre, wenn er bald ein Brüderchen bekäme, wie es für die Erziehung, für die Schule besser wäre; ach! so heimlich süßes Nestgeplauder. Draußen heulte der Wintersturm, und ätzend fuhr ein Windstoß durch den Kamin; an den Fensterläden rüttelte es, als wollten böse Geister hinein, in unser Haus; wir aber wehrten ihnen den Eingang, wir verschlossen Thür und Thor, — — —

wir wollten nur dem Frühling Haus und Herz  
öffnen. — — —

Dorpat, im März.

Ich suche die kleinen Täckchen und Hemdchen  
hervor und fange an, für unsern Sohn zu arbeiten.  
Abends sitzen wir so gemütlich, so traulich beieinander,  
und während ich an den zarten, duftigen, weiß und  
blauen Sächelchen hätle oder stricke, liest Vär mir  
aus Schopenhauer vor. Er ist verwundert, daß ich  
das meiste verstehe. Für wie einsätzig er mich doch  
gehalten hat. — Vär ist in Sonntagsstimmung, und  
es rührt mich, mit welcher Sorgfalt er mich umgibt, —  
wenn — er es nicht vergißt, daß er mich schonen will.  
Dazwischen hat er noch seine Brummtage, mit einemmal  
kann ein Mensch sich nicht ändern; aber er will sich  
ändern, und das gestaltet das ganze häusliche Leben  
neu! Ich bin gesund; Professor Meyer ist befriedigt,  
rät nur zur Vorsicht. Dazwischen erfährt mich eine  
unerklärliche Angst, als ob etwas Dunkles, Drohendes  
über mir hinge, etwas, was mich zerschmettern wird! —  
Ich sagte es Professor Meyer; doch beruhigte er mich  
und meinte, es sei körperlich, ich habe doch Spuren  
von der damaligen furchtbaren Erschütterung nach-  
behalten. — — Hin und wieder regt sich in der Natur  
ein Frühlingsahnen, — — und der Schnee schmilzt.  
Ich habe solche Sehnsucht nach dem Frühling, nach  
Verhejensjubel und frischem Grün; die Natur muß im  
Einflange stehen mit dem, was sich drinnen vollzieht, —  
in meiner Seele!

Seit unserer Rückfahrt, damals aus Werdenhof, behandelt Bär mich mit viel mehr Achtung, — nun, und jetzt erst! — Ob alle Männer so töricht sind? Leg und Theo wird gnädigst gestattet, jeden Sonntag zu Mittag bei uns zu sein und den Rest des Tages bei uns zu verleben. Seitdem liebe ich die Sonntage; sonst waren sie trostlos öde. Daß es noch so werden könnte, wer hätte das zu hoffen gewagt!? An Lena habe ich es geschrieben. Ich habe so unvernünftige Sehnsucht nach ihr. Wenn unser Junge größer ist, reise ich hin; Bär bringt mich hin, er hat es mir versprochen. Sie zu sehen, als Hausfrau, in ihrem Reich, sie bewundern als Königin, in einer Umgebung, die ihrer würdig ist, teilzuhaben an ihrem Glück: o meine Lena, wie schön das sein wird!

Für den Sommer gehen wir nach Conten; darauf freue ich mich wie ein Kind! Bär wollte anfangs nicht, mein dummer Bär; ich glaube wirklich, er kann die alberne Eifersucht auf Theo und Leg noch immer nicht überwinden: „Diese Laffen immerfort um dich herumtanzen zu sehen, das ist mir geradezu schrecklich,“ sagt er. Wie Bär es fertig bringt, noch immer auf diese Jungen eifersüchtig zu sein, jetzt, wo er sie kennt und sieht, wes Geistes Kinder sie sind, das fasse ich nicht! Ich habe ein ganz mütterliches Gefühl ihnen gegenüber, schelte und tadle, wo ich es für nötig halte, und sie nehmen das freundlich hin, ohne sich darüber zu ärgern. Theo ist ein reizender Mensch; er hat Tante Elisabeths Charakter und ihr ruhiges besonnenes Wesen; Leg dagegen macht mir Sorge, er spielt! Spielt

Hazard trotz meiner Bitten und Ermahnungen! — „Alle tun es, liebwerteste Base! Ich weiß, wie weit ich gehen kann, — sei also ganz ruhig. Diesen kleinen Nervenkitzel muß ich nun mal haben; sonst ist das Leben hier zu unerträglich eintönig.“ „Dex, es ist ein Unrecht, was du begehst. Manch älterer und besonnener Mensch hat sich durch den Spielteufel fortreißen lassen; die Grenze ist schwer einzuhalten, glaube mir. Spiele nicht mehr Hazard, denke an deine Mutter!“ „Na höre mal, Elfi, du tußt ja, als wäre es ein Verbrechen, zu spielen! Das ist es nicht, *sacre bleu*; Damen haben nur eine so übertriebene Vorstellung vom Hazardspiel. Selbst spielen sie mit sich und ihrem Leben *va banque*, — wie oft sogar! Nur muß da immer der Pfaff dabei sein . . . das ist so Frauenlogik.“ Ich dachte an Onkel Erich, und ich wurde traurig. „Dex, manch schönes, vielversprechendes Leben ist schon dem Spielteufel zum Opfer gefallen; laß ab vom Spiel! Du bist jung und leidenschaftlich, wie leicht, wie leicht kannst du dich fortreißen lassen, — kannst zu weit gehen.“ — — Er kniete vor mir nieder und küßte meine Hand: „Dir zuliebe, schönste Frau, wäre ich fast imstande, sogar dem einzigen Vergnügen in diesem trostlos langweiligen Erdenwinkel zu entsagen, aber versprechen kann ich es dir noch nicht, das gleich zu tun; denn ich habe die merkwürdige Gewohnheit, mein Wort zu halten! Luther hat einst gesagt: Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang, der bleibt ein Narr sein Leben lang. — Ersteres beides laß ich gelten, denn ohne Sekt und süße Frauenminne



lohnt es nicht, auch nur einen Tag zu leben! Da die Gabe des Gefanges mir jedoch von neidischen Göttern versagt ward, nehme ich das Spiel als Entgelt! Ich bedarf dieser Anregung; sonst, holdbeste Elfenkönigin, fühle ich nicht, daß ich überhaupt lebe, und ginge vor Langeweile an dieser gähnenden Ode, die sich ‚Studentenleben‘ in Dorpat benamset, elend zugrunde!“ Vär war unbemerkt dazugetreten. „Heinrich der Vierte in Kanossa,“ sagte Veg, indem er sich würdevoll aus seiner knienden Stellung erhob. „Ist Ihnen diese kleine Episode noch erinnerlich, Professor Walden?“ — — —

Vena schreibt oft, fast jede Woche und — wenn das überhaupt möglich wäre! — jedesmal noch glücklicher. Sie sind seit kurzem im eigenen Heim und haben von ihrer Reise viel schöne, nützliche Sachen mitgebracht. Das Haus, ein großes altes Landhaus, ist Venas Entzücken; sie beschreibt es mir so genau, daß es mir vorkommt, als hätte ich an Venas Hand die geschmackvoll eingerichteten Räume durchschritten. In ihrem Wohnzimmer hat sie einige wertvolle Ölgemälde, eines davon ein Hochzeitsgeschenk ihrer Lady, — darum könnte ich sie fast beneiden. Wenn ich einmal das große Loß gewinne, kaufe ich mir einen echten Bäcklin. Seit ich auf der Rückreise von Glast in der Nationalgalerie in Berlin war und dort die Bäcklin'schen Bilder gesehen und studiert habe, ist mir erst das Verständnis für Malerei aufgegangen. Wie reich das Leben ist, — da draußen, — wie schön! Wo die Künste gepflegt werden und immer Neues schöpferisch

entsteht. Wir dagegen in unserem abgesehenen Erdenwinkel, wir ahnen kaum, was Kunst ist. Wir können alt und kalt werden, ohne von diesem heiligen Feuer angestrahlt, erwärmt worden zu sein. Nach Italien zu kommen, nach Rom, auf historischem Boden zu stehen, wo jedes bröckelnde Marmorstückchen seine Geschichte hat, umgeben zu werden von der Luft, die einst um Dichter-, Künstler- und Siegerstirnen wehte, — und dann nach Neapel, in dies Paradies von Schönheit, von Poesie, — wie muß das sein! Lena hat das alles genossen und wie genossen! Abends, wenn sie schönheits- und glückestrunknen in ihre behaglichen, elegant ausgestatteten Zimmer zurückkamen, dann saßen sie noch lange, eng aneinandergeschmiegt, und tauschten die Eindrücke des Tages aus, während die weiche südliche Luft durch die geöffneten Fenster zu ihnen hereindrang, — düsteschwer . . . . . Lena wurde poetisch in ihren Schilderungen. Ich lächelte und schüttelte verwundert den Kopf: wie das Glück die Menschen verändert. Ob ich auch anders geworden wäre? Ob ich in der Sonne bleibe, ob ich auch einst in die Schönheit hinaus darf, — ins weite, weite Leben? — Wenn Muttering erwachsen ist, vielleicht . . . Mit seiner Tochter reisen, ihrem freudig erstaunten Blick die schöne Welt weisen, — muß das herrlich sein!

Schwägerin Klothilde hat mir neulich eine Strafpredigt gehalten, weil ich etwas derartiges aussprach (mein Gott, was versteht Klothilde von Schönheit?!). „Ja, siehst du, liebe Erna, darum sind die jungen Frauen jetzt nicht mehr befriedigt, nicht mehr glücklich,

weil sie im Auslande gewesen sind und sich einbilden, darum klüger zu sein als unsereins! Ob man da Hunderte von Bildern gesehen hat und so viel Städte und Berge dazu, das ist doch einerlei, davon kann kein Mensch etwas profitieren. Würden die vielen Maler lieber Doktoren, Apotheker oder Beamte werden, anstatt ihre kostbare Zeit mit Pinseln totzuschlagen, dann hätte das Land, hätte die Menschheit was davon. So aber? Sie führen einen mehr als lockeren Lebenswandel, heiraten oft gar nicht oder zu spät oder unpassend und verschleudern das schöne Geld, was sie verdienen und den verdienstvolleren, hart arbeitenden Männern entziehen. Habe ich nicht recht, Augustchen?"

Bär nickte gedankenvoll: „In gewissem Sinne wohl. Seit Erna im Auslande gewesen ist, hat sie manche der neuen Ideen angenommen, die mir, offen gestanden, ein Greuel sind, und — es zieht sie hinaus; das ist das Dumme, was, kleine Frau?“

Ich lachte, aber ich war verlezt. „Sei ruhig, Bärchen, ich folge diesem Zuge doch erst, wenn Muttering erwachsen ist, — dann aber bestimmt!“

„Nun und der geplante Besuch bei Vena, wird der auch so lange verschoben werden?“

„Der, nein, der natürlich nicht! Das hast du mir doch schon heilig versprochen.“

„Ja, ja, kleine Frau, und halten werde ich mein Versprechen, trotz der Befürchtung, — —“

„Daß ich dort verdorben werde? Nie, mein Bärchen, da kannst du ruhig sein. Zudem begleitest du mich ja und kannst mit deiner oft erprobten Energie den schädlichen Einflüssen des Auslandes entgegenwirken.“

Schwägerin Klothilde zuckte

mit den Schultern: „Ich sage immer: ‚Bleibe im Lande und verschmaddere nicht das schöne Geld fürs Reisen‘. Was hat man im Grunde davon? Gar nichts. Aber es gehört nun einmal zum guten Ton, es ist modern, man muß über Bilder und über die Schweiz sprechen können. Die Schneeberge, wie wunderschön! Um das zu sehen, dazu steigt man mit der größten Mühe stundenlang hinauf, und hier, wo der Schnee im Winter fußhoch liegt, sieht ihn keiner an, und keiner begeistert sich dafür. Schnee bleibt Schnee, ob ich ihn in Dorpat oder auf dem Montblanc sehe. Ich sage, Augustchen, die Welt wird verdrehter mit jedem Tage, und wer sich nicht mitdreht, der wird über die Schulter angesehen.“ Ich lachte hellauf. „Aber liebe, verehrte Frau Schwägerin, das stimmt nicht ganz mit dem überein, was sich auch im Schoße eurer Familie zgetragen. Wer hat mit — ich möchte beinahe sagen ‚schwärmerischem‘ — Entzücken vorigen Herbst von Rudes Reiseindrücken berichtet; wer gab einen Kaffee nach dem andern zu Ehren der vielen Photographien, die besagter Schwager Rude auf seiner Reise angefertigt und die in der That sehr hübsch waren?“ „Ja, liebe Erna, das ist doch etwas ganz anderes. Unsere Männer müssen dazwischen in andere Luft; sie haben das Recht dazu, sie verdienen, sie plagen sich für uns, sie müssen sich ausspannen. Außerdem hat Rude, wie du weißt, in Wien einen Ferienkursus besucht, was ihm für seine Praxis nützlich ist. Daß Hausfrauen und Mütter durchaus Zerstreung, und wer weiß, was alles, brauchen, finde ich einfach unmoralisch. Wo hat man früher je

davon gehört? Und da waren die Frauen glücklich, während jetzt — —. Nun, ich will diesen delikaten Punkt lieber nicht weiter berühren, ich weiß nur, daß ich meinem Mann niemals sein sauer verdientes Geld auslutschen würde, um in Berlin in die Galerien zu laufen; ich bin für ihn, Gott sei Dank, auch ohnedem klug genug.“ Nach diesem mit großem Aplomb ausgespielten Trumpf erhob sich Frau Doktor Klothilde Berg, verabschiedete sich und warf Augustchen noch im Fortgehen einen mitleidigen Blick zu.

Bär kaute an den Spitzen seines Schnurrbarts und ging bröhnenden Schrittes einigemal durchs Zimmer. Früher hätte ich geschwiegen und meinen Ärger still hinuntergeschluckt; jetzt brauchte ich das gottlob nicht mehr, jetzt durfte ich mir schon ein offenes Wort erlauben. Ich stand auf und legte meinen Arm in den meines Bären: „Nun, Bär, was sagst du nun? Jetzt wissen wir, wie eine gute, edle baltische Frau und Mutter sein muß, die Musterfrau — was?“ Bär seufzte: „Ich weiß nicht, wie es kommt, sollte ich mich so verändert haben? Früher war Klothilde für mich das Vorbild der Frau.“ „Dein Ideal, Bärchen? — — Und dann hast du mich geheiratet? Wie kann man nur seinen Idealen so untreu werden? Kein Wunder, wenn sich das rächt.“ Ich lachte, aber es klang scharf und bitter! Diese Klothilde wirkt geradezu schlecht auf mich, sie verdirbt meinen Charakter. Bär nahm mich in seine Arme und streichelte mit ungelenker, täppischer Hand mein Haar; das hatte er noch nie getan. Seine Stimme klang seltsam weich, als er

sagte: „Meine kleine Elfi, ahnst du denn noch immer nicht, was du mir bist? Ich bin ein verschlossener Mensch, ich finde selten Worte für mein tiefes Fühlen, aber du mußt es doch wissen, daß du mit jedem Tage mehr den Inhalt meines Lebens ausmachst, — ohne dich ist mir kein Leben denkbar.“ „Bär!“ Ich jubelte laut auf, ich lachte und weinte. Also war es doch endlich gekommen, das Glück! „Bärchen, was du da sagst, danach habe ich mich gesehnt mit dürstender Seele all die Jahre lang. Ich hätte verschmachten können, Bär . . .“ „Sage das nicht, kleine Frau, ich mit meiner großen Liebe kann deinen brennendsten Durst stillen.“ Wir setzten uns aufs Sofa; er hatte den starken Arm um mich gelegt; ich schmiegte mich an ihn, so dicht, so fest, und ich konnte kein Wort sagen vor überströmendem Glücksgefühl. — — —

Nach dem leuchtenden Sonnenschein kam Sturm und böse Zeit. Ich weiß nicht, warum es sein muß, daß mein Lebensweg so uneben und steinig ist, so oft an Abgründen entlang führt. Andere ziehen ebene Straßen leichten und sicheren Fußes und frohen Herzens. Am Wege blüht es, und die Erde lacht. Ich dagegen — — —. Wir saßen eines schönen Morgens am Kaffeetisch und plauderten, da wurde die Morgenpost gebracht; ein dicker Brief von Erich war dabei, den ich mit schnellem Griff erfaßte. Sonst hat Bär die häßliche Gewohnheit, alle meine Briefe zuerst zu lesen! Wie sehr ich ihn auch gebeten habe, es nicht zu tun, er bleibt dabei und will es nicht einsehen, wie peinlich es sowohl für mich wie auch

für meine Korrespondenten ist. Die Briefe sind doch für mich bestimmt und nicht für ihn. Es gibt tausend Dinge, die man mit einer Freundin oder einer sonst nahestehenden Person bespricht, die, ohne gerade Geheimnisse zu sein, doch nur für die Betreffenden von Wert und Interesse sind, und die man nicht gern Unbetheiligten erzählt. Vär läßt das nicht gelten. Eine Frau darf ihrem Manne nichts verschweigen, sagt er; sie darf mit niemand Dinge besprechen, die sie ihm nicht sagen kann! „Aber Värchen, die andern Menschen wollen dich nicht in ihr Seelenleben, in ihr Innerstes blicken lassen; du bist ihnen, wie z. B. Erich, ein total Fremder; es kommt mir wie eine Indiskretion vor, wenn du das liesest, was für mich allein bestimmt war.“ „Kann und werde ich nicht einsehen. Der Mann steht der Frau am nächsten; alle anderen kommen erst in zweiter oder dritter Linie in Betracht. Niemand darf sich mit seinen Angelegenheiten an eine verheiratete Frau wenden, wenn der Mann nichts davon erfahren soll.“ „Deine Briefe darf ich aber nie lesen.“ „Das wäre auch die rechte Höhe! Frauen müssen mit dem zufrieden sein, was der Mann ihnen aus seinem Leben mittheilen will; ein Recht, es zu verlangen, gestehe ich ihnen nicht zu. Meine Briefe sind außerdem meist geschäftlicher Natur, gehen dich also ganz und gar nichts an.“ „Värchen, ich trage ja auch gar kein Verlangen danach, dir den ungetrübten Alleingenuß deiner Korrespondenz zu schmälern. Keine Frau außer mir würde es sich aber gefallen lassen, daß ihre Briefe von ihrem Manne geöffnet und zuerst

gelesen werden! Die meisten würden darin wie ich einen Mißbrauch der eheherrlichen Gewalt sehen, und — was mich kränkt, ja verletzt, — es liegt doch darin ein unberechtigtes Mißtrauen. Ich habe, weiß Gott, keine Geheimnisse; mein Leben liegt vor dir wie ein aufgeschlagenes Buch. Ich könnte dir, wenn ich es auch wollte, nichts verheimlichen, das weißt du sehr gut; warum also dies unausrottbare Mißtrauen?“ „Du mußt mich schon so verbrauchen, wie ich bin, kleine Frau. Es mag schlecht oder gut sein, darüber wollen wir nicht streiten, aber lesen werde ich alle an dich gerichteten Briefe wie bisher; daran kann kein Gott und kein Engel noch Teufel etwas ändern.“ „Ob ihr Männer dann nicht ein neues Gesetzbuch schreibt, das für die Frauen allein Gültigkeit und Bezug hat. Bis jetzt herrscht doch einerlei Recht. Ob ein Mann oder eine Frau stiehlt, betrügt oder mordet, gilt vor dem Gesetz gleich; sie werden nach der Größe ihrer Schuld verurteilt und bestraft.“ „Komme mir nicht mit solchem Unsinn; davon verstehst du so viel wie die Kuh vom Sonntag.“ — Ich schwieg; was sollte ich anders tun? Bär kann knüppelgrob werden . . . Damit war die Brieffrage seiner Ansicht nach ein für allemal erledigt. So oft ich einen schüchternen Versuch wagte, ihn umzustimmen, mißlang er regelmäßig und endete meist mit einem Zornausbruch seinerseits in wuchtigen plumpen Redensarten. Damit macht Bär mich mundtot. An so etwas bin ich nicht gewöhnt und werde mich nie daran gewöhnen, wenn ich auch hundert Jahr alt würde. — — — Ich war daher seelenfroh,



daß ich die Post diesmal selbst empfing und den Brief von Erich zuerst lesen konnte. Es war ein langer Brief, 16 engbeschriebene Seiten. Ganz der alte Erich. Ich hatte das Gefühl, als wären wir zu Hause beim Kleinen und als plaudere Erich mit mir. Er erzählte von seinem Leben, von Tante Lottchen, beschrieb einige Gesellschaften, die er mitgemacht, so drastisch, wie eben nur Erich es kann, so humorvoll, daß ich öfters hellauf lachen mußte. Zum Schluß schrieb er: „Meine süße kleine Elfi, ich bin viel beruhigter seit Lenas und Deinem letzten Brief; ich kenne Dich und weiß, was Du gelitten. Was ich noch vom Schickjal erbitte, ist Dein Glück, Elfi. Erziehe Deine Tochter so, daß sie Dir gleicht. — Ist Dir das gelungen, so komme ich und werbe um sie . . . es lohnt sich, dafür zu leben. Einen Teil von Dir an mein Herz nehmen dürfen, Elfi, süße, traute Kindheitsgespielin, das würde mir eine zweite Jugend herbeizaubern . . .“ — Ich hatte nicht bemerkt, daß Vär das Zimmer verlassen hatte; seine Stimme weckte mich aus meiner Versunkenheit. Er stand in Paletot und Hut an der Thür, zum Ausgehen bereit. Ich sprang schuldbewußt auf; ich hatte ihm nicht einmal die zweite Tasse Kaffee eingegossen, das fiel mir jetzt erst ein, und eine heiße Röte stieg mir in die Wangen. „Värchen, verzeih! Hast du auch deine zweite Tasse Kaffee getrunken? Was für eine gedankenlose Frau du hast.“ Ich schmiegte mich an seinen Arm. „Verzeih, Värchen, willst du?!“ „Wird mir wohl nichts anderes übrig bleiben.“ Er lachte, aber es klang gezwungen. „Daraus

20 v. Meerfeldt-Hüllessem, Elfi.

geht nun für groß und klein die weise Lehr' herfür,  
daß man seiner Frau nie erlauben darf, Briefe von  
Jugendfreunden am Kaffeetisch zu lesen. Ich bin  
ordentlich gespannt auf diesen interessanten Brief,  
dessen Lektüre ich mir auf den Nachmittag versparen  
muß. Deinen Kaffee hast du ganz darüber vergessen,  
kleine Frau, und —“, er sah mich prüfend mit dem  
Blick an, den ich gar nicht an ihm liebe, „du hast rote  
Wangen, und deine Augen strahlen förmlich.“ Ich  
erröthete noch mehr, und das ärgerte mich. „Natürlich  
freut es mich, einen so lieben Brief zu bekommen;  
Erich hat mir selten geschrieben.“ „Natürlich! Nun,  
wir wollen ja sehen, was der berühmte Erich schreibt.  
Adieu, kleine Frau, ich habe mich so schon verspätet.“  
Ich begleitete Vär ins Vorzimmer; dann stellte ich  
mich ans Fenster und sah ihm nach, wie er mit seinem  
langen energischen Schritt die Straße hinunterging.  
Einmal kehrte er sich um und winkte mir freundlich  
zu. — — Das Blut wich aus meinen Wangen zum  
Herzen zurück, ein Schwindel überfiel mich, ich preßte  
die Hand aufs Herz; was war es, warum dies bange  
Klopfen, diese unbestimmte, furchtbare Angst? Erich's  
Brief konnte ich Vär nicht zu lesen geben, das stand  
fest; denn dann war Erich's Herzensgeheimnis verraten,  
und das durfte nicht sein, das hätte einen Vertrauens-  
bruch bedeutet. Was aber tun? Seine Eifersucht  
lohte auf, das hatte ich gesehen, und ach, mein Gott!  
dann war Vär unberechenbar. Ich legte mich auf  
den Divan und versuchte zu beten: „Hilf mir, Gott,  
das Rechte tun . . .“ Da wurde es still und fröhlich

in mir. Ich würde Vär ganz offen sagen: „Liebes Värchen, es stehen keine Geheimnisse in Erichs Brief, aber es wäre ihm peinlich, wenn du ihn lesen würdest; bitte, tue es daher nicht! Du weißt, ich bin sehr diskret und ehre das Vertrauen, das man mir schenkt.“ Damit würde Vär sich beruhigen. Ich besorgte die Wirtschaft, setzte mich dann an den Schreibtisch und schrieb einen langen Brief an Erich; so recht froh und glücklich war mir ums Herz, so leicht und frei. Ich plauderte mit ihm wie sonst, erzählte von unseren gemütlichen Abenden, und wie klug ich durch Värs Belehrungen geworden, so klug, daß selbst Erich vor mir Respekt haben müßte! Ich nannte ihm die Bücher, die wir zusammen gelesen, ich sprach von Lena und ihrem Glück, und zuletzt sagte ich, wie ich mir alle Mühe geben würde, eine zweite Elfi aus Muttering zu machen, weil ich ihn gar zu gern zum Schwiegersohne haben möchte, — daß er sich dann aber sehr gut konservieren müsse, denn — „liebster Erich, einem Mummelgreis gebe ich meine Tochter nicht! Der Gedanke hat eine unwiderstehliche Komik: ich die Schwiegermutter von Erich! Das muß ich Vär erzählen . . . Damit begab ich mich mit meinen kleinen Mädchen auf unseren täglichen Spaziergang. Muttering trug den Brief an Erich; sie betrachtet es als ihr gutes Recht, alle meine Briefe zum Postkasten zu tragen, und ist nur bekümmert darüber, daß sie noch nicht groß genug ist, sie auch selbst hineinstecken zu können. Jedesmal fragt sie dabei ganz ernsthaft: „Mama, bin ich heute schon etwas größer?“ „Ich hoffe, ja.“

„Sieh ordentlich zu, Mammi!“ Und dann reckt sie sich in die Höhe, den Brief in der hoherhobenen Hand. „Bald werde ich groß genug sein, nicht, Mammi?“ „Ja, mein Süßes, du bist bald meine große vernünftige Tochter.“ Darauf nickt sie zufrieden, sieht freundlich zu Dori hinab, die ein gutes Stück kleiner ist, und sagt ermutigend: „Dori, stehe jeden Tag auf den Fußspitzen, dann wirst du bald ebenso groß sein wie ich! Weißt du, Mammi, das tue ich viele mal; darum wachse ich auch. Ich liebe nicht kleine Menschen!“ Wir plauderten so fröhlich, berieten ernsthaft, welche Puppen wir nach Sonten mitnehmen und welche Kleider wir ihnen für die Reise anziehen wollten. Ich fange nämlich jetzt erst an, zu begreifen, wie erzieherisch es für Mädchen ist, mit Puppen zu spielen. Als Kind habe ich es nicht besonders geliebt; Erich lachte mich aus, versteckte meine Puppen oder kleidete sie verkehrt an, und Vena war den Kinderspielen schon entwachsen, als sie zu uns kam. Nur zuweilen, wenn Erich sehr milde gestimmt war, wurden die Puppen in corpore hervorgeholt, mit ihrem besten Putz angetan und Hochzeit gespielt, wobei Erich stets die Rolle des Pastors übernahm. Wenn ich an diese Traureden denke, muß ich noch heute lachen; dabei konnte selbst Vena nicht ernst bleiben . . . O, du Jugendzeit! — — —

Ich hatte meine dumme Angst ganz überwunden, als Vär nach Hause kam, und die kleinen Mädchen erzählten ihm bei Tisch von unserem Spaziergange. Er war in Gewitterstimmung, als er kam, das merkte

ich; aber allmählich verzogen sich die Wolken, und er ging auf das Geplauder der Kinder ein. „Weißt du, Pappi, ich bin schon bald so groß, daß ich Mammis Briefe in den Postkasten stecken kann. Wenn wir aus Sonten zurückkommen, dann kann ich es, und dann gehe ich ganz allein hin, nicht, Pappi?“ „Hast du denn heute auch einen Brief von Mammi mitgenommen?“ „Ja, einen ganz, ganz dicken für Onkel Erich. Ich habe ihm auch geschrieben, und Mammi sagt —.“ Bär stand auf, schob seinen Stuhl mit einem heftigen Ruck zurück und sagte kurz: „Bringe mir Erichs Brief, Erna. Ich gehe mir unterdes eine Zigarre holen.“ „Nein, Pappi, was fällt dir ein, das tue ich doch jeden Tag.“ Unsanft schob Bär das Kind zur Seite: „Gehorchen sollst du, marsch ins Kinderzimmer, hörst du.“ Muttering sah ihm furchtlos in die Augen. Wie ich das Kind um diesen Mut beneide! Dann sagte sie kurz: „Morgen bringe ich dir keine Zigarre! Komm, Dori.“

Ich ging wankenden Schrittes an meinen Schreibtisch; da lag er, der verhängnisvolle Brief. Was sollte ich tun? Kurz entschlossen ergriff ich ihn und zerriß ihn in kleine Stücke. Ich hörte Bär kommen; mein Herz klopfte zum Berspringen; was würde geschehen? Mochte sein Born sich nun über mein Haupt entladen, Erichs Vertrauen hatte ich nicht getäuscht, war nicht aus Feigheit indiskret gewesen. Mit zwei Schritten stand er neben mir, sah die Briefsegen, stieß einen unartikulierten Laut aus und packte mich dann an beiden Handgelenken; sein Gesicht war entstellt, ja

verzerrt. Mit dem Mut der Verzweiflung sah ich ihm in die Augen. Er, der mich kennen mußte, wie niemand sonst auf der Welt, er mußte in meinen Augen lesen können. Weder ihm noch jemand anders hätte ich frei ins Auge blicken können mit einer Schuld, einem Verrat auf dem Herzen! Ein Verrat an Erich wäre es jedoch gewesen, hätte ich Bär seinen Brief gegeben . . . Bär hielt meine Handgelenke fest wie in einem Schraubstock; die Wut, die Leidenschaft, die wahnsinnige, ihn ganz der Besinnung beraubende Eifersucht lähmten seine Zunge; — endlich stieß er ein Wort hervor, mehr einem Gebrülle ähnlich: „Dirne!“ Ich blieb ruhig stehen; ich glaube, ich lächelte sogar; ich war nicht hier, ich war weit, weit weg. Ein Brausen drang an mein Ohr wie fernes Meeresrauschen, es kam immer näher und näher. „Nun wird mir alles klar. Ich Thor, und ich glaubte dir! Darum also kam der saubere Herr Better, — der Jugendfreund! — in meiner Abwesenheit und verdunstete sofort, als ich wiederkam, als ich mein enteehrtes Haus betrat!“ „Bär!“ Ich schrie es laut, wie ein Mensch in Todesnot. Die schwarzen Wogen rauschten unheilbringend heran, der Sturm kam und peitschte das wilderregte Wasser; ich sank, sank, der Atem stockte, — noch ein Herzschlag in wilder Angst — — —.

Wann ich ins Leben zurückkam, ich weiß es nicht. Barer Stunden, Tage oder Monate vergangen?

Onkel Delius saß an meinem Bett und fühlte mir den Puls; das Fenster war verhängen, durch eine

Niße drang heller Sonnenschein. Ich öffnete die Augen, ganz langsam und neugierig. War das noch dieselbe Welt? Mein Herz begann zu klopfen, in seltsam dumpfen Schlägen. Ich schloß die Augen wieder; ich war so seltsam müde . . . . Schlafen, schlafen, — für immer . . . Plötzlich fuhr ich auf; ich saß im Bett: „Onkelchen, wo ist das Kind?“ Er legte mich sanft in die Kissen zurück. „Ihr Kind, Frau Elsi? Das träumt noch unter dem Lotusblatt. Wenn die Störche im August fortfliegen, schicken sie wohl einen damit zurück; der bringt es Ihnen dann sicher ins Haus.“ Ich hielt seine Hand fest und schloß die Augen. Ich dachte nichts weiter, ich war ganz ruhig: „Mein Kind.“ Träne auf Träne drang unter den geschlossenen Lidern hervor. „Mein Sohn“. Ich faltete die Hände. — Plötzlich ein schneller Schritt, die Thür wird vorsichtig geöffnet, — ist er das wirklich, mein Vär? Gramdurchfurcht, blaß, verstört. Onkel Delius nickt mir zu und geht. Vär kommt mit zögernden Schritten näher; seine Brust leuchtet, der Angstschweiß tritt ihm auf die Stirn. Ich breite die Arme nach ihm aus. „Vär.“ Da stürzt er an meinem Bett nieder, legt den Kopf in meine Hände und schluchzt. — „Vär.“ Ich streichle sanft sein Haar . . .

Zwei Wochen später.

Muttering leitet das Hauswesen; sie trägt die Schlüssel in einem kleinen Körbchen überall mit sich herum, und wir besprechen sehr ernsthaft die Tagesarbeit für die Mädchen. Muttering ist unerbittlich,

wenn sie einmal etwas will; ich folge mich unbedingt, und sie sagt das als selbstverständlich auf. „Mammi, du wirst jetzt ein Ei und Wein bekommen und zwei Butterbröte, und du wirst alles aufessen.“ Ich esse wirklich alles auf, obgleich es mir manchmal schwer wird. Muttering sitzt dabei und sieht zu. „Mammi, helfe ich dir, mache ich alles, wie du es liebste?“ „Ja, mein Liebling.“ Sie nickt zufrieden. „Du kriegst schon rosa Wangen, Mammi; bald bist du ganz gesund.“ „Mit Gottes Hilfe, mein Süßes.“ Sie kniet an meinem Bett und sieht mich mit ihren ernstesten Augen an. „Wir haben dich gesund gebetet, Dori und ich, Mammi, das weiß ich, und —“, sie flüstert geheimnisvoll, — „wie du sehr krank warst, da hat Pappi einmal ganz lange an deinem Bett gekniet und gebetet, und da bin ich zu ihm gegangen und habe ihm einen Kuß gegeben und ihm ganz leise die Geschichte erzählt, wie Jesus das kleine Mädchen auferweckt hat, das schon ganz tot war; weißt du? Und da hat Pappi mich auf den Schoß genommen und hat gesagt: ‚Sterben darf sie nicht! Muttering, sie wird doch nicht sterben?‘ Und er hat geweint. ‚Kusch, kusch, Pappi,‘ habe ich gesagt, ‚wenn du nie mehr schreiest, wird dir der liebe Gott diesmal verzeihen.“ Ich beugte meinen Kopf auf das Lodenhaupt vor mir. O hilf mir demütig werden, — Herr mein Gott . . .

Onkel Heinrich ist hier. Warum er gekommen ist, wird nicht verraten; aber es ist gut, daß er da ist; ein frischer Lusthauch weht seitdem durchs Haus. Der Winter ist vorbei, die Blumen kommen hervor. Un-



angemeldet erschien er eines schönen Tages, — ich machte gerade meine ersten Gehversuche unter Mutterings strenger Kontrolle. Er nahm mich in die Arme; wir lachten beide, und dabei rollten uns die Tränen aus den Augen. „Kind, Elfi, was machst du für Geschichten? Darf eine alte Frau sich solche Dummheiten erlauben? Dies Dorpat hat eine scheußliche Luft; fort mußt du, heraus aus dieser dumpfen Atmosphäre! Ich lasse nicht nach, ich nehme dich jetzt gleich mit nach Sonten, — und wenn ich mich mit deinem Bären deswegen schießen müßte.“ Ich lachte, zum erstenmal seit meiner „Dummheit“. Wie sonderbar es mir selbst klang; konnte ich denn überhaupt noch lachen?!

„Willst du mitkommen, Elfenkind? Dein alter Onkel trägt dich auf seinen Armen hin!“ Ich barg mein Gesicht an Onkel Heinrichs Brust und weinte mich aus. „Ja, ich will, Onkelschen; ich fühle selbst, daß ich muß.“ „Abgemacht! Und wann können wir losgondeln?“ „In zwei Tagen.“ „Prächtig.“ Onkel Heinrich rieb sich vergnügt die Hände. „Noch heute wird telegraphiert: Macht alles fertig, Elfi kommt! usw.“ Muttering stand dabei und sagte mit gewohnter Entschiedenheit: „Gut, ich fange gleich an zu packen.“ Onkel Heinrich hob sie in die Höhe: „Du gefällst mir, bist ein verteuftelt resolutes Mädcl. Kommst du gern zu Onkel Heinrich?“ Mutterings Augen strahlten: „Ja, sehr gern. Du hast Kälbchen und kleine Ferkel; die habe ich noch nie gesehn. Und sie“, ernsthaft werdend und auf mich deutend, „muß zu dir. Onkel Professor sagt es auch.“

Onkel Heinrich saß neben mir; er hatte den Arm schützend um mich gelegt, und ich schmiegte mich an ihn. Er plauderte, und ich hörte zu. Wie gut das tat! Ich kam zögernden Schrittes ins Leben zurück. Der lange einsame Weg verschwand vor meinen Blicken, das Dunkel erhellte sich. Grüne schwanke Birkenzweige bogen sich im warmen Lenzhauch, und sie dufteten, wenn die Sonne darauf schien, — o, wie sie dufteten! Stunde auf Stunde verrann; wir merkten es kaum . . . Der Abend brach schon herein, da stand Bär auf der Schwelle des Zimmers. Ich sprang auf und lief ihm entgegen; seine Augen leuchteten in tiefer, inniger Bärtlichkeit. Er beugte sich zu mir herab und flüsterte weich: „Gottlob, die kleine Frau läuft wieder. Ist sie so froh, ihren Mann zu verlassen?“ „Ja, Bärchen, herzensfroh; denn sie will ihm einen gesunden, kräftigen Sohn schenken.“ Da nahm er mich in die Arme, und ich fühlte, fühlte zum ersten Male, wie sehr er mich liebte. — — —

Mein liebes Tagebuch, sage selbst, ist Elfi Walden nicht eine kuriose Frau? — — Ich werde nicht mehr klug aus ihr! — — Sie sollte froh, zufrieden, glücklich sein, nun sie nach ihrem geliebten Conten kann, — — und sie geht in Abschiedsstimmung einher, ordnet ihren Nachlaß, — ja, so sagt sie vor sich hin! — schreibt lange Briefe an Vena, Erich und Tante Dottchen, läuft dann zu ihrem Bären in dessen Schreibzimmer und küßt ihn. Wie lange wird er mich noch haben, mein Bär, und er hat mich so nötig, jetzt weiß und fühle ich das erst so recht, und ich möchte wirklich lieber

nicht gleich nach Sonten, sondern erst später, wenn er mitkommen kann. Aber Onkel Heinrich läßt nicht locker: „Unsinn, Elfenkind! Ich kenne das. Raum drehe ich den Rücken, so sind die guten Vorsätze überm Haufen, und es wird in Dorpat fortgeschnäbelt.“ Einen Tag nach dem anderen muß er zugeben, und er tut es, ohne zu murren, obgleich seine Wirtschaft zu Hause „rein zum Teivel geht“, wie er sagt. Ich kann mit Einpacken und Ordnen nicht fertig werden; meine sonstige Leistungsfähigkeit habe ich nicht wiedererlangt. Ob das wohl je der Fall sein wird? Ich leide so an Herzklopfen, — sollte ich am Ende — — —? Doch nein, Professor Meyer sagt, das hänge mit meinem Zustande zusammen. Ich bin auch schon viel kräftiger, und Vär ist wahrhaft rührend; er möchte mich auf den Händen tragen; er hilft mir sogar beim Packen! Gestern ordnete ich meinen Bücherschrank, d. h. Vär tat es; ich saß dabei und dirigierte ihn. Onkel Heinrich war auch mit dabei: „Elfi, Kind, nimm doch nicht die vielen Schmöcker mit, laß die ganze Gelehrsamkeit hübsch im Schrank! Bei uns sollst du Natur kneipen, essen, ruhen, dich verwöhnen lassen, aber weder lesen noch denken!“ Ich lächelte. „Das ist ein gutes Rezept! Nein, Onkelchen, das bringe ich nicht fertig; ohne geistige Nahrung kann ich nicht leben.“ „Sieh, sieh, was Sie für eine Gelehrte aus diesem meinem Elfschen gemacht haben, mein Herr Professor! — Was, Shakespeare? Damit bleibe mir vom Leibe!“ Er blätterte in dem Bande. „Othello? Hu, da läuft einem 'ne Gänsehaut über'n Rücken. Ein scheußliches Stück,

wahrhaftig scheußlich. Wenn das jemand anders als der berühmte Shakespeare geschrieben hätte, kein Mensch würde es lesen! Wurde voriges Jahr in Mitau in der Johanniszeit gegeben: der Neuhöfische kriegt mich im Klub fest: „Du kommst mit, klassisches Stück, das muß man sehen.“ „Weißt du, möchte wohl lieber nicht. Solche Eifersuchtszenen sind mir widerlich.“ Hilft nichts, er schleppt mich hin; verwünscht habe ich's, konnte die ganze Nacht kein Auge schließen; und wissen Sie, warum? Weil ich mich über die kolossale Dummheit von dem Othello ärgerte! Statt daß der schwarze Kerl froh ist, eine reizende kleine blonde Frau zu haben, die ihn trotz seiner abstoßenden Negerfrage liebt, und wie liebt! So macht er sich und ihr das Leben schwer und ist so knüppeldumm, nicht zu sehen, daß Jago ihn möppelt. Hätte nicht viel gefehlt, so wäre ich auf die Bühne gesprungen und hätte dem Kerl Mores gelehrt!“ Onkel Heinrich ist so lebhaft, daß er sich ganz fortreißen ließ. „Die arme kleine Desdemona! Was Kuckuck haben die Weiber sich so zu verplempern! Sie hätte doch venetianische Edelleute zehn für einen haben können! Ein Edelmann hätte sich nie so betragen. Denn was ist der Grund von dieser vermaledeiten Eifersucht? Mißtrauen, weiter nichts, — und das ist gemein! Wen ich zu meiner Frau mache, der vertraue ich voll und ganz, und wenn zehn Jagos, weiß der Deiwel, was, zusammenklatschen. Auf seine Frau und auf das Evangelium muß jeder Edelmann schwören können.“ Bär stand da, erblaßt bis in die Lippen, den Band

Shakespeare noch in der Hand. Und ich flüsterte wider Willen: „Mein Brauttuch! Emilia!“ — — —

Wir haben Ostern gefeiert, und die Schneeglöckchen blühen im Garten. Ich bin noch immer hier, — und das kam so: Am Tage vor unserer geplanten Abreise ging ich zu Bär in sein Studierzimmer. Ich hatte meine Sachen einpacken lassen, — selbst darf ich ja fast nichts mehr tun, Muttering wacht wie einerberus darüber. Bär sah blaß aus; er hatte die Feder in der Hand; sehr viel Gelehrsamkeit lag aufgeschlagen vor ihm da, aber er arbeitete nicht; in seinem Gesicht suchte es wie von verhaltener Bewegung. Ich legte die Arme um seinen Hals; er zog mich auf die Knie und preßte sein Gesicht in mein Haar. Ich brach in Tränen aus, ich konnte sie nicht mehr zurückhalten. Bärs starker Körper bebte; nun wußte ich, warum, — der Gedanke der bevorstehenden Trennung ergriff ihn mit solcher Macht. Ich fühlte, ich konnte ihn nicht verlassen, hier war mein Platz, hier dicht an seinem Herzen, — endlich! „Bärchen, ich bleibe.“ Er fuhr auf: „Nein, nein, Elfi, ich behalte dich nicht hier; das wäre egoistisch! Es muß ja sein, Kind; die Ärzte raten dazu, und für deine Gesundheit bringe ich jedes Opfer! Wir wollen mutig daran gehen und uns das Abschiednehmen nicht noch schwerer machen, als es ohnehin schon ist.“ Er seufzte schwer. „Wenn ich aber nun nicht will, Bär, wenn ich auch einmal meinen Kopf aufsetze, just for a change, was dann, Herr Professor Walden?“ Ich flüsterte ganz nahe seinem Ohr, denn — zu dumm! — ich fühlte, wie ich

dabei errötete. „Wenn ich aber nun nicht fort kann, — weil — weil ich es vor Sehnsucht nicht aushielte und dabei kein Mensch seine Gesundheit kräftigen kann?!“ Da brach ein Jubellaut aus seiner Brust, wie ich ihn noch nie von Bär's Lippen vernommen, und ein heißer Tropfen fiel auf meine Hand: „Mein Weib, meine kleine Elfi!“ — — —

So mußte Onkel Heinrich denn allein fortfahren, der gute Onkel Heinrich. Ich war so verlegen, als ich es ihm sagte, daß ich kaum die Worte herausstammeln konnte. Er warf einen kurzen prüfenden Blick auf mein Gesicht, dann schloß er mich in seine Arme: „Süße kleine Elfi. Ja, bleibe nur; es ist eigentlich das Natürlichste. Aber wenn dein Bär dich zu Pfingsten nicht zu uns bringt, dann drehe ich ihm den Hals um.“ — — —

#### Vier Tage vor Pfingsten.

Mit zitternder Hand schreibe ich dir, Vena, — das Furchtbare ist geschehen. Ich fühlte es kommen, — ich war zu glücklich . . . . Ich will kurz sein: Wir hatten alles zur Reise geordnet; ich war etwas müde geworden und legte mich zum Ausruhen auf das Sofa; Bär machte noch einen Geschäftsgang. Da kam Dex. Er setzte sich auf das Fußbänkchen neben das Sofa, wo Muttering sonst immer sitzt, und stützte den Kopf in die Hand. „Was ist, Dex? Du bist blaß und still! Ich finde dich überhaupt verändert in letzter Zeit.“ „Ja, man hat eben seine Sorgen.“ „Du und Sorgen?!“ Ich lachte. „Bist du

vielleicht verliebt?" „Als ob nur das einem Sorge machen könnte! Darin seid ihr Frauen wirklich sonderbar: außer der Liebe gibts nichts für euch in der Welt. Die Liebe, — offen gestanden, — hat mir bis jetzt nur Spaß, aber keine Sorgen gemacht! Es gibt viel ernstere Dinge im Leben, liebwerteste Frau Base.“ Mein Herz begann zu klopfen. „Hast du wieder Hazard gespielt, Dex?" Er nickte. „Ich will dir eine Generalbeichte ablegen; du bist doch mein verkörpertes Gewissen, du hast mich zu einem anderen gemacht, Elfi.“ Seine Stimme klang bewegt. „Sonst, mein Gott, was für Summen habe ich verschleudert, ohne mir nur einen Gedanken darüber zu machen! Jetzt, diesmal, fühle ich es wie ein Unrecht, weil du es so ansahst. Lumpige 2000 Rubel, eine bagatelle au fond. Ich telegraphierte an Paul: er verweigerte mir das Geld; da wandte ich mich an Onkel Heinrich, der kam sofort und brachte die Sache in Ordnung, nicht ohne mir vorher tüchtig die Leviten gelesen zu haben. Du kennst Onkel Heinrich; er gönnt jungen Leuten jedes Vergnügen, aber was Hazardspiel betrifft, da denkt er so strenge darüber wie du. Ich habe mir das Wort gegeben, es nie wieder zu tun; bist du nun zufrieden mit mir, Elfi?" Er kniete auf der Fußbank, sein hübsches Gesicht mir zugewandt, mit einem ihm sonst fremden Ausdruck von Festigkeit und Energie, und dabei baten seine Augen. Ich beugte mich vor und küßte ihn auf die Stirn; er legte den Kopf an mein Knie: „Wie gut, wie rein du bist, Elfi.“ Ich streichelte mit Mutterhand sein lockiges Haar, und

mein Herz wallte über von Dank und Freude. So den jungen Seelen helfen dürfen, sie auf den rechten Weg leiten, das ist mein Ideal von Frauenarbeit.

Der Abendsonnenschein flutete durchs Fenster und wob einen Glorienschein um das Bild des Kleinen. Ich war der Gegenwart entrückt, ich hatte Leg' Anwesenheit vergessen, — an die Zukunft dachte ich — und an meinen Sohn. Da hörte ich Bär's Stimme von der Schwelle her drohend und voll dumpfer Qual: „Elfi!“ und wieder „Elfi!“ Leg sprang erschrocken auf, ich ebenfalls, — ich wollte zu meinem Bären eilen, ihn küssen, ihm sagen, — — die Fußbank stand im Wege, ich stolperte, und ehe Bär mich hinzueilend in seinen Armen auffangen konnte, fiel ich schwer zu Boden . . . .

Vena, ich fürchte, ich fürchte: mein Kind ist tot! Ich fühle nicht mehr das Regen des süßen Lebens. Sie suchen alle mich zu trösten; sie sagen, es könne noch gerettet werden; aber ich sehe es ihnen an, sie lügen. Vena, nimm Muttering und Dori zu dir, wie du es mir versprochen, erziehe sie wie deine eigenen Kinder. Muttering braucht eine Frauenhand, deine Hand, Vena; du wirst sie zu dem machen, wozu sie bestimmt ist. Das eine soll gerettet werden aus dem Schiffbruch meines Lebens, — mein kleines Mädchen.

Dies Tagebuch, Vena, soll dein sein; mein Erbteil an dich. Elfi wird dich nicht aufsuchen dürfen in deiner trauten Häuslichkeit, meine Vena; Elfi geht zum Kleinen, zu Erni. Professor Meyer war eben hier; er tröstet mich, er meint es gut, aber ich lese



in seinen Augen, da steht es in deutlicher Schrift, mein Todesurteil. Ich war gestern so ruhig, so gefaßt; der Gedanke an den Tod schreckte mich nicht; heute bin ich verzweifelt, ich klammere mich an das Leben. Ich flehe zu Gott: Laß mir mein Kind, du kannst ja Tote zum Leben erwecken; erbarme dich meiner und Bär's, laß diesen Kelch an uns vorübergehen! — — Warum werde ich so hart geprüft, warum muß ich, ich so leiden? Andere Frauen sind glücklich, froh, gesund; wodurch habe ich es verdient, daß deine Hand so schwer auf mir liegt? Ich habe schon so viel getragen in meinem kurzen Leben! Ich habe entsagen, mich verleugnen gelernt; ich bin deinen Kreuzesweg gegangen, — lachenden Mundes, aber blutenden Herzens, mein Heiland. Ich habe gehungert und gedurstet; Jahre hindurch, die schönsten Jahre meines Lebens, habe ich in Einsamkeit und innerer Verödung verbracht, — ich habe mich demüthig gebeugt und bin dir und mir treu geblieben. — Nun fing es an zu tagen nach langer Nacht, — nun wollte es endlich Frühling werden, nun blühte und sproßte es, — ach, und nun soll das sterben, was du mir selbst geschenkt, mein Kind . . . Herr, du Gott der Liebe und des Erbarmens, laß es nicht geschehen, laß uns leben, uns beide, ich möchte noch leben, ich will leben und glücklich sein; ich möchte ihn noch nicht gehen, den schaurigen Todesweg; mir bangt davor . . ., ich bin schwach . . ., ich bin jung, ach! und er liebt mich . . ., er ist ein anderer geworden. — — — So flehte und betete ich die ganze Nacht in meiner Herzensangst und

hoffte, hoffte so zuversichtlich das Regen des werdenden Lebens in mir zu fühlen . . . , vergebens. — „Tot, — tot!“ — Ich rief es laut. Bär erwachte. „Was ist dir, mein Liebling?“ „Nichts weiter, Bär, als daß ich auf Gethsemane gewesen bin . . . und ganz allein . . . , denn du schließt.“ — Da hat er mich in seine Arme genommen, mein armer Bär. Seine Seele ist erwacht, ach! unter wie heißen Schmerzen.

Später. An Onkel Heinrich habe ich telegraphirt, an Vena auch. Ich gehe umher, mir tut nichts weh, und doch ist alles aus, alles! Mein kleiner Sohn ist tot . . . Ergebung habe ich nicht gefunden . . . ach! ich kann nicht einmal mehr beten; eine dumpfe Verzweiflung hält mich umfassen . . . , die dunkelsten Stunden meines Lebens nahen . . . , es geht nach Golgatha! — — Wie ist Sterben so bitter-schwer . . .

Bär ist so rührend, daß es mir fast das Herz bricht. Seine bitteren Selbstvorwürfe, — — und was kann er doch dafür, mein armer, lieber Bär? Es mußte alles so kommen . . . es mußte!

An Erich habe ich geschrieben und an Bär, einen langen Brief; meine ganze Seele habe ich hineingelegt, und er wird meine Seele verstehen, jetzt wird er . . . Kann es ihm ein Trost sein, daß meine Liebe groß, so groß war, daß sie alles trug? Was sind Worte? Mein Leben muß zu ihm sprechen.

Und nun zu dir, Vena, mein Liebling. Danken möchte ich dir für deine Liebe, für alles, was du uns gewesen. Meine kleinen Mädchen übergebe ich dir; ihre Zukunft macht mir keine Sorge: eine Mutter ver-

lieren sie, eine Mutter gewinnen sie, vielleicht eine bessere. —

Wenn mein Kind heranwächst, dann, Lena, in trauter Dämmerstunde, wo all die lieben heimlichen Hausgeister aus ihren Schlupfwinkeln hervorhuschen, wirst du ihm von seiner Mutter erzählen, von Elfi, die einst auszog, die blaue Blume des Glückes zu suchen, und . . . sie in einer Dornenhecke fand, mit, ach! so spitzen Stacheln, — von Elfi, die allen Jammer und alle Gottverlassenheit durchlebte, bis sie endlich, endlich sich beugen lernte und einsehen, daß Gottes Wege, so dunkel und verworren sie uns auch scheinen, doch zum Licht führen. — Es ist still in mir geworden, Lena, Feierabend. Ich fürchte nichts mehr; ich sehe in Glanz und Weite. Weißt du noch, wie Erich sagte, ein Soldatentod sei der schönste, weil man mit seinem Leben sein Tun besiegte. Ob ich das nicht auch auf mich beziehen darf?

Magdalena von Linden an Erich von Randen.

Wie ich es dir sagen soll, Erich? — — Ich weiß es nicht. Ich verstehe mich nicht auf vorbereitende Worte. Elfi ist tot . . ., nach kurzer Krankheit dahingegangen, nachdem sie einen toten Sohn geboren. Sie hat dir selbst noch geschrieben; ihrem Briefe füge ich diese Zeilen bei. Elfi telegraphierte: wir sollten kommen. Wir reisten sofort ab, durch Tag und Nacht; gottlob, wir kamen nicht zu spät . . . . Wie eine gebrochene Blüte lag sie da auf ihrem Schmerzens-

lager, rührender als je . . . , in ihrer zarten Schönheit und Lieblichkeit. Als ich zu ihr kam, lächelte sie und sagte: „Wie gut, daß du da bist, Vena! Ich habe auf dich so gewartet. Wo ist Georg?“ Ich kniete an ihrem Bett nieder; ich mußte alle meine Kraft zusammennehmen, um mich zu beherrschen. Sie streichelte mein Haar: „Noch einmal darf ich es streicheln, dein liebes weiches Haarchen, meine Vena,“ dann sagte sie: „Wo sind die andern . . . , wir wollen nun das heilige Mahl nehmen; denn bald, bald gehe ich ins Leben ein! Siehst du nicht, daß ich sterbe, Vena?“ Ich sah es . . . und ich mußte fort aus ihrer Nähe, ich mußte zu Georg, mich an seiner Brust ausweinen.

Wir nahmen mit ihr zusammen das heilige Mahl, auch Walden, der Ungläubige. Hoffte er noch auf ein Wunder? Die Sontener und Minsters waren gekommen sowie Veg und Theo; man hörte unterdrücktes Schluchzen . . . . Onkel Heinrich ließen die hellen Tränen aus den Augen; er küßte sie: „Meine Elfi, mein geliebtestes Kind.“ — Sie lächelte uns freundlich zu . . . , einen nach dem anderen sah sie an mit dem großen, wandernden, weiten Blick, den nur Sterbende haben, — dann rief sie Walden zu sich, — wir ließen sie allein.

Gegen Abend, — goldener Sonnenschein durchleuchtete das Zimmer, — ließ sie uns rufen, uns alle. Muttering wurde auf ihr Bett gesetzt, Dori stand daneben; sie nahm die Kinderhändchen und hielt sie in den ihren: „Vena, du wirst sie liebhaben, alle beide, gleich lieb, und Georg auch.“ Angstlich fügte

sie hinzu: „Nimm sie mit, gleich mit; sie dürfen nicht in dem verödeten Hause bleiben. Auch Erich mußt du trösten und liebhaben, sehr lieb; wir brauchen so viel Liebe, wir Randens. Jetzt hat er ja nur dich, — nur eine Schwester.“ Dann wurde sie unruhig: „Vär, es ist Zeit, ich muß gehen; gib mir deine Hand, komm näher, — näher, — — es wird dunkel, — wo ist die Sonne? Geh nicht fort, Vär.“

Ihren Schwager winkte sie heran und Alma Holten: „Euch übergebe ich Vär; sorgt für ihn, laßt ihn nicht allein, sonst . . ., du verstehst, Eduard?“ . . .

Dann wanderte ihr Geist: „Der Kleine steht vor der Thür und Erni . . . Warum laßt ihr sie nicht herein? . . . Alle Blumen sind tot, Vena, alle meine Blumen. Unsere Maiglöckchen blühen noch nicht, — und auf die Rosen kann ich nicht mehr warten! — Was werdet ihr mir ins Haar flechten? Einen Kranz möchte ich haben, einen Kranz von weißen Blumen . . ., wie Mutti . . . Und . . . mein kleines Kind legt zu mir, meinen Sohn . . ., an mein Herz legt ihn . . . Mein Herz war krank, Vena; darum ist es gut, daß ich sterbe . . . Vär, ich war doch glücklich!“ Ein strahlendes Lächeln überflog noch einmal ihr Gesicht: „Wie der Kleine sich freut, daß ich komme! Und Erni, Liebling . . . Vär, mein Vär, die Liebe ist die größte unter ihnen . . .“

In der Nacht schlummerte sie hinüber. — — —

An einem sonnigen Mittage brachten wir sie auf den Friedhof. Ihren Grabhügel bedeckten so viel Blumen, meist Maiglöckchen, — ihre Lieblingsblumen . . .

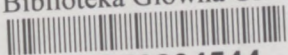
Wir knieten weinend an ihrem Grabe, und die Berchen stiegen in die Luft und jubilierten . . . Erich, ich habe an Elfis Totenbett gefessen, ich habe in die stillen, verklärten Züge unseres Lieblings geblickt . . . und ich kann sie nicht zurückwünschen! Die Schrift, die ich dort las, war eine Siegeschrift. Um den Mund lag ein schmerzlicher Zug von Leid, von Kampf, von Entsaugung, unsagbar rührend anzusehen, — auf der reinen Stirn aber thronte die ganze Majestät des Sieges, eine Hoheit und Größe, wie die Erde sie nicht geben kann. Unser Sonnenkind, Erich . . . Nun hat es das Dunkel für immer überwunden, das Dunkel und das mühevollen Wandern auf hartem, steinigem Wege. Nun kann das Erdenleben ihm nichts mehr versagen, nun ist es im Licht und im Frieden. — Wir hätten unserem Liebling ein anderes Los gewünscht, und dennoch, Erich, und trotz allem, es ist ein schönes Leben gewesen, ein Leben, in dem jeder Pulsschlag — Liebe war . . .

Diese Liebe haben wir mit Elfi nicht begraben; sie bleibt uns; denn sie ist ebenso treu und ewig wie das reine Kinderherz, das auf dem Friedhof draußen neben seinen Lieben ruht, — wie die Seele, die sich ihr weißes Brautgewand zu erhalten mußte, — fleckenlos, der keine niedrige Leidenschaft und keine Sünde anhaften konnte, — diese Seele eines echten, reinen, wahren Weibes.

Ähnliches äußerte Dr. Eduard Walden; als Elfi wie eine Braut geschmückt im Sarge lag, sagte er, die Hand auf die Schulter seines Bruders legend: „Du



Biblioteka Główna UMK



300050804544

Biblioteka Główna UMK



300050804544